Biblioteka
U.M.K.
Toruń
118747
II

Deutscher Sagenschatz

Von

Prof. Dr. O. Richter

3.

Nordostdeutschland.

---

57. Volksbibliothek

v. Puttkamer

Deutscher Sagenschatz.

Eine Auswahl der schönsten deutschen Sagen.

Nach Landschaften geordnet

und bearbeitet von

Professor Dr. J. W. Otto Richter

(Otto von Golmen).

III. Band.

Nordostdeutschland.

(Die Provinzen Brandenburg, Schlesien, Posen, Pommern, West- und Ostpreußen.)

Glogau.

Carl Flemming, Verlag,

Buch- und Kunstdruckerei, A. G.

Riesengebirge mit Schneekoppe.

Von Krummhübel aus gesehen.

214665

Sagenschatz

aus

Nordostdeutschland.

Eine Auswahl der schönsten Sagen

aus den

preußischen Provinzen Brandenburg, Schlesien, Posen, Pommern, West- und Ostpreußen.

Zusammengestellt und bearbeitet

von

Professor Dr. J. W. Otto Richter

(Otto von Golmen).

Mit 4 Abbildungen.

Glogau.

Carl Flemming, Verlag,

Buch- und Kunstdruckerei, A. G.

178747
II.

Vorwort.

Mit dem dritten Bande des deutschen Sagenschatzes gelangt die Auswahl von Sagen, welche Norddeutschland, und insbesondere den preußischen Staat, behandelt, zum Abschlusse. Auch in diesem Bande sind hinsichtlich der Auswahl und der Darstellungsweise diejenigen Grundsätze gewissenhaft beobachtet worden, welche ich in dem Vorworte des ersten Bandes aufgestellt habe. Wie vielseitig die Quellen meiner Auswahl gewesen sind, zeigt der Hinweis auf Sagenherausgeber, den ich diesmal wieder zu jeder einzelnen Nummer hinzugefügt habe.

Beim Abschlusse einer größeren Abteilung des Werkes möchte ich auf einen besonderen Vorzug desselben recht nachdrücklich hinweisen:

Bei meiner ganzen Auswahl bin ich bestrebt gewesen, die Eigenartigkeit, welche der betreffende Volksstamm in seinen Sagendichtungen kund thut, zu lebendigem Ausdrucke zu bringen. Wer die bisher erschienenen drei Bände aufmerksam durchblättert, der wird in der That finden, daß die einzelnen größeren Abteilungen derselben ein wertvolles Material enthalten, aus welchem die Charakteristik der deutschen Stämme in überraschender Weise ergänzt und vervollständigt werden kann. Neben Gedanken, welche

sich öfter wiederholen und dadurch als Gemeingut des ganzen Volkes erscheinen, finden sich zahlreiche andere Gedanken, die sofort als Ureigentum des besonderen Stammes erkannt werden.

Und so wird denn diese Sammlung, ganz abgesehen von dem Genusse, welchen deren einzelne Nummern als solche gewähren, auch, wie ich hoffe, ihren Wert für die genauere Erkenntnis des deutschen Volkstums haben.

Wenn irgend möglich, sollen demnächst noch drei weitere Bände die Sagendichtungen Süddeutschlands, sowie der außerhalb des Deutschen Reiches wohnenden deutschen Volksstämme behandeln.

Godesberg a. Rh., den 21. Oktober 1901.

Der Herausgeber.

Inhalts-Verzeichnis.

Sagen aus Berlin und der Mark Brandenburg.

		Seite
1.	Der Edelstein im brandenburgischen Kurhute	3
2.	Die Herren von der Linde	4
3.	Die vier Brüder	6
4.	Das Steinkreuz vor der Marienkirche in Berlin	7
5.	Der Stock als Verräter	10
6.	Die weiße Frau	12
7.	Joachim von Schapelow	14
8.	Die Hussiten vor Bernau und das Bernauer Bier	15
9.	Von den Müggelsbergen und dem Teufelssee	18
10.	Das Schildhorn bei den Pichelsbergen	20
11.	Schloß Grunewald	21
12.	Der Sackpfeifer und der Wolf	22
13.	Die stummen Frösche zu Schwante	23
14.	Das Wunderblut zu Wilsnack	24
15.	Die Gänse zu Puttlitz	26
16.	Die Herren von Jagow	27
17.	Familiensagen derer von Alvensleben	28
18.	Die elf Berge bei Potsdam	29
19.	Die Schlangenkönigin im See zu Sakrow	31
20.	Frau Hare	32
21.	Die Quelle in Templin	34
22.	Kohlhasenbrück	37
23.	Die Keule am Thor zu Jüterbock	39
24.	Der Schmied zu Jüterbock	40
25.	Der See am Döllenkruge	42

Seite

26. Die wilde Jagd in der Mark 43
27. Vom Kloster Lehnin 45
28. Der alte Uchtenhagen 47
29. Vom Werbellinsee 49
30. Der Schmied im Monde 50
31. Lippold von Bredow und der Teufel 53
32. Der Kobold in der Mühle 55
33. Der Herr von Kahlebutz 57
34. Der Pferdehirt zu Dierberg 58
35. Der Herr von Reisewitz 59
36. Das Bassewitzfest zu Kyritz 60
37. Der Verrat von Prenzlau 61
38. Die Schätze im Teufelsberge bei Oderberg 62
39. Die Meininge 64
40. Vom Scharmützelsee 66
41. Wie der Tod verbrannt wurde 66
42. Der unterirdische Gang in Spremberg 67
43. Der Schlangenkönig zu Lübbenau 68

Sagen aus Schlesien.

1. Warum die Schlesier Eselsfresser genannt werden 73
2. Die Wahrzeichen von Breslau 74
3. Die Armesünderglocke zu Breslau 75
4. Der steinerne Kopf an der Domkirche zu Breslau 77
5. Die eiserne Jungfrau auf der Burg zu Breslau 80
6. Die Hahnenkrähe vor dem Nicolaithore zu Breslau 82
7. Der schwarze Friedrich 85
8. Die Erbauung des Klosters Trebnitz 87
9. Die Teufel zu Neurode 89
10. Das Hummelschloß 91
11. Die Hirtensteine bei Glatz 92
12. Vom Zobtenberge 93
13. Das steinerne Kreuz im Teufelsthal 95
14. Burg Greiffenstein 99
15. Kunigunde vom Kynast 102
16. Die Entdeckung von Warmbrunn 105
17. Der Kopf des Ratmanns zu Schweidnitz 106
18. Die beiden Grabsteine in der Klosterkirche zu Leubus . . . 107

Seite

19. Herzog Hans von Sagan 110
20. Das Bügeleisen zu Glogau 111
21. Das Wappen der Prittwitze 113
22. Rechenbergs Knecht 114
23. Burg Tzeschhaus 115
24. Die Teufelseiche 117
25. **Sagen vom Rübezahl.** 118
    Der Schuhknecht 119
    Der schacherhafte Jude 121
    Die Goldblätter 122
    Der goldene Kegel 123
    Rübezahls Testament 124
    Der vertauschte Spieß 126
    Der Helfer in der Not 127
26. Salzbrunn 134
27. Vom Gröditzberge 138
28. Der Totentanz zu Neiße 139
29. Die Kapelle auf der Galgengasse in Görlitz 141
30. Von der Landskrone bei Görlitz 143

Sagen aus der Provinz Posen.

1. Das Bernhardinerkloster in Bromberg 147
2. Die faule Magd 148
3. Die Pestjungfrau 149
4. Das eingesetzte Hasenherz 150
5. Die Brahejungfern 152
6. Der See Skrzynska 153
7. Die Eroberung von Nakel und Filehne 154
8. Schloß Bentschen 156

Sagen aus Pommern.

1. Vineta 161
2. Julin 163
3. Die Blutflecken in der Jacobikirche zu Stettin 164
4. Vom Gollenberge bei Cöslin 164
5. Der Dombau zu Colberg 166
6. Der Schloßberg bei Bütow und die Jungfernmühle 167
7. Die arme reiche Frau zu Stralsund 168

Seite

8. Der Dänholm 170
9. Die Gründung von Greifswald und der Rechtsspruch . . . 170
10. Bogislaus X. und Hans Lange 172
11. Klabatersmänneken im Gebälk 174
12. Der Heckethaler 175
13. Vom Schlosse Daber 176
14. Die Klosterruine zu Eldena 178
15. Die Hirtin vom Rugard 179
16. Der Mäuseteich zu Pudmin 180
17. Die schwarze Frau auf Stubbenkammer 181
18. Johann Wilde 182
19. Der Herthasee 184
20. Das brennende Geld 185
21. Die alte Burg bei Löbnitz 187
22. Die beiden Störe zu Grabow 189
23. Die Maränen im Madüsee 189

Sagen aus West- und Ostpreußen.

1. Der heilige Adalbert 193
2. Das weiße Pferd 194
3. Die Pfarrkirche zu Culm 195
4. Der Wucherer zu Thorn 196
5. Wie der Teufel einen Schusterjungen entführt hat 197
6. Der Messerschlucker 200
7. Das Kruzifix zu Königsberg 201
8. Syrene auf Christburg 202
9. Die gehängten Diebe und der Edelmann 204
10. Wie ein Dieb seinem Erretter gelohnt hat 206
11. Der Hagelsberg 208
12. Die Uhr der St. Marienkirche zu Danzig 209
13. Der reiche Bauer zu Niclaswalde 211
14. Der Brotstein zu Oliva 212
15. Das Vorwerk Hilfe bei Konitz 213
16. Die eingesperrte Pest 214
17. Baldenburg 215
18. Die goldene Wiege 216
19. Streiche der Bauern von Lichtenau 217
20. Das Madonnenbild zu Marienburg 221

Seite

21. Kröte und Katze im Kruge 221
22. Das Haupt der heiligen Barbara 222
23. Der Gardwinger Grund 223
24. Der Galtgarben 225
25. Heiligenlinde 225
26. Der Goldberg 227
27. Der Kamsvikus 228
28. Die Ritter und Nonnen zu Kreutzburg 229
29. Das Wunschpferd 231
30. Der Schloßberg bei Tilsit 233
31. Die Leichenflugbahn zu Ragnit 235
32. Die Wasserjungfern im Tilsiter Schloßteiche 236
33. Die Glossen des Rechtes 239
34. Die Betrügerei mit dem himmlischen Sendboten 241

Sagen aus Berlin und der Mark Brandenburg.

1. Der Edelstein im brandenburgischen Kurhute.

Als der Burggraf Friedrich von Hohenzollern auf seiner Burg die Boten des Kaisers empfangen hatte, welche ihm verkündigten, daß ihn derselbe zum Kurfürsten gewählt habe und auffordere, nach Kostnitz zu kommen, wo ihn der Kaiser mit dieser Würde belehnen wolle, lag er schlaflos auf seinem Bette. Da hatte er, wie die Sage berichtet, um Mitternacht eine wunderbare Erscheinung. Ein liebliches Wesen, halb Jungfrau, halb Kind, trat vor ihn und verkündigte ihm viel Lebensglück und Sieg in der Schlacht; zugleich reichte es ihm einen Karfunkelstein, der wunderbar in allen Farben des Regenbogens schimmerte. Schmücke dich mit diesem Stein, sprach es freundlich und verschwand. Als der Morgen anbrach, glaubte der Burggraf geträumt zu haben, allein vor ihm lag der wunderbare Stein. Derselbe leuchtete freilich nicht mehr in heller Farbenglut, wie in der vergangenen Nacht, sondern war trübe und glanzlos. Trotzdem warf ihn Friedrich nicht fort, sondern schloß ihn zum Andenken an das nächtliche Gesicht sorgsam in seine Truhe ein. Nach manchem schweren Streite war endlich der Tag gekommen, an welchem er in festlichem Schmucke in die Stadt Berlin einziehen sollte, siehe, da zeigte es sich, daß von den Diamanten des Kurhutes der kostbarste verloren gegangen war. Jetzt erinnerte sich der Kurfürst des Steines, den er in jener Nacht zum Geschenk erhalten hatte; er holte ihn aus seiner Truhe hervor und versuchte, ob der Stein in die Lücke passe. Kaum hatte derselbe den Hut berührt, siehe, da saß er so fest, daß

man ihn nicht mehr drehen oder wenden konnte, und auf einmal leuchtete er so hell, wie keiner der anderen Edelsteine um ihn. Jener Karfunkelstein aber soll von da an als Talisman vom Vater auf den Sohn als das kostbarste Stück der brandenburgischen Krone vererbt worden sein. Nach Ziehnert.

2. Die Herren von der Linde.

Auf dem Kirchhofe der Heiligen Geistkirche zu Berlin haben vor vielen Jahren drei gewaltige Lindenbäume gestanden, die mit ihren Ästen den ganzen weiten Raum überdeckten. Von ihnen erzählte man sich folgende Sage:

Am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts lebten unter dem Kurfürsten Johann Georg zu Berlin drei Brüder, Bruno, Michael und Gotthold mit Namen, welche sich außerordentlich liebten. Da trug es sich zu, daß Gotthold, der jüngste derselben, sich in die Tochter des kurfürstlichen Kapellmeisters, eines Italieners, verliebte. Bald gelang es ihm auch, die Gegenliebe der schönen Italienerin zu erlangen; aber ihr stolzer Vater wollte durchaus nicht seine Einwilligung zur Verheiratung geben. Der Hauptgrund dieser Abweisung war der, daß der Italiener auf den Beifall neidisch war, welchen Gottholds Bruder Bruno durch sein schönes Geigenspiel bei dem Kurfürsten geerntet hatte; der Kapellmeister befürchtete, durch diesen Künstler aus seiner Stelle verdrängt zu werden. Da trat folgendes schreckliche Ereignis ein: Bei einem Gedränge, welches auf der Langen Brücke entstand, erhob sich plötzlich ein lautes Geschrei; der italienische Kapellmeister stürzte nieder, man fand ein bis ans Heft in seiner Brust steckendes Messer, und indem er auf

die neben ihm stehenden drei Brüder zeigte, gab er seinen Geist auf. Niemand zweifelte, daß einer derselben den Mord begangen habe, und man zog zuerst Bruno, welcher dem Ermordeten zunächst gestanden hatte, gefänglich ein. Derselbe leugnete aber auf das Entschiedenste nicht nur die That selbst, sondern auch jede Kenntnis über die Umstände derselben. Da indes der Schein wider ihn war, wurde er zum Tode verurteilt. Noch saß er im Gefängnisse, als eines Tages seine beiden Brüder vor dem Richter erschienen und jeder derselben sich des begangenen Mordes schuldig erklärte. Kaum hatte dies der zum Tode Verurteilte vernommen, als auch er, indem er erkannte, daß seine Brüder ihn nur retten wollten, der That geständig wurde. So standen statt eines Thäters auf einmal drei vor Gericht, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete, daß er allein jenen Mord begangen habe. Da wagte der Richter nicht den Urteilsspruch an dem ersten zu vollstrecken, sondern legte den Fall der Entscheidung des Kurfürsten vor. Dieser verordnete, daß hier ein Gottesurteil entscheiden solle. Er befahl, ein jeder der drei Brüder solle eine junge, gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, so daß die Wurzeln nach oben stünden; wessen Baum dann vertrocknen würde, den hätte Gott selbst dadurch als den Thäter bezeichnet. So geschah es auch. In feierlichem Zuge, begleitet von allen Geistlichen Berlins, dem Gerichtshofe und vielen Bürgern, wurden die drei Brüder auf den Kirchhof geführt. Nachdem alle gebetet hatten und fromme Lieder gesungen worden waren, pflanzte jeder der drei Brüder sein Bäumchen und ging dann frei nach Hause. Und was geschah? Schon nach wenigen Wochen bekamen alle drei Bäume frische Triebe, die eigentlichen Wurzeln verwandelten sich in blätterreiche Zweige, und die Bäume wuchsen üppig in die Breite. Da zweifelte niemand mehr daran, daß Gott selbst das Urteil gesprochen habe, und

die drei Brüder wurden von dem Gerichte freigesprochen. Gotthold durfte nun die Tochter des verstorbenen Italieners heiraten, der Kurfürst aber erhob die drei Brüder, zur Anerkennung für ihre gegenseitige Aufopferung, unter dem Namen der Herren von der Linde in den Adelstand und setzte die Linden in ihr Wappen. Die Linden aber wuchsen so frisch heran, daß sie bald den ganzen Heiligen Geistkirchhof überschatteten. Den Mörder des italienischen Kapellmeisters soll man nie entdeckt haben; man vermutete wohl, daß dieser sich selbst den Tod gegeben habe, um seinen verhaßten Nebenbuhler Bruno zu verderben.

Nach Schwartz.

3. Die vier Brüder.

Die Brüderstraße in Alt-Kölln hat wahrscheinlich ihren Namen von dem Kloster der schwarzen Brüder, das an ihrem Eingange lag und in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gestiftet worden ist. Die Sage freilich giebt hierüber eine andere Erklärung: Vor langen, langen Jahren sollen in Kölln an der Spree vier Brüder gelebt haben, die wegen ihrer treuen Liebe zu einander in jedermanns Munde waren. Sie wohnten in einem Hause, was einer that, thaten alle; ging einer aus, so begleiteten ihn die anderen drei, ja sie ritten, wie einst die vier Haimonskinder, zusammen auf einem Pferde. Über diese brüderliche Eintracht ärgerte sich aber der Teufel; er beschloß Uneinigkeit zwischen ihnen zu säen und bediente sich dazu, wie fast immer, eines Frauenzimmers. Als sie einst zusammen ausgegangen waren, ließ er ihnen ein wunderschönes Mädchen in den Weg kommen; die Brüder wurden plötzlich alle von

einer heftigen Leidenschaft für dasselbe ergriffen, und als es nahe am Thore auf einmal verschwand, trennten sie sich zum erstenmal von einander, ohne daß einer dem anderen ein Wort sagte. Jeder schlug einen anderen Weg ein, in der Hoffnung, das schöne Mädchen wiederzufinden und für sich zu gewinnen. Da dachte der Teufel, das Spiel gehöre schon ihm, und schickte die schöne Dirne zum zweitenmal aus, und zwar gleich in das Haus der vier Brüder, damit sie sich denselben als Magd anbieten sollte, um dieselben, weil natürlich jeder sie besitzen wollte, erst recht zu entzweien. Allein als sie das Zimmer derselben betrat, sah sie die vier Brüder mit einander beten und erhielt, nachdem sie ihnen ihre Dienste angeboten hatte, die strenge Antwort: Wir haben beschlossen, uns bis an unser Lebensende selbst zu bedienen, und damit kein irdisches Wesen wieder zwischen uns treten kann, das Gelübde gethan, ein Kloster zu erbauen und als die ersten Brüder in dasselbe einzutreten; du aber ziehe schleunig deines Weges!

Also erbauten die Brüder auf derselben Stelle, wo ihr Haus gestanden, das Kloster der schwarzen Brüder, welches bis 1536 bestanden hat. Vor langer Zeit sah man an diesem Gebäude noch ein Bild jener vier Brüder, alle auf einem Pferde sitzend.

Nach Ziehnert.

4. Das Steinkreuz vor der Marienkirche in Berlin.

Rechts vom Eingange der Marienkirche zu Berlin befindet sich unter dem Turme ein uraltes, ziemlich roh gearbeitetes Steinkreuz, von welchem man folgendes erzählt:

Als König Ludwig der Bayer seinen gleichnamigen jungen Sohn als Markgrafen von Brandenburg eingesetzt hatte, ver-

hängte der Papst den Kirchenbann, in welchem sich der König befand, auch über den Markgrafen. Die Geistlichkeit nahm daher gegen den jungen Ludwig Partei und suchte das Volk gegen ihn zu erregen. Im allgemeinen waren die Berliner auf der Seite des jungen Landesherrn und ließen sich durch die Feindschaft des Papstes nicht irre machen. Da kam der Propst Nikolaus von Bernau, welcher zu den heftigsten Gegnern Ludwigs gehörte, nach Berlin und bestieg am 16. August 1325 nach der Messe die Kanzel der Marienkirche, verkündete, nach einer heftigen Ansprache an die Kirchenbesucher, die Bannbulle des Papstes gegen den König und den Markgrafen und forderte die Bevölkerung auf, diesen Erzketzern den Gehorsam zu kündigen. Zum Schlusse zündete er zwei Kerzen an, schleuderte sie von der Kanzel herab in den Kirchenraum und rief: Fluch, Fluch diesen Ketzern! Mögen ihre Leiber faulen auf allen vier Straßen der Welt, und ihr Gedächtnis möge ein Spott und ein Fluch sein!

Einen Augenblick waren die Zuhörer starr vor Erstaunen, dann aber ging ein starkes Murren durch ihre Reihen. Dadurch gereizt, fügte der Propst die heftigen Worte hinzu: Es zeigt sich, daß ihr selbst Kinder des Satans seid, die einst in der Hölle brennen müssen! — Dann war er von der Kanzel herabgestiegen und hatte sich dem Ausgange der Kirche zugewendet. Nun aber umringte ihn die Menge und drängte ihn zur Kirche hinaus auf den Kirchhof.

Greift den frevelhaften Priester, rief man, welcher uns alle samt dem Könige und dem Markgrafen in die Hölle bringen will! Hochaufgerichtet und funkelnden Auges stand der Priester in der wütenden Menge, welche sich unaufhörlich vermehrte, und reizte sie durch erneute Zornesworte. Da wurde plötzlich durch tollkühne Jünglinge ein Scheiterhaufen errichtet; in wenigen Augenblicken war der Propst auf denselben emporgehoben und das Feuer entzündet. Vergeblich suchten vereinzelte Anhänger

des Priesters das unselige Werk zu verhindern; sie wurden beiseite gedrängt, in wenigen Augenblicken gelangte die Gewaltthat zum Abschluß. Die Flammen des Holzstoßes beleuchteten die hohe Gestalt des Priesters, welcher mit strengem Blicke auf die wilde Schar hinabschaute und rief: Fahret in euren Sünden dahin; Gott wird mich an euch rächen! Dann begann er mit gefalteten Händen die Sterbegebete zu sprechen. Bald darauf sank er, von dem Rauch erstickt, in die Flammen. Eine Stunde später fiel der Holzstoß über seiner Asche zusammen.

Die Folge dieses Priestermordes war, daß die Stadt Berlin mit dem Bann und dem Interdikt belegt wurde und in große Bedrängnis geriet. Viele Jahre lang bemühte sich der Stadtrat bei dem Bischof von Brandenburg, dem Erzbischof von Magdeburg und selbst bei dem Papste, die Unthat zu sühnen und dadurch die Aufhebung der schweren Kirchenstrafen zu bewirken. Erst im Jahre 1347 gelang dies unter der Bedingung, daß die Gemeinde an der Stelle, wo der Mord verübt worden war, ein Kreuz errichtete und in einem nahen Kapellchen eine ewige Lampe unterhielte.

Das Kapellchen hat lange Zeit gestanden, und als es verschwand, wurde das an dieser Stelle erbaute Haus in der Spandauer Straße noch viele Jahre hindurch die „Lampe“ genannt; das Steinkreuz aber ist noch immer zu sehen; freilich soll es in alter Zeit auf einem höheren Untergrunde gestanden haben.

Nach Ziehnert.

5. Der Stock als Verräter.

In Berlin lebte einst ein reicher Bäcker, der sein Geschäft aufgegeben hatte und mit dem ersparten Gelde Wucher trieb. Dies ging aber nur eine kurze Zeit, weil keiner, der ihm einmal in die Hände gefallen war, zum zweitenmal bei ihm borgte. Da kam er auf ein anderes Mittel, sich Geld zu verschaffen; er trat selbst als Borger auf. Zuerst ging er zu seinem früheren Gehilfen, welchem er sein Geschäft verkauft hatte, und bat diesen, er möge ihm doch auf drei Tage mit fünfzig Dukaten aushelfen, da er sich gerade selbst ausgegeben und eine bedeutende Zahlung zu machen habe. Der Mann hatte kein Arg und lieh seinem früheren Meister das Geld ohne einen Schuldschein. Die drei Tage vergingen, und der Schuldner ließ sich bei dem Darleiher nicht sehen; denn der Wucherer hatte sich vorgenommen, nicht einen Heller zurückzugeben. Geduldig wartete der junge Bäcker noch ganze acht Tage; als sein alter Meister aber immer noch nicht erschien, ging er zu ihm und bat sich sein Geld aus. Da kam er jedoch schön an. Der Schuldner stellte zwar nicht in Abrede, die fünfzig Dukaten erhalten zu haben, versicherte aber hoch und teuer, sie ihm am bestimmten Tage zurückgebracht zu haben. Als der Gläubiger dies in Abrede stellte, ward sein früherer Meister grob und beschuldigte ihn, er wolle das Geld zweimal bezahlt haben. Nun ging der junge Bäcker vor das Gericht, bei welchem damals solche Händel durch mündliche Verhandlung geschlichtet zu werden pflegten. Es wurde also dem alten Wucherer ein Tag anberaumt, an welchem er sich vor dem Richter zu verantworten hatte. Wie vorher räumte er auch hier den Empfang des Darlehens ein, behauptete aber, dasselbe rechtzeitig zurückgegeben zu haben, und erbot sich, seine Aussage eidlich erhärten zu wollen. Sein Gegner nahm dieses Anerbieten

an, weil er glaubte, daß der Wucherer wegen einer für ihn so geringfügigen Summe keinen Meineid schwören werde; allein er irrte sich. Denn am festgesetzten Tage erschien der alte Wucherer und war bereit, den vom Richter aufgestellten Eid, daß er die fünfzig Dukaten dem jungen Bäcker richtig zurückgezahlt habe, zu leisten. Er reichte seinem herzugetretenen Gegner seinen Hut und Stock mit den Worten hin: Haltet doch euerm alten Meister aus Gefälligkeit einen Augenblick sein spanisches Rohr!

Nachdem dieser, er wußte selbst nicht warum, solchen Wunsch erfüllt und Hut und Stock in seine Hände genommen hatte, leistete der Alte ohne Bedenken den vorgeschriebenen Eid. Kaum war er aber damit zu Ende, so entstand unter den Anwesenden ein lautes Murren, weil jedermann überzeugt war, daß soeben ein Meineid geschworen worden sei. Dem Richter blieb natürlich nichts weiter übrig, als den Wucherer freizusprechen und die Klage des jungen Bäckers abzuweisen. Da drängte letzterer mit seinen Freunden hinter dem alten Meister her, so daß dieser Mißhandlungen befürchtete. Er machte also in der Gerichtslaube plötzlich Halt, erhob sein gewichtiges spanisches Rohr drohend gegen seine Verfolger und rief: Ihr sollt mich nicht ungestraft um meine Ehre gebracht haben; denn wer selbst betrügen will, traut andern das nämliche zu! Dies war dem jungen Bäcker und seinen Freunden zu arg; sie stürzten sich auf ihn, um ihn wenigstens zur Thür hinauszuwerfen. Der alte Wucherer hielt jedoch festen Stand und ließ seinen Stock wacker auf den Rücken und Köpfen seiner Widersacher tanzen. Da auf einmal schien ein Wunder zu geschehen. Bei einem gewaltigen Schlage sprang der Stock mitten auseinander, und eine Menge Goldstücke rollten aus dem Innern desselben auf den Fußboden hinab. Der alte Bösewicht hatte, wie sich zeigte, in den hohlen Stock die fünfzig Dukaten gethan und, da er den Stock, ehe er schwur, dem Kläger in die

Hand gegeben, dem Wortlaute nach keinen Meineid geschworen. Allein das Volk war anderer Meinung über diesen Kunstgriff, und es fehlte wenig, so wäre der Alte auf der Stelle der allgemeinen Entrüstung zum Opfer gefallen. Dadurch, daß sein Gegner zu seinem Schutze auftrat, entging er dieser Gefahr. Nun verurteilte ihn aber das Gericht nicht bloß zu reichlicher Wiedererstattung des Geldes, sondern kennzeichnete auch seine verruchte That in eigentümlicher Weise: Zeit seines Lebens mußte er eine seidene Schnur um den Hals tragen, welche die Stelle eines Strickes vertrat und nach der der Scharfrichter von Berlin von Amts wegen jährlich einmal sehen mußte, für welchen Dienst ihm der Wucherer jedesmal fünfzig Gulden auszuzahlen hatte.

Nach Cosmar.

6. Die weiße Frau.

An viele alte Schlösser der Mark, sowie an Stätten, wo Burgen und Klöster gestanden haben und namentlich noch Ruinen vorhanden sind, knüpft sich die Sage von der weißen Frau. So ist auch die Geschichte von der weißen Frau auf dem Schlosse zu Berlin ein altes Gespräch. Man hat sie hier für eine Art Hausgeist der Hohenzollerschen Fürsten halten wollen, um so mehr, als dieselbe Sage auch auf den alten fränkischen Schlössern der fürstlichen Familie vorkommt. Dort soll sie sich bei Todesfällen, Geburten und Vermählungen haben sehen lassen. Ihre Tracht war ein langes, weißes Gewand und eine gleiche Haube mit langem, hinten zurückgeschlagenem Witwenschleier. Einige behaupteten, daß sie, wenn ein Todesfall bevorstände, an beiden Händen schwarze Handschuhe trage. In Berlin überwog die Annahme, daß sie besonders einen Todesfall in der

fürstlichen Familie vorher verkünde. Sonst that sie, heißt es, niemandem, der ihr bescheiden aus dem Wege ging, etwas; überhaupt verschwinde sie meist ebenso plötzlich, als sie unerwartet erschienen. Vielfach begegnet man der Annahme, daß die weiße Dame der Geist der Gräfin Kunigunde von Orlamünde sei, von welcher folgendes erzählt wird:

Als Graf Otto von Orlamünde jung verstorben war, warf seine hinterlassene Witwe Kunigunde, welche auf der Plassenburg wohnte, ihre Liebe auf den schönen Burggrafen Albrecht von Hohenzollern. Man hinterbrachte ihr aber, daß der Burggraf geäußert habe: Wenn nicht „vier Augen" im Wege ständen, wollte ich mit dieser Witwe zu Plassenburg wohl eine Heirat eingehen! Er hatte seine Eltern gemeint, sie aber bezog es auf ihre zwei kleinen Kinder und tötete dieselben durch eine große Nadel, welche sie ihnen oben auf dem Kopfe durch die Hirnschale stieß, so daß kein Anzeichen von einer Wunde sichtbar war. Der Mord soll an den Tag gekommen, die Kinder im Kloster Himmelskron begraben, die böse Mutter aber zu Hof mit ewigem Gefängnis bestraft worden sein. Seitdem soll sich nun die weiße Dame in den Schlössern der Hohenzollern zeigen.

Von der ersten Erscheinung derselben auf der Plassenburg erzählt man folgende Geschichte:

Markgraf Albrecht der Krieger, ein beherzter und unerschrockener Fürst, wollte, als ihm von der weißen Frau berichtet wurde, nicht an die Erscheinung glauben. Er verbarg sich also in dem langen Fürstensaale, den man durchschreiten mußte, wenn man aus einem Flügel des Schlosses in den andern gelangen wollte, und erwartete die Erscheinung. Nach Mitternacht öffnete sich die Verbindungsthür, eine verhüllte hohe Gestalt trat ein und schlich leise nach der entgegengesetzten Seite auf die zur Wohnung des Markgrafen führenden Stufen zu. Albrecht sprang vor, umfaßte mit kräftigen Armen die Erscheinung, schleppte sie

trotz heftigen Sträubens bis zur steilen, in den Schönhof führenden Wendeltreppe und stürzte sie mit gewaltigem Stoße kopfüber hinab. Auf seinen Ruf erschienen nun Diener mit Licht; man stieg hinunter und fand den Kanzler Christoph Straß mit gebrochenem Genick, bei ihm einen Dolch und Briefe, welche auf ein Einverständnis mit den Feinden des Fürsten und auf die Absicht derselben deuteten, den Markgrafen heimlich ermorden zu lassen.

Im Berliner Schlosse soll sich das Gespenst am 1. Januar 1598, acht Tage vor dem Tode des Kurfürsten Johann Georg, am 1. Dezember 1619, 23 Tage vor dem Tode des Kurfürsten Johann Sigismund, 1667, kurz vor dem Tode der Kurfürstin Luise Henriette, und hernach noch vielmals gezeigt haben.

Nach Schwartz u. a.

7. Joachim von Schapelow.

Zu den Zeiten des Kurfürsten Johann Georg soll zu Berlin ein Edelmann Namens Joachim von Schapelow gelebt haben, dessen Körperkraft außerordentlich war. Einstmals befand sich, wie erzählt wird, ein fremder Fürst in Berlin zum Besuche des Kurfürsten, der hatte einen ungeheuer großen und starken Mann mitgebracht, von dem er rühmte, daß kein lebender Mensch ihm an Kraft gleich komme. Das wollte der Kurfürst nicht glauben, sondern meinte, sein Schapelow sei stärker. Er befahl diesem daher, sich mit dem Riesen zu messen. Das waren alle Teile zufrieden; denn jeder Fürst hoffte, daß sein starker Mann den Sieg davontragen würde. Kaum war der Wettkampf begonnen worden, so warf Schapelow den fremden Riesen zu Boden, ergriff denselben dann, als er aufstand, von neuem, hielt

ihm beide Hände fest, daß er sich nicht rühren konnte, trug ihn zum Fenster und wollte ihn aus demselben hinauswerfen, zum öffentlichen Wahrzeichen seines Sieges. Das gestattete der Kurfürst freilich nicht, doch war er über den Sieg seines Edelmannes so erfreut, daß er ihm erlaubte, sich aus dem kurfürstlichen Keller soviel Wein heraufzuholen, als er mit einem Male tragen könne. Da sah man erst die erstaunliche Kraft des Schapelow. Er nahm nämlich ein Faß unter den rechten Arm, ein Faß unter den linken, ferner ergriff er ein Faß am Spundloche mit den vier Fingern der rechten und eins mit den vier Fingern der linken Hand; also daß er insgesamt vier Fässer Weins aus dem Keller trug. Als das der Kurfürst gesehen, soll er gesagt haben: Schapelow, Schapelow! diesmal mag's geschehen; wir werden dich aber wohl nicht wieder in unsern Weinkeller schicken!

Nach Schwartz.

8. Die Hussiten vor Bernau und das Bernauer Bier.

Als die Hussiten im Jahre 1432 die Mark verwüsteten, sind sie auch vor die damals sehr feste Stadt Bernau gekommen und wollten dieselbe erstürmen. Die Bernauer verteidigten sich aber wacker, und selbst die Weiber erstiegen die Mauern und schütteten heißen Brei und siedendes Wasser auf die Feinde herab. Also mußten die Hussiten die Belagerung aufgeben. Inzwischen war der Kurprinz Friedrich mit 6000 Mann herangekommen, hatte Reichshilfstruppen empfangen und fiel den Hussiten in den Rücken. Die Bürger fielen gleichfalls aus der Stadt heraus und griffen die Feinde von vorn an. So in ein schweres Gedränge gebracht, wurden die wilden Gesellen aufs Haupt geschlagen, und gewaltige Ströme ihres Blutes flossen in die Panke.

welche bei der Stadt ihren Ursprung hat. Der Tag des heiligen Georg, an welchem die Schlacht gewesen ist, wird noch jetzt alljährlich in Bernau durch ein Dankfest gefeiert. In der Mark aber kam der Spruch auf:

Der Bernau'sche heiße Brei
Macht die Mark hussitenfrei!

Unter den Bieren der Mark ist schon vor alten Zeiten das Bernauer ganz besonders berühmt gewesen und namentlich auch in Berlin sehr gern getrunken worden. Dasselbe soll, nachdem es gebraut war, auf besondere Weise geprüft worden sein. An einem bestimmten Tage wurde in dem Ratssaale der Stadt von jedem Gebräu etwas über die Stühle gegossen. Wenn nun die Ratsherren sich hinsetzten und mit ihren ledernen Hosen so fest saßen, daß sie beim Aufstehen den Stuhl mit in die Höhe zogen, dann galt es als stark genug und probehaltig.

Von der Dauerhaftigkeit und Güte dieses Bieres wird nun in Berlin eine Geschichte erzählt, die sich im Dreißigjährigen Kriege zugetragen haben soll:

Ein Bernauer Junge war bei einem Berliner Schuhmacher in die Lehre gebracht worden, wo ihm nicht gerade goldene Tage blühten; namentlich führte die Meisterin ein strenges Regiment. Deshalb erschrak er sehr, als diese ihm gleich in den ersten Tagen eines Nachmittags eine zinnerne Kanne gab und ihm auftrug, Bernauer Bier zu holen. Daß es auch in Berlin Bernauer Bier geben könne, kam ihm nicht in den Sinn, zu fragen getraute er sich überhaupt nicht, und so wanderte er denn zum Georgenthor hinaus, um aus seiner Vaterstadt Bernauer Bier zu holen. Zum großen Erstaunen seiner Eltern kam er spät abends dort an, und dasselbe wuchs noch, als sie den Zusammenhang hörten. Was sollten sie aber mit dem Jungen machen?

Nachdem er ausgescholten war, fütterte ihn seine Mutter gehörig und schickte ihn zu Bett; den andern Morgen sollte er wieder nach Berlin zurück. Nachdem der Junge ausgeschlafen hatte, füllten ihm seine Eltern den Krug mit Bier und gaben ihm noch Eier, Speck und dergleichen an die Frau Meisterin mit, damit er sie etwas besänftigen könne. Je weiter aber der Junge unterwegs kam, desto unheimlicher ward ihm der Gedanke, vor die Meisterin zu treten. Endlich faßte er einen Entschluß. Er vergrub die Kanne in einen Steinhaufen und ging in die weite Welt hinaus.

Viele Jahre gingen vorüber; es waren damals wilde Zeiten. Da hielt eines Tages ein Reiter vor dem Hause des Schuhmachers; es war unser Junge, der inzwischen Kriegsdienste genommen und es durch Mut und Tapferkeit bis zum Rittmeister gebracht hatte. Da er gerade durch Berlin kam, so wollte er seinen alten Lehrherrn und die Frau Meisterin, vor der er sich jetzt nicht mehr fürchtete, aufsuchen. Die Leute wollten es natürlich nicht glauben, daß er der Junge sei, der ihnen mit der zinnernen Kanne, wie die Meisterin sich ausdrückte, durchgegangen wäre. Da führte er sie zu dem Steinhaufen auf dem Bernauer Wege, in den er die Kanne vergraben hatte; denn daß der noch da war, davon hatte er sich vorher überzeugt. Nachdem die Steine hinweggeräumt waren, fand sich der Krug noch unversehrt vor, und als man den Deckel hob, da hatte sich das Bernauer Bier nicht bloß gut gehalten, sondern war womöglich noch duftender und schöner geworden, als zuvor.

Nach Schwartz.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

9. Von den Müggelsbergen und dem Teufelssee.

Im Osten von Köpenick bilden die Spree und die Dahme eine Insel, über welche sich der Höhenzug der Müggelsberge hinzieht. Dicht mit Wald bestanden, bieten sie von ihren freieren Spitzen aus eine prächtige Fernsicht. Nach Norden hin erstreckt sich in voller Breite der Müggelsee, und im Osten und Süden erblickt man allenthalben Wald, durch den hin und wieder der Wasserspiegel der Dahme hervorglitzert. Nur nach Westen hin bemerkt man die menschliche Kultur; denn nicht weit davon liegt Köpenick mit seinem Schloß, und weiterhin erscheinen die Türme und Schornsteine Berlins in breiter Ausdehnung. An diesen waldigen Bergen ist aus der Vergangenheit ein gutes Stück märkischer Sage haften geblieben. Nicht nur weiß man viel von dem nächtlichen Getöse der „wilden Jagd" zu erzählen, welche in später Nachtzeit durch diese Wälder zieht, sondern man berichtet auch über die Prinzessin vom Teufelssee. Der liegt am Nordabhange eines der letzten Berge tief im Waldesdunkel. Wenn im Sommer die weißen Wasserlilien darauf schwimmen und die Sonne durch die Bäume scheint, dann macht er sich ganz reizend, sonst aber sieht er mit seinem dunkeln, fast schwarzen Wasser, rings von Moorgrund und dunkeln Kiefern umgeben, ganz unheimlich aus. Die Leute sagen, er sei unergründlich. Dort soll das Schloß der Prinzessin versunken sein, und wo in der Nähe des Sees jetzt ein großer Stein liegt, soll es zu dem Schlosse hinabgehen. Oft will man des Abends ein altes Mütterchen dort aus dem See heraufkommen gesehen haben, das trug ein Kästchen funkelnden Goldes in der Hand und bot es demjenigen an, der sie erlöse. Anderen soll die Prinzessin als ein Schwan auf dem Wasser oder als schöne Jungfrau erschienen sein, und zwar am Johannistage; denn an

diesem kann sie erlöst werden. Wie dies möglich ist, das hat sie, wie erzählt wird, schon mehrmals den Leuten verraten. Der Betreffende muß sie nämlich in der Nacht des erwähnten Tages um zwölf Uhr nach Köpenick hinein und dreimal um die große Kirche herum tragen. Nun wohnte einmal ein Fischer auf dem Kietz zu Köpenick; dem erschien die Prinzessin im Traum und sagte ihm alles, was er thun müsse. Als er nun auf Befehl der Prinzessin zur bestimmten Stunde an den Teufelssee gekommen war, sah er eine mit vier Pferden bespannte Kutsche von den Müggelsbergen herabfahren; die Pferde hatten keine Köpfe, und die Prinzessin, welche darin saß, war eine große weiße Gestalt. Nachdem sie ihn noch ermahnt hatte, sich nicht umzusehen und sich um nichts, was auch geschehen möchte, zu bekümmern, griff er herzhaft zu und lud seine Last auf. Zuerst ging alles ganz gut. Schlangen und anderes Ungetüm kamen ihm in den Weg; er trat auf sie, als wäre es nichts, und schritt weiter. Dann kam ihm allerhand Blendwerk entgegen: ein großer Wagen mit Mäusen bespannt und andere Ungeheuerlichkeiten; es rührte ihn nicht. Doch immer schwerer wurde die Prinzessin, so federleicht sie auch zuerst gewesen war. Schon war er glücklich nach Köpenick hineingelangt und hatte den Gang um die Kirche angetreten. Es kümmerte ihn nicht, daß die wilde Jagd ihm entgegenkam, wirre Gestalten, die Köpfe unter dem Arm, mit feurigen Augen. Da — bald war er am Ziel — leuchtete es hinter ihm, als wenn ganz Köpenick in Flammen stände. Erschrocken sieht er sich um, da entgleitet ihm die Prinzessin; alles ist verschwunden, und er hört nur noch ihr Wimmern, mit dem sie wieder versinkt. Zugleich trifft ihn ein Schlag, der ihn niederwirft, daß man ihn am nächsten Tage dort besinnungslos findet. Er soll hernach nur noch wenige Tage gelebt haben. Das ist schon lange her, und seitdem soll es keiner wieder versucht haben, die Prinzessin zu erlösen.

Nach Schwartz.

10. Das Schildhorn bei den Pichelsbergen.

Bei den Pichelsbergen, in der Nähe von Spandau, bildet die Havel einen großen See. Von dem jenseitigen Ufer zieht sich bei Pichelsdorf eine Landzunge in diesen See hinein, die man den „Sack" nennt. Von der Seite der Pichelsberge springt nach dem Grunewald zu eine andere Landzunge weit in das Wasser vor, das „Schildhorn" genannt. Von der letzteren giebt es folgende Sage:

Als der Wendenfürst Jaczko von Albrecht dem Bären aus Brennaburg vertrieben war und, von den deutschen Kriegern heftig verfolgt, der Spree zueilte, geriet er auf die Landzunge bei Pichelsdorf.

Jetzt haben wir ihn im Sack! jubelten seine Feinde. Er aber erhob flehend seine Hände gen Himmel und sprach: Die Götter meiner Väter haben mich verlassen und du, Gott der Christen, hast gesiegt; hilf mir nun aus der Hand meiner Feinde, so will ich mich zu dir bekehren!

Nachdem er so gesprochen hatte, gab er seinem Pferde die Sporen und setzte in die Havel hinein. Wirklich trug ihn sein treues Tier bis an das jenseitige Ufer hinüber, sank aber, ehe es den festen Boden erreicht hatte, vor Erschöpfung in die Fluten. Der Wendenfürst konnte sich trotzdem mit Hilfe des Gestrüppes in Sicherheit bringen. An einem großen Baum hängte er zum Andenken seinen Schild und sein Horn auf und wurde von Stund an Christ. Noch jetzt heißt infolgedessen dieser Ort das „Schildhorn", die gegenüberliegende Landzunge aber nach dem Ausrufe der Verfolger der „Sack". — König Friedrich Wilhelm IV. hat auf dem Schildhorn eine Denksäule errichten lassen. Sie besteht aus einem Baumstamm von Sandstein mit Andeutung der Zweigknorren; darüber ragt ein Kreuz, und an dem Stamme hängt ein metallenes Schild.

Nach Schwartz.

11. Schloß Grunewald.

Im Grunewald findet sich manche Stelle, wo es nicht geheuer sein soll; namentlich soll es im Schloß Grunewald oft gespukt haben. Mehrere Fischer, so wird erzählt, hatten zur Herbstzeit auf dem benachbarten See bis zum späten Abend gefischt und sich dann in einem Seitengebäude des Schlosses sehr müde zum Schlafen hingelegt. Vorher hatten sie alle angrenzenden Thüren sorgfältig geschlossen. Als sie nun im tiefen Schlafe liegen, kommt es laut und vernehmlich „trott, trott" die hölzerne Treppe herauf, die Stubenthür fliegt auf, und sausend stürzt es durch die Stube. Auch die Kammerthür öffnet sich, und heulend wie ein Sturmwind zieht's in die Kammer hinein. Dann wird's still im Zimmer. Da mit einemmal fährt es aus dem Schlote und poltert den Ofen hinab. Wieder wird dann alles still.

Die Männer waren gleich anfangs aufgewacht und zitterten und bebten vor Entsetzen. Eiskalt fuhr es ihnen durch Mark und Bein; es wagte keiner aufzusehen, sondern alle zogen sich ihre Mäntel übers Gesicht, als es bei ihnen vorbeiging. Als das Tosen und Poltern im Ofen vorbei war, fuhren sie im Nu, sie wußten selbst nicht wie, die Treppe hinunter und stürzten über den Hof in die Kutscherstube. Erst dort wagten sie aufzuatmen.

Ein anderes Mal ereignete sich Ähnliches, als sie in der Kutscherstube selbst schliefen. Da öffnete sich plötzlich die Pferdestallthür, der Kutscher lief zitternd zu ihnen in die Stube, und hinter ihm her raste es wie Wirbelwind, riß die Flurthür auf und fuhr durch den schmalen Flur nach dem Hofe hinaus. Wie sie ans Fenster eilen, bemerken sie mit Schrecken, wie es im Mondschein wild auf dem Hofe und an den Wänden der Ge-

mäuer herumjucht und tobt wie die wilde Jagd, und ganz deutlich sehen sie eine weiße Gestalt umherstürmen.

Dergleichen wollen auch andere Leute im Schlosse beobachtet haben. Ein alter Kellermeister behauptete, daß vielmals in der gewölbten Küche unten um zwölf Uhr nachts plötzlich die alten großen Bratspieße sich von selbst zu drehen anfingen und ein Leben daselbst entstand, als wenn die alten Kurfürsten eingekehrt wären und bewirtet sein wollten. Wie das zuging, hat sich keiner erklären können. Nach Schwartz.

12. Der Sackpfeifer und der Wolf.

In alter Zeit hat es in den Wäldern der Mark viele Wölfe gegeben, und um sie zu fangen, wurden sogenannte Wolfsgruben gemacht, welche enge Öffnungen hatten, mit glatten Brettern ausgelegt waren und unten einen weiten Raum enthielten. In einer Winternacht des Jahres 1690 zog nun ein Sackpfeifer, wie erzählt wird, von Spandau seines Weges nach Berlin zu. Da sein Gewerbe gut gegangen war, hatte er einen Trunk zu viel gethan, kam von der Straße ab und fiel plötzlich in eine solche Wolfsgrube hinein. Sein Schrecken wurde dadurch vermehrt, daß er die Grube schon von einem Wolfe besetzt fand. Wie sich denken läßt, zeigte sich der Wolf über diese hastige Zusprache ziemlich unzufrieden und gab dies durch Weisung seiner Zähne zu verstehen. Hierüber hätte sich der verirrte Musiker wohl verlegene Gedanken machen sollen, allein der frische Rausch gab ihm neuen Mut. Schnell griff er zu seiner Sackpfeife und fing an, dem Wolfe eins vorzuspielen.

Der war denn auch nicht faul und begann mit seiner durchdringenden Stimme dem Konzert einigen Nachdruck zu

Jagdschloß Grunewald.

Nach einer Photographie von Sophus Williams Nachf. (E. Linde & Co.), Berlin.

geben und den Sackpfeifer zu begleiten. Sobald eine Pause eintrat, schritt der Sackpfeifer selbst von der Instrumental- zur Vokalmusik, indem er bald ein Adagio, bald ein Presto, endlich auch ein Lamento anstimmte. Dadurch machte er endlich die Jäger aufmerksam, so daß sie herbeikamen und ihn von dem gefährlichen Bassisten befreiten. Nach Beckmann.

13. Die stummen Frösche zu Schwante.

In dem Dorfe Schwante, in der Nähe von Kremmen, sind um den Rittersitz der Herren von Redern zwar genug Frösche vorhanden, aber keiner läßt, wie die dortigen Bauern erzählen, seine Stimme hören, und wenn ja einmal einer einen Laut von sich giebt, so findet er bei seinen Genossen keine Beistimmung. Das hat seine Erklärung in folgender Geschichte:

Vor langer Zeit wurde einmal ein Herr von Redern im Frühlinge von einer Krankheit heimgesucht, welche ihm viele Schmerzen bereitete. Sein Leiden wurde noch dadurch vermehrt, daß die benachbarten Frösche Tag und Nacht schrieen, so daß er niemals Schlaf finden konnte. Seine Frau, welche unter solchen Verhältnissen die Hoffnung auf Genesung des Kranken aufgeben mußte, vergoß darüber viele Thränen.

Nun kam einstmals ein armer Mann bettelnd an ihre Thür und erkundigte sich mitleidig nach der Ursache ihres Kummers. Sobald er diese erfahren hatte, sprach er: O, wenn Eurem Herrn damit geholfen werden kann, so sollen die Frösche bald stille schweigen. Darauf wird dem armen Manne ein Sack voll Roggen zugesichert, wenn er sein Versprechen erfüllen würde. Der Bettler begiebt sich alsbald von dem Gutshofe, umgeht den-

selben im Kreise und wendet alsbald das Mittel an, welches die Frösche verscheuchen sollte. Das hat sich denn auch so wirksam erwiesen, daß bis auf den heutigen Tag kein Froschgeschrei mehr vernommen wird, und wenn ja einer die Stimme erheben sollte, jede Zustimmung der anderen unterbleibt. Nach Beckmann.

14. Das Wunderblut zu Wilsnack.

In mehreren märkischen Städten ist in alter Zeit „Wunderblut" verehrt worden, zu Belitz, Zehdenick und namentlich auch zu Wilsnack. Über den Anlaß zu dieser Verehrung giebt es mancherlei Erzählungen, welche darin übereinstimmen, daß Hostien, welche von Priestern geweiht waren, in wunderbarer Weise erhalten sein sollen, so daß ihnen nun eine große Verehrung zu teil wurde.

Von dem Wunderblut zu Wilsnack insbesondere wird folgende Legende erzählt:

Ein Edelmann, mit Namen Heinrich von Bülow, verbrannte und zerstörte im Jahre 1383 elf Dörfer in der Priegnitz, zu welchen auch das damalige Dorf Wilsnack gehörte. In demselben brannte die Kirche mit allem, was darin war, ab. Der Pfarrer von Wilsnack, Herr Johannes, hatte zur damaligen Zeit um der Kranken willen in der Kirche drei Hostien sonderlich verwahrt. Als er nun in der Nacht nach dem Feuer auf seinem Bette lag und schlief, da vernahm er auf einmal eine Stimme, die ihm zurief: Stehe auf, Johannes, und mache Dich fertig, an dem Altar der verbrannten Kirche die Messe zu lesen!

Anfangs glaubte er, ein böser Bube wolle ihn foppen, und er blieb liegen. Als er aber dieselbe Stimme zum zweiten- und

dann gar zum drittenmal vernahm, da stand er auf und ging zu der verbrannten Kirche. Und siehe, hier stand mitten in der Verwüstung unversehrt der Altar; zu dessen beiden Seiten brannten hell zwei Wachskerzen, und mitten darauf lag eine weiße Leinewand. In dieser aber befanden sich die drei Hostien, die der Pfarrer verwahrt hatte. Sie waren unversehrt, aber wunderbarerweise ganz mit Blut besprengt.

Über dieses Wunder staunte der fromme Mann mit allen, denen er es zeigte. Die drei Hostien wurden nun sorgfältig aufbewahrt und verrichteten, wie man glaubte, bald viele und große Wunderwerke. Dadurch wurde Wilsnack schnell ein berühmter Wallfahrtsort, und große Haufen von Kranken kamen nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Schweden, Norwegen, Ungarn, Frankreich, England, Schottland und Dänemark dahin und sollen gesund geworden sein.

Solche Wunderthätigkeit soll bis zum Jahre 1552 gewährt haben, wo der damalige Pfarrer nach Einführung der neuen Lehre die drei blutigen Hostien verbrannte. Deswegen wurde ihm aber der Prozeß gemacht, er wurde seines Amtes entsetzt und aus der Mark ausgewiesen.

In der schönen Pfarrkirche zu Wilsnack, welche der Bischof Wepelitz von Havelberg erbaut hat, sieht man noch auf dem Chor eine Reihe alter Bilder, welche die einzelnen Scenen der Legende darstellen.

Nach Schwartz.

15. Die Gänse zu Puttlitz.

Uralt ist das Geschlecht der Edlen Herren „geheten de Gense" in der Priegnitz. Bald nannten sie sich von Wittenberge, bald von Perleberg, bis schließlich die Bezeichnung zu Puttlitz ihrem Namen verblieb. Lange haben sie eine hervorragende Stellung in der Geschichte der Priegnitz eingenommen, und ihr Länderbesitz war zeitweise größer, als der der Grafen von Ruppin. Auch in der Altmark besaßen sie Güter; denn dort befindet sich noch heutzutage ein Burgwall, die Gansenburg genannt. Über ihren Ursprung findet sich folgende Sage:

Als Kaiser Heinrich V. gegen den Sachsenherzog Lothar stritt, und dieser über die Kaiserlichen unter Graf Hoyer von Mansfeld am Welfesholz 1115 siegte, wurde ein Vetter des letzteren gefangen, nachdem er bis zuletzt das Feld behauptet hatte. Dieser soll der Stammvater derer zu Puttlitz geworden sein. Er blieb nämlich, wie weiter erzählt wird, am Hofe des Herzogs Lothar, und weil er sich hier durch Treue und Tapferkeit auszeichnete, soll ihm dieser, als er Kaiser geworden war, die Burgwart Puttlitz mit den zugehörigen Ländereien gegeben haben; denn er wollte die Priegnitz zu einer Vormark gegen die Heiden im jetzigen Mecklenburg machen. Weil aber jener Ritter, als er gefangen genommen wurde, gerufen hatte: Hier liege ich wie eine verflogene Gans! gab ihm der Kaiser als Wappenbild eine gekrönte weiße Gans, die sich zum Fluge anschickt. Diese prangt seitdem auf dem roten Schilde und auf dem Helme derer zu Puttlitz.

Die Puttlitze sind zu allen Zeiten streitbare und mannhafte Leute gewesen und haben die Führerschaft in der Priegnitz behauptet, wie sie auch jetzt noch die Erbmarschallswürde der Kurmark Brandenburg bekleiden. Am bekanntesten ist Kaspar Gans zu Puttlitz, welcher zur Zeit der Quitzows Landes-

hauptmann der Priegnitz war, aber an dem Kampfe des Burggrafen Friedrich gegen dieselben nicht teilnahm, da er kurz vorher von dem Bischof von Brandenburg gefangen genommen war. Nachher war er ein treuer Anhänger des neuen Kurfürsten und erwarb sich in dessen Kriegen mit den Pommern großen Ruhm. Daher ist er auch in Volksliedern gefeiert worden.

Nach Schwartz.

16. Die Herren von Jagow.

Über den Namen der Herren von Jagow sind verschiedene Sagen verbreitet. Nach einigen sollen sie sich bei der Vertreibung der Tempelherren aus der Mark hervorgethan haben und von dem „Herausjagen" ihren Namen erhalten haben. Andere geben folgende Erklärung:

In der Wische an der Elbe liegen die Trümmer des Schlosses Uchtenhagen, das den Herren von Jagow gehörte. Ein Ritter aus dem Hause Uchtenhagen kam nun, wie erzählt wird, vor vielen hundert Jahren dem Markgrafen in einem hitzigen Treffen zur Hilfe. Dadurch entschied sich der Kampf zu Gunsten seines Herrn. In dem Kampfe hatte der Ritter nicht zu Pferde, sondern von einem Streitwagen herab gefochten und sich dadurch, daß er ein Rad verloren, nicht abhalten lassen, weiter an dem Streite teilzunehmen. Zum Lohne für seine Tapferkeit und Hilfe befahl ihm nun der Markgraf, daß er für alle Zeiten den Namen „Jag to" (Jag zu) führen solle, woraus nachher der Name Jagow entstanden ist. Zum Andenken an jene Begebenheit sollen die Jagows auch das Rad in ihr Wappen aufgenommen haben.

Nach Temme.

17. Familiensagen derer von Alvensleben.

Bei der Stadt Calbe liegt die Feste, welche seit sehr alter Zeit im Besitze der Familie von Alvensleben gewesen ist. Früher soll sich in diesem Schlosse eine Glocke befunden haben, welche, wenn jemand aus dem Geschlechte derer von Alvensleben dem Tode nahe war, selbst wenn er sich auch im fernen Lande befand, von selbst anschlug und einen düsteren Klang hören ließ.

Eine andere Familiensage betrifft einen gewissen Ring, welcher noch jetzt von dem Geschlechte sorgsam aufbewahrt werden soll. Vor langen, langen Jahren wurde zu nächtlicher Stunde die Ehefrau eines Herrn von Alvensleben, als schon das Haus verschlossen war, von einer Magd geweckt. Dieselbe trug eine Laterne in der Hand und bat die Edelfrau, sie solle doch einer armen Frau in Kindesnöten zu Hilfe kommen. Als die Dame endlich dazu bereit war, wurde sie von der Magd zuvor ermahnt, wenn sie in das betreffende Haus käme, weder Essen noch Trinken, noch sonst etwas anzunehmen. Nachdem sie nun die erbetene Hilfe geleistet hatte, wurde ihr von dem Manne der gedachten Frau eine Schüssel mit gemünztem Golde dargereicht. Wegen der vorangegangenen Warnung wies sie jedoch diese Gabe zurück. Mann, Frau und Magd sind aber gar kleine Leute gewesen, wie sie damals in jenen Gegenden vielfach vorgekommen sein und in unterirdischen Räumen gewohnt haben sollen.

Über eine Zeit ist nun, wie weiter erzählt wird, dieselbe Magd um Mitternacht wieder zu der Edelfrau gekommen; sie hat zwei Schüsseln übereinander hereingetragen, der gnädigen Frau von ihrem Herrn viel Gutes gewünscht und gesprochen: Für den erzeigten Dienst sendet mein Herr hiermit ein Kleinod, das sollt Ihr wohl bewahren; denn solange es unversehrt auf dem Hause Calbe und bei Euerm Geschlechte verbleibt, wird dies

blühen und viel Glück haben. Wenn aber das Kleinod in fremde Hände kommt oder zerteilt wird, so wird es Euerm Geschlechte sehr schlimm ergehen!

Damit war die Magd verschwunden. Das Kleinod bestand in einem kostbaren Ringe, welcher nun sehr sorgsam aufbewahrt wurde und sich in dem Geschlechte vererbte. Nach vielen Jahrhunderten waren nun zwei Brüder vorhanden, welche die Güter miteinander teilten. Was mit dem Ringe geschehen sollte, wußten sie anfänglich nicht. Endlich schlug der eine von ihnen vor, daß das Kleinod gleichfalls geteilt werden sollte, worauf der andere mit Widerstreben einging. Da zeigte sich, wie berechtigt die Warnung gewesen war. Diejenige Linie des Hauses, deren Stammvater die Teilung begehrt hatte, starb nach kurzer Zeit aus; die andere aber besteht noch heutzutage fort und bewahrt ihre Hälfte des Ringes wie vordem sorgsam in der Kapelle des Schlosses Calbe.

In Wahrheit befindet sich in dem Schlosse der Familie ein uralter Ring, sorgsam verwahrt, welcher die Form eines Trauringes hat, aus Gold besteht und vordem auch einen Diamanten getragen haben soll; die Teilung des Ringes gehört aber nur der Sage an.

Nach Hamelmann.

18. Die elf Berge bei Potsdam.

Wo jetzt Potsdam steht, befand sich, wie die Sage erzählt, in uralter Zeit eine Burg. Sie war von einem breiten Graben umschlossen und lag an der Stelle der jetzigen Heiligengeistkirche. Dorthin kamen einmal zur Feier des Osterfestes viele Gäste, darunter elf junge Ritter, welche sich alle um die Hand der Tochter des Burgherrn bewarben. Als nun am Oster-

morgen die Gäste beim Frühmahle saßen, drangen die Freier in das Burgfräulein, sich für einen von ihnen zu erklären. Da sie sich aber nicht entscheiden konnte und doch auch dem Drängen derselben und dem Wunsche ihres Vaters nicht länger widerstehen wollte, erklärte sie: Ich will denjenigen von euch heiraten, den ich am nächsten Morgen an dem Orte treffe, von welchem man die schönste Aussicht in das Land hat.

Nun sannen die Ritter, jeder für sich, eifrig nach, welcher Ort das wohl sein könne, und ritten dann am frühen Morgen aus, jeder auf die Kuppe eines Berges, wo er das Fräulein glaubte erwarten zu können. Jeder hatte sich für einen anderen Punkt entschieden; es waren dies der Heineberg bei Baumgartenbrück, der Krähenberg bei Caputh, der Telegraphenberg, der Ravensberg, der Babelsberg, der Klein-Glienicker Berg bei der Sandgrube, der Schäferberg bei Klein-Glienicke, der Pfingstberg, der Berg bei Sanssouci und der Panberg bei Bornim. Keiner jedoch von den zehn hatte den richtigen Ort getroffen; denn als die Jungfrau am Morgen aufwachte, war es schon zu spät geworden, um einen entfernteren Berg zu erreichen. Sie setzte daher mit der Fähre über und eilte dem Brauhausberge zu, und siehe, wen traf sie auf dem Gipfel? Gerade denjenigen unter den elf Rittern, den ihr in der vergangenen Nacht ein Traumbild als ihren Auserwählten gezeigt hatte, und dieser hatte wieder den näheren Punkt gewählt, weil er von hier aus die Fenster des Zimmers im Schlosse, in welchem das Fräulein wohnte, sehen konnte. Natürlich hat dieser nun auch die Jungfrau heimgeführt.

Nach K. v. Reinhard.

19. Die Schlangenkönigin im See zu Sakrow.

In dem See, welcher nach dem uralten wendischen Orte Sakrow bei Potsdam benannt wird, soll sich eine kleine, schwarze Schlange aufhalten, welche auf dem Kopfe einen rotgelben Fleck oder eine goldene Krone trägt. Dies soll eine Schlangenkönigin sein, und wer sie sieht, dem soll sie Glück bringen. Bisweilen steckt sie, wie erzählt wird, ihren Kopf aus dem Wasser, meist in der Nähe von Wasserlilien; wer sie da sieht und dabei einen Wunsch ausspricht, dem wird er sogleich erfüllt; doch muß es ein rechter Herzenswunsch sein und sozusagen auf den Lippen schweben; denn sie ist nie länger sichtbar, als eine Sternschnuppe fliegt, und das ist nur ein Augenblick.

Dergleichen Wünsche sollen oft ausgesprochen und erfüllt worden sein; namentlich wird folgendes erzählt:

Bei Potsdam lebte vor langer Zeit ein berühmter Jäger, Fischer und Vogelsteller mit Namen Richter. Als der eines Tages im Sakrower See am Fuße des Fuchsberges angelte, tauchte die Schlange plötzlich aus dem See auf und legte ihren Kopf auf das Blatt einer Wasserlilie. Da rief jener laut über den See, daß er lange leben und alles fangen wolle, was da schwimmt, fliegt, läuft und kriecht. Darüber ist die Schlange erschreckt untergetaucht; allein der alte Richter hat von da an nie einen vergeblichen Schuß auf ein Wild gethan oder seine Angelschnur umsonst ausgeworfen. Er konnte thun, was er wollte, sich jedem Wetter und jeder Jahreszeit aussetzen, nie soll ihm etwas zugestoßen sein, und zuletzt soll er, ohne je krank gewesen zu sein, hochbetagt gestorben sein.

Dem Grundherrn des Ortes Sakrow soll die Schlangen-

königin, in der man eine ehemalige Prinzessin vermutet, von jeher wohlgesinnt gewesen sein, und die Kinder, die dort geboren wurden, sollen viel Glück gehabt haben.

Nach K. v. Reinhard.

20. Frau Hare.

In der alten heidnischen Zeit soll in Norddeutschland die gute Frau Hare (Hertha) gewaltet haben, welche den Menschen alles, was sie brauchten, reichlich gewährte. Zwölf Tage nach dem kürzesten Tage, so erzählt die Sage, flog sie über das waldige, schneebedeckte Land, und wo sie in den Häusern fleißige und geschickte Arbeiter fand, da suchte sie Eingang und segnete die Wohnung mit Glück und Freude für das nächste Jahr; wo sie aber Unreinlichkeit und Versäumnis sah, da bestrafte sie die Nachlässigen. Am großen Jul- oder Weihnachtsfeste opferte man ihr fette Schweine und lud sie mit dem Rufe: „Brow Hare da vluget!“ zum Besuche ein. Selbst nach Einführung des Christentums soll die gute Frau Hare, jetzt Frau Holle genannt, zwischen dem heiligen Abende und dem Dreikönigstage namentlich auf dem Lande die Häuser oft besucht haben.

Zu Grabow lebte einst ein alter Schäfer, und sein Sohn diente bei ihm als Knecht. Der war verheiratet und hatte ein einziges Kind. Am heiligen Abend trat der Schäfer, als gerade die junge Frau vor der Wiege ihres Kindes saß, zu seinem Sohne und ermahnte ihn, in den jetzigen zwölf Nächten recht achtsam auf die Herde zu sein und den Pferch wohlverschlossen zu halten, auch den Wolf nicht zu nennen, der da umgehe; den Keil für den Wagen der Frau Holle solle er hauen und ihn auf die Schwelle legen, daß sie ihn finde, wenn sie ihn brauche,

wo nicht, so müsse der Keil später in den Wagen gesteckt werden. Hernach wendete er sich an die junge Frau und sagte: Spinne mit der Magd bis zum Dreikönigstag die dicken Flachsknoten ab; damit sie auch nicht böse wird, koche keine Hülsenfrüchte, und behüte vor allem das Kind.

Da blieb der Sohn bei den Schafen und die Frau vor der Wiege; der Alte aber ging hinaus vor das Dorf, sah sich nach allen Seiten um und hielt den naß gemachten Finger empor, um zu fühlen, woher der Wind wehe; denn jeder Monat soll ganz so sein, wie sein Tag zwischen Weihnachten und Dreikönigstag. Der Ostwind wehte aber eisig von den Bergen; darum eilte der Alte bald wieder nach seiner Wohnung zurück. Als er derselben nahe kam, sah er ein großes, zottiges Tier über den Acker nach dem Walde laufen und fand zu seinem Schrecken die Hausthür offen. Als er eilig die Stube betrat, bemerkte er niemanden; die Kammer der Magd war verschlossen, das Kind aber aus der Wiege fort. Seine Schwiegertochter hatte nämlich, sobald er fortgegangen war, der Magd aufgetragen, sich statt ihrer an die Wiege zu setzen, und war in den Garten gegangen, um bei dem Nachbar frischen Kohl zu stehlen. Man glaubte nämlich, daß das Rindvieh das ganze Jahr hindurch nicht erkranke, wenn es in der Christnacht frisch gestohlenen Kohl gefressen habe. Die Magd war aber auch nicht in der Stube geblieben, sondern war in ihre Kammer gegangen, hatte diese zugeschlossen und stillschweigend alles, was darin war, gescheuert; denn dadurch hoffte sie nach einem alten Aberglauben während des neuen Jahres einen Freier zu finden.

Verzweifelt rang der alte Schäfer die Hände; denn er war überzeugt, daß der Werwolf das Kind geraubt hätte. In demselben Augenblick aber stürzte seine Schwiegertochter leichenblaß ins Zimmer, an dem einen Arm den Korb mit dem gestohlenen Kohl, im andern Arm das in seine Windeln gehüllte

Kind. Sie erzählte folgendes: Als sie über die Hecke des Nachbargartens gestiegen, habe sie einen großen Wolf auf sich zulaufen sehen und aus Angst einen lauten Schrei gethan. In demselben Augenblick habe sie gewaltiges Rauschen in den dürren Blättern der Bäume über sich gehört und einen dunkeln Schatten über sich hinschweben sehen. Da habe der Wolf das Kind aus seinem Rachen zu ihren Füßen fallen lassen und sei über den Acker dem Walde zugelaufen. Da faltete der Schäfer andächtig die Hände und sagte: Das war die gute Frau Holle.

Nach K. v. Reinhard.

21. Die Quelle in Templin.

In dem Dorfe Caputh lebte einmal, wie die Sage erzählt, ein munteres kleines Mädchen mit Namen Else, die ging einst mit ihrer Mutter nach Potsdam auf den Wochenmarkt. Weil diese nun noch verschiedene Geschäfte zu besorgen hatte, wies sie ihr Töchterchen an, bis ans Teltower Thor vorauszugehen und dort auf sie zu warten. Das Kind vergaß diesen Befehl, fing an, vor dem Thore Blumen zu suchen, und kam so von ungefähr ein großes Stück nach der Heimat zu vorwärts. Plötzlich dachte es an seine Mutter, setzte sich und empfand, da es in der Heide glühend heiß war, einen schrecklichen Durst. Da fiel ihr die klare, kühle Quelle ein, welche unter den schattigen Bäumen der Templiner Wiese rieselt. Gedacht, gethan, eilte sie den Berg hinab, der Quelle zu. Da sah sie eine alte Frau auf den Steinen knieen, die mit einem kleinen Maße das Wasser in einen großen Eimer schöpfte. Mitleidig stand sie derselben bei und schöpfte ihr das Gefäß erst ganz voll, ehe sie selbst ans Trinken dachte. Da gab ihr die Alte aus dem Quell drei

grüne Wasserlinsen und sprach: Hebe dieselben wohl auf; denn wenn Du eine von ihnen ins Wasser wirfst und dabei einen Wunsch aussprichst, so wird er Dir alsbald erfüllt werden!

Nun machte sich Else wieder auf den Weg; aber sie war kaum hundert Schritte weit gegangen, als sie die Worte der guten Alten bereits vergessen hatte. Ihr Durst war nicht gestillt, sondern nur noch brennender geworden; sie kehrte daher noch einmal zu der Quelle zurück und fing an, mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen und so zu trinken. Da sie nur wenig Wasser zum Munde bekam, wünschte sie sich ein Gefäß zum schöpfen. Sie erinnerte sich jetzt an das Mäßchen der alten Frau und an deren sonderbares Geschenk. Schnell warf sie eine der grünen Linsen in die Quelle und wünschte sich jenes kleine Gefäß herbei. Das schwamm auch alsbald auf dem Wasser. Nachdem sie getrunken hatte, bemerkte sie, daß der Kranz von Wiesenblumen, den sie vorher geflochten hatte, inzwischen verwelkt war. Alsobald warf sie eine zweite Linse ins Wasser und wünschte, derselbe möge wieder frisch sein. Und siehe, der Kranz fiel aus ihrer Hand in den Quell, und als sie ihn wieder herauszog, waren alle Blüten wieder frisch. Nun warf sie auch die dritte Linse ins Wasser und wünschte, ihre Mutter möge bald kommen. Sogleich sah sie dieselbe den Berg herabschreiten, und deren Freude war groß, ihr Kind wohl und munter wieder zu haben.

Nachdem Else ein Mädchen von zwölf Jahren geworden war, fand sie auf dem Rückwege aus Potsdam eines Abends wiederum die graue Alte von damals an der Quelle von Templin. Dieselbe rief sie zu sich und ließ sich von ihren Verhältnissen erzählen. Beim Abschied ermahnte sie das Mädchen, immer recht fromm und fleißig zu sein, schenkte ihm drei Fischschuppen und sprach: Hebe die sorgsam auf, bis Du groß geworden bist; wenn Du dann einen Wunsch hast, so wirf eine derselben ins Wasser,

und derselbe wird in Erfüllung gehen! Else band die glänzenden Schuppen fest in ihr Tuch und machte sich auf den Heimweg. Als sie aus dem Walde vor Caputh heraustrat, da wo sich ein lockerer Sandberg befindet, sah sie einen alten Mann aus ihrem Dorfe mühsam einen schweren, mit Gänsen beladenen Karren durch den Sand ziehen. Sofort sprang sie hinzu, um den Karren schieben zu helfen; da sie aber zu schwach und der Sand zu tief war, kamen sie trotz aller Mühe nur wenig vorwärts. Da sprang Else schnell entschlossen nach der Havel hinab, warf eine der Fischschuppen ins Wasser und wünschte, der Wagen möge leichter werden, damit er sich besser ziehen lasse. Der Ruf des alten Mannes setzte sie alsbald in Schrecken, und sie gewahrte, daß der Karren umgefallen und die Gänse herausgeflogen waren, die nun mit lebhaftem Flügelschlag nach allen Seiten schnatternd davonliefen. Rasch warf sie jetzt die zweite Schuppe ins Wasser und wünschte, daß der alte Mann seine Gänse wiederbekommen möge. Siehe, sogleich liefen dieselben flatternd zusammen und ließen sich ohne alle Mühe wieder einfangen. Freilich hatte nun aber Else zwei ihrer kostbaren Schuppen geopfert; deshalb beschloß sie, die dritte desto sorgsamer aufzubewahren. Zu Hause angelangt, legte sie dieselbe in eine kleine Kapsel, welche sie hinfort beständig an einer Schnur um den Hals trug.

Abermals verging eine Reihe von Jahren, und aus der kleinen Else war ein schlankes, hübsches Mädchen von achtzehn Jahren geworden, dem alle jungen Burschen nachliefen. Der schönen Else aber gefiel von allen nur einer, das war der Fischer Konrad. Leider hatte sie eine Nebenbuhlerin, die Tochter des Dorfschulzen, die auch recht hübsch war und dazu noch wohlhabend. Als nun die Kirchweih und dazu der fröhliche Tanz in der Schenke herankam, fühlte Else eine solche Eifersucht, daß sie, ehe noch die Tanzmusik begann, nach dem Wasser lief, die Schuppe

hineinwarf und den Wunsch aussprach, ihr Konrad solle nicht mit der Schulzentochter tanzen. Siehe, da kam ihr Liebster den ganzen Abend nicht in die Schenke, und auf ihre Nachfrage erfuhr sie, daß er vor zwei Tagen mit einer Ladung Fischen nach Berlin gefahren, aber noch nicht zurückgekehrt sei. Von namenloser Angst ergriffen, weil sie glaubte, daß ihr Geliebter verunglückt sei, lief sie nach der Quelle bei Templin, wo sie, wie zufällig, die Alte wiederum traf und derselben ihr Herz ausschüttete. Die Alte beruhigte sie und machte ihr abermals ein Geschenk; denn Else ging mit freudiger Miene nach Hause, und nach einem Jahre war sie ihres Konrads Frau.

Nach K. v. Reinhard.

22. Kohlhasenbrück.

An der Eisenbahn von Potsdam nach Berlin liegt Kohlhasenbrück, ein Ort, welcher nach dem Berliner Roßkamm Hans Kohlhase benannt ist, der zur Zeit der Kurfürsten Joachim I. und II. viel von sich reden gemacht hat.

Hans Kohlhase war ein angesehener Bürger zu Kölln an der Spree, der eine gute Bildung besaß und einen bedeutenden Pferdehandel betrieb. Als er einmal mit einigen Pferden von Leipzig zurückkehrte, wurde er durch die Leute des Junkers von Zaschwitz bei Düben angehalten, und die Pferde wurden ihm unter dem Vorwande, daß sie gestohlen wären, abgenommen. Kurfürst Joachim I. bewirkte beim Kurfürsten von Sachsen den Befehl, daß Kohlhase seine Pferde zurückerhalten sollte. Inzwischen waren dieselben aber so abgetrieben und abgemagert, daß sich Kohlhase weigerte, sie zurückzunehmen, und Schadenersatz forderte. Als alle seine Bemühungen vergeblich waren,

sandte er nach damaliger Sitte als freier Mann, dem sein Recht verweigert wurde, einen Absagebrief an den Landvogt von Sachsen. Er erklärte darin, daß er fortan des Junkers von Zaschwitz und des ganzen Landes Sachsen abgesagter Feind sein wolle, bis er vollen Schadenersatz erhalte. Mit einer Schar verwegener Gesellen begann er wirklich das sächsische Land auf jede Weise zu schädigen und brachte es bald dahin, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg beschlossen, mehrere Räte nach Jüterbock zu schicken, wo Kohlhase seine Forderungen geltend machen sollte. Der kam auch mit einem Gefolge von vierzig Pferden; aber man ging unverrichteter Sache auseinander, da der Junker von Zaschwitz inzwischen gestorben war und seine Erben jede Entschädigung verweigerten.

Aufs neue begann Kohlhase sein Unwesen und verbrannte sogar eine Vorstadt von Wittenberg. Da brachte es der Kurfürst von Sachsen dahin, daß auch der Kurfürst von Brandenburg Kohlhasen auf märkischem Boden verfolgen ließ. Aber die Späher und Landsknechte bekamen ihn doch nicht.

Im Jahre 1540 faßte Kohlhase sogar den Gedanken, sich an seinen eigenen Kurfürsten zu machen, um diesen zu veranlassen, daß er sich seiner wirksamer annehme. Er überfiel den kurfürstlichen Faktor, der mit Silberkuchen aus dem Mansfeldischen unterwegs war, in der Gegend des jetzigen Kohlhasenbrück, nahm ihm die Silberkuchen ab und versenkte sie, wie erzählt wird, unter der Brücke der Telte, eines Zuflüßchens der Nuthe. Das sollte ihm aber übel bekommen. Der Kurfürst von Brandenburg ließ überall auf ihn fahnden und verbot allen bei Leibesstrafe, ihn zu beherbergen. Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, Kohlhase sei in Berlin, und bei einer Haussuchung fand man ihn wirklich, nämlich beim Küster von St. Nicolai, wo er sich in einer Kiste versteckt hatte. Kohlhase wurde zum Tode verurteilt und nur insofern begnadigt, als er nicht mit

dem Rade, sondern mit dem Schwerte hingerichtet werden sollte, was für minder schmachvoll galt. Das soll Kohlhase aber abgelehnt und dieselbe Todesart gefordert haben, welche einem seiner Gesellen zu teil wurde. Die Hinrichtung soll am Sonntag nach Palmarum geschehen sein, der Kurfürst Joachim II. aber nachmals schmerzlich bedauert haben, daß ein so tüchtiger Mann solches Ende genommen. Von den versenkten Silberkuchen hat man nichts wieder vernommen; jene Brücke aber führt seitdem den Namen Kohlhasenbrück.

Nach Schwartz.

23. Die Keule am Thor zu Jüterbock.

An einem Thore von Jüterbock sieht man eine Keule mit der Inschrift:

„Wer seinen Kindern giebt das Brot
Und leidet dabei selber Not,
Den schlage man mit dieser Keule tot!"

Es war nämlich einmal ein reicher Mann, der gab seinen Kindern schon bei Lebzeiten all sein Geld, weil er hoffte, daß sie ihn desto besser behandeln und nicht auf seinen Tod warten würden. Es kam aber gerade umgekehrt, denn fortan kümmerte sich keiner mehr um ihn. Da bereute der alte Mann seine Verkehrtheit und härmte sich so, daß er bald starb. Als er nun tot war, kamen seine Kinder schnell auf das Gericht gelaufen, denn sie dachten, daß in einer Kiste, welche sich bei dem Vater vorgefunden hatte, noch große Schätze vorhanden wären, zumal dieselbe ihnen sehr schwer vorgekommen war. Sobald die Kiste aber geöffnet wurde, zeigte sie sich mit Steinen gefüllt, und unter diesen lag eine Keule mit der Verordnung, daß die-

selbe mit obiger Inschrift zur Warnung für schwache Väter an dem Thore der Stadt aufgehängt werden solle. Das ist denn auch geschehen, und sie hängt noch jetzt dort. Nach Schwartz.

24. Der Schmied zu Jüterbock.

Zu Jüterbock lebte, wie die Sage erzählt, vor langen Jahren ein Schmied, der war ein gar frommer Mensch. Eines Abends kam noch ganz spät ein Mann zu ihm, der ganz ehrwürdig aussah, und bat um eine Herberge. Da nun der Schmied immer freundlich gegen jedermann war, nahm er auch den Fremdling bereitwillig auf und bewirtete ihn nach Kräften. Als der Gast am andern Morgen von dannen ziehen wollte, dankte er seinem Wirte herzlich und sagte, er solle drei Bitten thun, die wolle er ihm gewähren. Da bat der Schmied erstlich, daß sein Stuhl hinter dem Ofen, auf dem er Abends nach der Arbeit auszuruhen pflegte, die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gast so lange festzuhalten, bis ihn der Schmied selbst loslasse; zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die Hinaufsteigenden gleicherweise nicht herablasse; drittens, daß aus seinem Kohlensacke keiner herauskäme, den er nicht selbst befreie.

Diese drei Bitten gewährte auch der fremde Mann und ging darauf von dannen. Es währte nicht lange, so kam der Tod und wollte den Schmied holen. Der aber bat ihn, er möge sich doch, da er sicher von der Reise zu ihm ermüdet sei, ein wenig auf seinem Stuhl erholen. Da setzte sich denn der Tod auch nieder, und als er hernach wieder aufstehen wollte, saß er fest. Da fing er an, den Schmied zu bitten, daß er ihn doch wieder befreien möchte; der wollte es aber zuerst

nicht gewähren. Als er sich nachher dazu verstand, geschah es unter der Bedingung, daß er noch zehn Lebensjahre geschenkt bekam. Das war der Tod gern zufrieden, der Schmied löste ihn, und der unliebsame Gast ging seines Weges.

Als die zehn Jahre um waren, kam der Tod wieder, da sagte der Schmied zu ihm, er solle doch erst auf den Apfelbaum im Garten steigen und einige Früchte herunterholen, sie würden ihm wohl auf der weiten Reise schmecken. Das that der Tod, und nun saß er wieder fest. Jetzt rief der Schmied seine Gesellen herbei, daß sie mit schweren, eisernen Stangen gewaltig auf den Tod losschlagen mußten. Der schrie Ach und Wehe! und bat den Schmied flehentlich, er möge ihn doch nur freilassen, dann wolle er gern nie wieder zu ihm kommen. Wie nun der Schmied hörte, daß der Tod ihn ewig leben lassen wolle, hieß er die Gesellen einhalten und entließ jenen von dem Baum. Glieder- und lendenlahm zog der Tod von dannen und konnte nur mit Mühe vorwärts. Da begegnete ihm der Teufel, dem er sogleich sein Herzeleid klagte. Der lachte ihn aus, daß er so dumm gewesen sei, sich von einem Schmiede täuschen zu lassen, er wolle schon bald mit demselben fertig werden.

Darauf ging der Teufel wirklich in die Stadt, klopfte bei dem Schmiede an und bat um eine Herberge für die Nacht. Weil es aber schon spät in der Dunkelheit war, machte der Schmied Einwendungen. Die Hausthüre könne er nicht mehr öffnen, wenn jedoch der böse Gast zum Schlüsselloch hineinfahren wolle, so sei es ihm recht. Darauf kam es dem Teufel nicht an, und er huschte sogleich hindurch. Der Schmied war aber klüger gewesen als der Teufel; er hatte innen seinen Kohlensack vorgehalten, und wie nun der Teufel darin saß, band er den Sack schnell zu, warf ihn auf den Amboß und ließ seine Gesellen wacker darauf los schmieden. Der Teufel flehte ganz

jämmerlich, sie möchten doch aufhören; aber das thaten sie nicht eher, als bis ihnen die Arme von dem Hämmern müde waren und der Schmied es ihnen befahl. So war des Teufels Keckheit gestraft, und der Schmied ließ ihn dann nur unter der Bedingung frei, daß er zu demselben Loche wieder hinausschlüpfe, durch das er gekommen war. Nach einem zweiten Besuche bei dem Schmiede soll er kein Verlangen getragen haben.

Nach Schwartz.

25. Der See am Döllenkruge.

An der Heerstraße, welche von Berlin nach Prenzlau führt, liegt acht Meilen von der Hauptstadt das einsame Gehöft des Döllenkruges. Es ist meilenweit von hohen Kiefernwäldern umgeben, und wo sich vereinzelte Lichtungen zeigen, finden sich kleine Seeen oder Moräste. Auch hinter dem Kruge liegt ein See, von welchem folgende Sage geht:

Ein Schäfer pflegte die sparsame Weide, die sich an dem feuchten Seeufer befand, mit seiner Herde aufzusuchen. Gerade in der Mitte des Seeufers wuchs das beste Gras, und diese Stelle war nur zu erreichen, wenn der Hirt einen der ausgestreckten Flügel des Sees umwanderte, was an heißen Sommertagen sehr beschwerlich war. Darüber seufzte der Hirt und wünschte sich eine Furt zum Durchgange. In solcher Stimmung wurde er von dem Teufel versucht. Die Sonne brannte herab, der Schweiß stand dem Schäfer auf der Stirn, die Schafe gingen langsam, und der Hund zeigte sich wider Gewohnheit lässig. Ärgerlich betrachtete der Schäfer den weiten Weg, welchen er um den See machen sollte. Schnell war der Teufel bereit, bis zur Frühe des andern Morgens einen Damm durch den

See zu führen, wogegen der Schäfer nicht nur seine eigne Seele, sondern auch die seines Hundes verschrieb. Nach Sonnenuntergang sollte die Arbeit beginnen.

Kaum zeigte sich der erste Schimmer der Morgendämmerung, da krähte der Hahn, früher als sonst. Auch die Frau des Schäfers war erwacht, erstaunte über den frühen Ruf und erinnerte sich schlaftrunken, die Thür des Hühnerstalles offen gelassen zu haben. Als sie unten suchten, fanden sie denn auch, daß der Hund durch die offene Thür gedrungen war und den Hahn geweckt hatte. Am andern Morgen trieb der Schäfer wie gewöhnlich an den See, wobei ihm sehr bange im Herzen war. Siehe, da zeigte sich, daß die Arbeit des Satans fast vollendet war. Eine Landzunge schoß mitten durch das Wasser und näherte sich dem andern Ufer bis auf wenige Schritte; aber dieser schmale Raum war so tief, daß er kaum ergründet werden konnte. Ein Stück Papier lag in der Nähe des Ufers im Wasser; es war der verhängnisvolle Vertrag, den die Krallen des Teufels zerrissen hatten. Der Hahnenruf hatte den Teufel verjagt und der treue Hund den Schäfer gerettet.

Nach Pröhle.

26. Die wilde Jagd in der Mark.

Die Sage von dem wilden Jäger ist vielfach in der Mark zu finden. Wenn man zur Winterzeit in den dortigen Wäldern ein starkes Brausen in der Luft hört, so sagen die Leute allgemein, daß die wilde Jagd vorüberzieht, und diejenigen, welche Genaues darüber wissen wollen, erzählen, daß Hunde, denen Feuer aus Maul und Nase fliegt, voraus eilen, der wilde Jäger aber ohne Kopf ihnen zu Fuß oder zu Pferde nachfolge.

Im Blumenthal, nordöstlich von Straußberg, wo auch eine untergegangene Stadt liegen soll, befand sich, wie erzählt wird, an einem späten Sommerabend eine Frau vom Beerensuchen auf dem Heimwege. Plötzlich hörte sie von fern ein lautes Ho, ho! Peitschengeknall und Hundegebell. Ängstlich fragte sie eine andere Frau, was das wäre. Das ist die wilde Jagd, sagte diese, hüte Dich, näher heran zu gehen. Sie aber war neugierig, den Zug zu sehen, und verachtete die Warnung. Als sie nun wenige Schritte vorgegangen war, wurde der Lärm immer gewaltiger, und indem sie sich umblickte, sah sie das Pferd des wilden Jägers dicht an ihrer Schulter. In demselben Augenblick war sie aber schon zu Boden gerannt, und ihr Topf mit all den schönen Beeren lag zerbrochen auf der Erde.

Selbst wenn man unter Dach und Fach ist, kann, wie man sagt, die wilde Jagd einem etwas anthun. Das erfuhr einmal ein Herr von Arnstädt in Groß-Kreuz bei Brandenburg. Der lag eines Abends bereits im Bette, als er die wilde Jagd daherbrausen hörte. Da er nun ein lustiger und übermütiger Herr war, rief er hinaus: „Halb Part!“ und schlief drauf ein. Als er am frühen Morgen erwachte, traute er seinen Augen nicht, denn dicht vor seinem Fenster hing an einem gewaltigen Haken eine große Pferdekeule. Da er von solcher Jagdbeute freilich nicht der Halbpartner sein mochte, ließ er sie fortbringen, aber kaum war's geschehen, so hing sie auch schon wieder da. Da dachte er, vielleicht liegt's am Haken, und ließ denselben mit großer Mühe herausziehen. Doch mit dem ging's ebenso; er war eben heraus und man hatte kaum den Rücken gewendet, so saß er schon wieder so fest darin, wie zuvor, und die Pferdekeule hing auch wieder da. Vielleicht kann man sie auch heute noch dort hängen sehen.

Auch ein Bauer aus Schönermark in der Uckermark wußte von dem wilden Jäger zu erzählen. Als der einmal spät

Abends von Schapow zurückkehrt, sieht er den wilden Jäger, den man dort den alten Schlippenbach nennt, mit der wilden Jagd und vielen Jägern beim sogenannten Weinberge vor großen Tischen sitzen; auf denen standen Braten und allerhand Gebäck in Fülle und da ward nach Herzenslust gegessen und getrunken, und auch Karte wurde gespielt. Der alte Schlippenbach hatte die Karten eben gemischt und gab jedem der Reihe nach. Wie das der Bauer sah, sagte er: Spielt's gut, meine Herren? Da blickte der alte Schlippenbach auf, sah den Bauer an, ergriff eine Schüttgabel und reichte ihm eine Ochsenkeule hin, indem er sagte: Hast Du mithelfen spielen, mußt Du auch mithelfen essen! Der Bauer aber fiel vor Schreck rücklings in den Wagen und war halbtot, als die Pferde mit ihm in Schönermark ankamen. Erst allmählich kam er wieder zu sich und konnte erzählen, was ihm begegnet war. Nach Schwartz.

27. Vom Kloster Lehnin.

Das Kloster Lehnin, welches früher sehr reich und mächtig war, von dem aber nur noch Mauertrümmer vorhanden sind, die von Epheu und Gestrüpp umrankt werden, ist von dem Markgrafen Otto, dem Sohne Albrechts des Bären, gegründet worden. Der jagte einst, wie die Sage erzählt, in dem dichten Urwald, welcher diese Gegend bedeckte. In der Hitze der Jagd kam er von seinen Begleitern ab, und vergeblich war es, daß er sein Hifthorn erschallen ließ oder sich nach einem Wege umsah, der ihn aus dem Dickicht herausführe. Ermattet sank er endlich unter einer Eiche nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf. Da träumte ihm, ein Elentier dränge auf ihn ein,

und vergebens sei es, daß er sich desselben mit seinem Jagdspieß zu erwehren suche. In der Angst rief er den Heiland um Beistand an, da verschwand das Tier.

Jetzt erwachte er aus dem Schlafe, und seine Begleiter standen um ihn her. Als er ihnen seinen Traum erzählte, meinten sie, es müsse der Teufel gewesen sein, der erst beim Anrufen des Namens Christi verschwunden sei.

Nun gut, sagte der Markgraf, so will ich hier ein Kloster erbauen, auf daß durch das Gebet frommer Männer der Satan aus dieser Gegend vertrieben werde! — Sofort ließ er Cisterzienermönche aus dem Mansfeldischen kommen, die bauten das Kloster Lehnin. In der Kirche aber soll man lange Zeit am Altare den eingemauerten Stamm jener Eiche gezeigt haben, unter welcher der Markgraf jene Erscheinung gehabt hatte.

Das Bemühen jener Mönche, das Christentum in diesen Gegenden zu verbreiten, wollte anfänglich gar nicht gelingen. Besonders waren die Männer im nahen Dorfe Nahmitz den Mönchen sehr feindlich gesinnt. Deshalb versuchten die Mönche, ihre Frauen und Kinder zu gewinnen, und besuchten das Dorf, wenn die Männer auf dem Felde oder beim Fischfange waren. Als einstmals der Abt Sebald von Lehnin auch so nach Nahmitz gekommen war, vernahmen es die Männer, die sich am See befanden, eilten mit ihren Ruderstangen herbei und wollten dem Abt zu Leibe. Der hatte noch rechtzeitig Kunde davon bekommen und flüchtete durch den Buchenwald, der zwischen Nahmitz und Chorin lag, dem Kloster zu. In seiner Angst kletterte er auf einen Baum, aber vergeblich hoffte er seinen Verfolgern zu entgehen. Denn sein Hündchen, welches ihm gefolgt war und den Fuß des Baumes umkreiste, verriet ihn. Als die Heiden ihn sahen, fällten sie den Baum und schlugen den Abt tot. Hierüber entmutigt, wollten die Mönche schon die Gegend

wieder verlassen; aber die heilige Jungfrau soll ihnen im Traum erschienen sein und ihnen befohlen haben, zu bleiben. Nachmals ist die Bekehrung der Heiden besser von statten gegangen.

Nach Schwartz.

28. Der alte Uchtenhagen.

In der Gegend von Freienwalde weiß man noch viel von dem alten Uchtenhagen. Dem soll einst das ganze Land gehört haben, Freienwalde sowohl, als auch die Insel Neuenhagen. Er hat, wie man in dortiger Gegend sagt, mehr als Brot essen können; namentlich kam ihm keiner im Fahren gleich, so schnell fuhr er, und er fuhr auch da, wo kein anderes Menschenkind es konnte. So liegt, wo der Weg sich vom Freienwalder Brunnen die Berge hinaufzieht, rechts eine Schlucht, die jetzt zugefallen ist; da soll Uchtenhagen oft mit vier Pferden, in die Quer gespannt, durch die Berge hindurch nach Sonnenburg gefahren sein, was in grader Richtung dreiviertel Meilen sind. So konnte er auch durch die Luft fahren. Wie die Leute erzählen, fuhr er einst von Freienwalde über Wrietzen durch die Luft nach Seelow, da blieb im Dorfe Hardenberg an der Turmspitze die Teerbutte seines Wagens sitzen, die hat noch viele Jahre zum Andenken dort gehangen.

Wie aber der alte Uchtenhagen zu all dem Land, das ihm gehörte, gekommen, das erzählt die Sage folgendermaßen:

Es war einmal ein kriegerischer Ritter, Namens von Hagen, der lag im Kampfe mit einem von Jagow. Nun hatte aber der Kurfürst geboten, daß aller Streit im Rechtswege beigelegt werden solle, und die Übertreter dieser Verordnung mit harten Strafen bedroht. Als er nun erfuhr, daß der von Hagen der

Anstifter dieses Streites sei, erklärte er ihn in die Acht und beraubte ihn aller seiner Habe. Nun irrte dieser unstet umher, indem er sich von Räubereien ernährte, die er besonders in der Gegend von Freienwalde, wo er seine Höhle hatte, ausübte. Nicht lange nach dieser Zeit traf sich's aber, daß der Kurfürst in einen Krieg verwickelt wurde, in welchem es auf dem „roten Felde" bei der Sonnenburger Heide zu einer blutigen Schlacht kam. Das Heer des Kurfürsten geriet in große Bedrängnis, als plötzlich der von Hagen in schwarzer Rüstung und mit herabgelassenem Visier in Begleitung eines Häufleins treuer Knechte aus dem Dickicht hervorbrach und den Feinden in den Rücken fiel. Dadurch brachte er unter ihnen eine solche Verwirrung hervor, daß der Kurfürst den Sieg errang. Als alles vorüber war, ließ dieser den schwarzen Ritter vor sich kommen, dankte ihm für seine Hilfe und fragte nach seinem Namen. Hagen weigerte sich jedoch, ihn zu nennen, und sagte, der thue nichts zur Sache. Der Kurfürst, der wohl ahnen mochte, wen er vor sich habe, drang nicht weiter in ihn und sprach:

Damit Du siehst, daß ich erkenntlich bin, so soll das, was Du mit Deinem Rappen vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne umreiten kannst, Dein sein, und weil Du aus dem Hagen (Busch) uns zur Hilfe gekommen bist, so sollst Du hinfort der Ritter „Ut dem Hagen" heißen!

So soll allmählich der Name Uchtenhagen entstanden sein.

Der schwarze Ritter wußte aber die Sache gut auszubeuten. Am folgenden Morgen setzte er sich in aller Frühe auf dem Schloßberge bei Freienwalde zu Roß und ritt in Begleitung einiger Knappen weit um Freienwalde herum, bis nahe an Wriezen heran, sprengte, da es Sommer war, auch durch die seichte Oder und kam durch das Niederbruch hindurch gegen Abend nach Neuenhagen, welches etwa eine halbe Meile von Freienwalde entfernt liegt. Hier traf er auf dem Felde einen

Schäfer an, den er fragte: Schäfer, was ist's an der Zeit? worauf ihm dieser antwortete: Die Sonne geht zur Rüste! Sogleich zog der Uchtenhagen sein Schwert, schlug dem Schäfer den Kopf ab und steckte neben dem Leichnam mit Hilfe seiner Gefährten einen großen Pfahl auf, zum Zeichen, daß er auf seinem Ritt bis hierher gekommen sei. Selbigen Pfahl soll man noch jetzt auf dem Amte Neuenhagen aufbewahren.

Nach Schwartz.

29. Vom Werbellinsee.

Da, wo sich jetzt der Werbellinsee befindet, soll nach der Sage in alter Zeit eine Stadt, Namens Werbelow, gestanden haben, welche untergegangen ist. Mitten in der Stadt lag, wie erzählt wird, ein Schloß, das war rings mit Wasser umgeben, und nur eine einzige Zugbrücke führte hinüber. Der Herr des Schlosses war aber ein böser Zauberer und ließ nur selten einen Fremden bei sich ein. Da kam eines Tages eine alte Frau, die wollte ins Schloß, und als der Herr sie erblickte, rief er ihr zu, daß sie zurückgehen sollte. Das that sie auch, sprach aber gleichzeitig: Ich will zurückgehen, aber Du sollst untergehen!

Das hat sie wahrgemacht, denn sie hatte noch stärkeren Zauber, als jener Schloßherr. Nun befand sich damals grade ein Fremder in der Stadt, der war ein gottesfürchtiger Mann, weshalb die Frau seinen Untergang nicht herbeiführen konnte. Sie ging also zu ihm und ermahnte ihn, eilig die Stadt zu verlassen, denn diese würde in kurzer Frist untergehen. Schnell packte er seine Sachen zusammen und machte sich mit seinem Bedienten davon. Als sie eine Strecke zurückgelegt hatten und

auf den Berg kamen, welcher unweit der Stadt lag, bemerkte der Fremde, daß er in der Eile sein Felleisen mitzunehmen vergessen habe. Da schickte er seinen Diener zurück; der kehrte aber nach kurzer Zeit wieder und sagte, daß die Stadt und das Schloß spurlos verschwunden wären und sich an ihrer Stelle jetzt ein großer See befände.

Im Werbellinsee, so erzählt man auch, müsse alle Jahre ein Mensch ertrinken, was vorher durch allerhand Wahrzeichen angedeutet werde. Einige der Umwohner behaupten, man höre dann vorher ein Geräusch, als wenn jemand laut in die Hände klatschte, und bald darauf sei dann das Unglück geschehen.

Auf der zwischen den Dörfern Schöneberg und Herzberg gelegenen Hochebene befindet sich in der Nähe des Werbellinsees ein vierzig Fuß hoher Hügel, der unter dem Namen „der schöne Berg" bekannt ist. Nun wollte einst, wie erzählt wird, eine Riesenjungfrau den See zudämmen und jede Spur von ihm vernichten. Sie scharrte deshalb Sand und Erde in ihre Schürze und schritt mit dieser Bürde rüstigen Laufes dem See zu. Ehe sie denselben aber erreichte, zerriß plötzlich ihr Schürzenband, die schwere Last fiel jählings zu Boden und bildete jenen Hügel, welcher von der benachbarten Bevölkerung „der schöne Berg" genannt worden ist. Nach Schwartz u. Engelin.

30. Der Schmied im Monde.

Nach einer Ruppinschen Sage befindet sich nicht ein Mann mit einem Reisigbündel, sondern ein Schmied im Monde, und hierüber wird folgendes erzählt:

Es war einmal ein Schuhmacher, der bekam an einem

Montag von seiner Frau Geld, um in der Stadt Leder zu kaufen. Wie er nun beim Wirtshause vorbeikommt, sieht er seine Zunftgenossen drinnen, die lassen ihn nicht vorbei, er muß auch hineinkommen. Da ist es denn kein Wunder, daß er hernach ohne Leder und ohne Geld nach Hause kommt, worüber ihn die Frau natürlich gewaltig ausschilt. Den andern Tag schickt sie ihn wiederum mit Geld aus, daß er Leder kaufe. Vorbeigehn, denkt er, kannst du schon beim Wirtshaus, aber hinein gehst du diesmal nicht. — Doch es kam wieder wie das erste Mal, er vertrank das Geld und bekam dafür heftige Scheltworte von seiner Frau. Als ihm diese nun am dritten Tag wieder Geld gab und es ebenso ging wie vorher, mochte er nicht wieder nach Hause zurückkehren, sondern begab sich in den Wald, um sich an einem Baume aufzuknüpfen.

Schon war er beschäftigt, mit seinem Messer den Bast abzuschälen, um daraus einen Strick zu flechten, da kam ein Herr des Weges, der ihn fragte, was er da mache. Ich will einen Strick anfertigen, antwortete der Schuhmacher, und mit demselben alle Teufel in der Hölle zusammenbinden. Da bekam der Herr — es war nämlich der Oberste der Teufel — einen Schreck und sprach: Das laßt nur bleiben, ich will Euch dafür so viel Geld geben, daß der ganze Stiefel davon voll wird!

Das war der Schuhmacher zufrieden, ging nach Hause, machte sich und seiner Frau eine Harke und sagte zu ihr, sie solle nur ruhig sein, denn sie würden bald so viel Geld bekommen, daß sie es damit zusammenkratzen müßten. Darauf nahm er einen großen Stiefel, schnitt den Schuh unten ab und hängte den Stiefel in den Schornstein. Da dauerte es denn gar nicht lange, so kam der Teufel an; aber, obgleich er Sack auf Sack mit Geld herbeischleppte, der Stiefel wurde doch nicht voll, denn alles fiel hindurch, den Schornstein hinunter. Als nun der Oberste der Teufel sah, daß seine ganze Schatzkammer leer wurde, sagte er

zu einem andern Teufel: Dem Schuhmacher können wir das Geld nicht lassen; gehe hin und sieh', daß Du es ihm durch eine Wette abgewinnst. Das Geld soll dem gehören, der von dem andern drei Pfeifen Tabak rauchen kann.

Als der Teufel zum Schuhmacher kam, war dieser mit dem Vorschlag einverstanden, sagte aber, der Teufel müsse zuerst von seinem Tabak rauchen. Damit nahm er eine Flinte, hielt sie ihm an den Mund und drückte los. Das war dem Teufel doch zu starker Tabak, und er machte sich davon. Als er oben ankam, sagte der Oberste der Teufel, er müsse noch einmal hinunter, und wer zuerst einen Hasen finge, dem solle das Geld gehören. Ist mir auch recht! sagte der Schuhmacher und steckte drei graue Kaninchen in einen Sack. Als er nun das erste laufen ließ, wollte der Teufel nach, da zog der Schuhmacher das zweite hervor; während aber der Teufel jetzt vom ersten abließ und diesem nachsprang, holte der Schuster rasch das dritte hervor und rief: Hier habe ich einen Hasen! — Da war der Teufel wieder geschlagen.

Sein Herr schickte ihn aber noch einmal hinunter. Unsere Schatzkammer, sprach er, ist doch leer; da nimm die eiserne Thür von derselben, die jetzt doch zu nichts nütze ist, wer die am höchsten wirft, soll das Geld haben!

Als der Teufel wieder zum Schuhmacher kommt, ist der auch damit zufrieden, verlangt aber, daß der Teufel es ihm erst vormache. Der wirft denn auch die Thür so hoch, daß sie, als sie herunterfällt, tief in die Erde eindringt.

Nun hole sie erst nur wieder heraus! ruft der Schuster.

Während sich der Teufel darum bemüht, schaut der Schuster nach dem Monde hinauf, der gerade schön hell scheint. Was siehst Du denn so nach dem Monde? fragt der Teufel. I, sagt der Schuhmacher, der Schmied da oben im Monde ist mein Bruder, dem will ich die Thür hinaufwerfen, er kann sie als

altes Eisen benutzen! Da erschrak der Teufel und sah, daß er überwunden war, und der Schuster behielt das Geld.

Es sieht aber auch wirklich so aus, als ob im Monde ein Schmied stünde; wenn derselbe so recht hell scheint, kann man den Schmied sehen mit Amboß und Hammer. Nach Schwartz.

31. Lippold von Bredow und der Teufel.

Lippold von Bredow, im Volksmunde Lippel oder auch Nepel genannt, saß auf der Burg Friesack und war reich an Dörfern, Feldern und Forsten. Dennoch soll ihm dies bei seinem wilden Leben noch nicht genügt haben, sondern er soll noch ein Bündnis mit dem Teufel eingegangen sein. Letzteres wird übrigens auch von seinem Vater, der Hartwig hieß, behauptet.

Nepel, so erzählt die Sage, versprach dem Teufel seine Seele, wenn dieser ihm jedes Verlangen erfülle; dabei machte er aber die Bedingung, daß er frei wäre, wenn der Teufel ihm einmal etwas nicht gewähren könne. Dieser Bund soll auf dem Teufelsberge im Polzschen Luche geschlossen sein, der davon seinen Namen erhielt. Nun lebte Nepel herrlich und in Freuden, und alle seine Wünsche wurden befriedigt, obwohl er oft die unmöglichsten Dinge verlangte. So wollte er einmal über den See fahren, Viere lang, da mußte ihm der Teufel einen Damm mitten hindurch bauen, daß er immer geradezu fahren konnte, und hinter dem Wagen mußte er denselben gleich wieder abreißen, daß niemand ihm nachfolgen könnte. Mit der Zeit wurde es aber doch dem Nepel unheimlich zu Mute; er ging tiefsinnig umher und konnte gar nichts mehr ausdenken, was der Teufel nicht sogleich ausführte. Das bemerkte sein Schäfer, und

weil der ein kluger und treuer Mann war, fragte er seinen Herrn nach der Ursache des Trübsinns. Nachdem ihm Nepel alles erzählt hatte, war der Schäfer mit gutem Rat bei der Hand. Der Ritter solle, sagte der Schäfer, vom Teufel verlangen, ihm einen Scheffel bis zum Rande mit Gold zu füllen. Der Scheffel solle aber in dem tiefen Loch, das oben auf dem Teufelsberge sei, angebracht und der Boden des Scheffels so eingerichtet werden, daß die eine Seite immer herunterklappe, wenn man etwas hineinschütte. Erfreut über diesen Rat ging nun Nepel in der folgenden Nacht zum Teufel, der sofort bereit war, die Forderung zu erfüllen. Die Stunde der Nacht wurde festgesetzt, in welcher der Teufel das Gold nach dem Teufelsberg bringen sollte. Kaum hatte Nepel den Scheffel in das Loch eingesetzt, so kam auch schon der Teufel keuchend mit einem schweren Sacke voll Gold durch die Luft daher. Wiewohl der Teufel aber einen Sack nach dem andern hineinschüttete, wurde der Scheffel doch nicht voll, weil der Boden immer umklappte und das Gold durchfiel. Verwundert rief der Teufel:

Lippel, Nappel, Nepel,
Wat hest vörn groten Schepel!

Noch einmal schleppte er einen Sack voll Gold herbei, der war größer als die anderen alle zusammen. Aber es half ihm doch nichts. Da war die Stunde um, und ärgerlich, daß er überlistet war, fuhr der Teufel auf und davon. Wegen dieser Geschichte wird der Teufelsberg auch „Lippel-Nepelberg" genannt, und man zeigt noch jetzt das tiefe Loch, über dem der Scheffel gestanden hat.

Nach Schwartz.

32. Der Kobold in der Mühle.

Wenn früher jemand reich wurde, ohne daß man recht wußte, wie das kam, so meinte man, er habe einen Kobold, der ihm alles zutrüge. Der Kobold wurde immer als ein kleiner Kerl beschrieben, der allerhand Gestalt annehmen konnte. Oft soll der Kobold auch seinen Schabernack mit den Leuten getrieben und sich dann vor Lachen ausgeschüttet haben, wenn er jemanden anführen konnte. Daher stammt noch der Ausdruck: „Wie ein Kobold lachen".

Auf einer Wassermühle im Ruppinschen wohnte, wie erzählt wird, ein Müller ganz allein. Bei dem klopfte es an einem stürmischen und regnerischen Abende an das Fenster, und als der Müller fragte, wer da wäre, antwortete eine Stimme: Um Gottes willen laßt mich ein; denn ich habe mich verirrt und komme sonst in dem furchtbaren Wetter um!

Der Müller nahm die Lampe und öffnete die Hausthür, fuhr aber erschrocken zurück; denn vor ihm stand neben einem Manne ein schwarzes Ungetüm.

Ach, erbarmt Euch, sagte der Mann, ich bin ein Bärenführer und weiß mit meinem Tiere nicht mehr, wo aus und ein. Gönnt uns ein Plätzchen zum Nachtquartier!

Der Müller kraute sich hinter den Ohren und sagte: Ja, für Euch hätte ich wohl einen Platz auf der Ofenbank, wenn Ihr damit zufrieden sein wollt; aber wo soll ich mit Eurer Bestie hin? Einen Stall habe ich nicht, und in die Stube können wir das Tier nicht nehmen! J, antwortete der Mann, könnten wir ihn nicht in die Mühle bringen? Schaden am Korn und Mehl könnte er ja nicht thun, auch lege ich ihn an die Kette!

Das ginge wohl, sagte der Müller; aber ich muß Euch

mitteilen, daß in der Mühle ein Kobold umherspukt und mir seit Jahren schon viel Herzeleid angethan hat. Er wirtschaftet die ganze Nacht herum und treibt mit Mehl und Korn seinen Unfug und Mutwillen!

Ei, rief der Bärenführer, was schadet das? Mein Bär wird sich schon des Kobolds erwehren können!

Also wurde der Bär in der Mühle untergebracht, und der Führer erhielt sein Lager auf der Ofenbank. Mitten in der Nacht erwachten die beiden Männer von einem furchtbaren Lärm in der Mühle. Es ging dort kopfüber und kopfunter, und dazwischen hörte man das tiefe Brummen des Bären und hier und da ein Quieken und jämmerliches Grunzen.

Horch, sagte der Müller, da hat sich der Kobold an den Bären gemacht!

Das wird nur sein eigener Schade sein, lachte der Bärenführer.

Ja, wollte Gott, seufzte der Müller, daß der Bär meinem Plagegeiste recht ordentlich den dicken Kopf zurechtsetzte! Noch ein heller Schrei, dann war alles still, und die Männer schliefen wieder ein.

Am Morgen fand man den Bären wohlbehalten in der Mühle, und nachdem der Müller seine Gäste noch mit Speise und Trank erquickt hatte, zog der Fremde mit seinem Bären unter herzlichem Danke von dannen. Und siehe, von nun an ließ sich kein Kobold mehr in der Mühle sehen; der Bär mußte es ihm verleidet haben. Wer war glücklicher darüber als der Müller!

So ging wohl ein ganzes Jahr hin. Da, als der Müller an einem dunklen Abende still in seiner Stube saß, öffnete sich leise die Thür, und zum Schrecken des Müllers steckte der Kobold seinen unförmlichen Kopf in die Stube und sagte: Möllä, Möllä, lewet juwe jrote schwarte Katt noch? — Rasch

faßte sich der Müller und rief: Jo, deh lewet noch und hett sewen Jungen! — da schlug der Kobold entsetzt die Thür zu und ist seitdem nie wieder gekommen. Nach Schwartz.

33. Der Herr von Kahlebutz.

Vor langen Jahren hauste zu Kampehl bei Wusterhausen a. D. ein Herr von Kahlebutz, welcher als ein jähzorniger Mann gefürchtet war. Eines Tages wollte er nach Wusterhausen reiten, da traf er am Bückwitzer See einen Schäfer. Mit diesem geriet er in Streit wegen des Weideplatzes, und als der Schäfer sein gutes Recht behauptete, erschlug ihn der jähzornige Mann. Obschon ihn niemand gesehen hatte, so lenkte sich doch der Verdacht auf ihn. Er wurde nach Neustadt a. D. vor Gericht gefordert, leugnete aber die That und schwur, daß er nimmermehr seine Hand gegen den Schäfer erhoben habe; schwöre er einen falschen Eid, dann wolle er, daß sein Leib niemals zu Staub werde und sein Geist ruhelos bis zum jüngsten Tage umherwandle. Dieser Meineid soll dann auch klar geworden sein, als er starb. Sein Leib liegt seit Jahrhunderten, wie erzählt wird, unverwest im Sarge, selbst seine Kleidung soll sich erhalten haben, und in der ganzen Gegend erzählt man die Sage, daß sein Geist allnächtlich zwischen elf und zwölf Uhr am Bückwitzer See umherspuke.

Fußgänger, welche die Brücke des Schwänzebaches bei jenem See gegen Mitternacht passiert haben, erzählen, daß sie plötzlich von einer Last, die sich auf ihre Schultern lud, niedergeworfen wurden; dieselbe sei erst gewichen, sobald sie aus dem Bereiche des bösen Geistes gekommen. Im Jahre 1806 soll

ein französischer Soldat, ein Deutscher aus dem Elsaß, folgendes Abenteuer gehabt haben:

Unter dem Grausen der anderen Soldaten hob er den versteinerten Leichnam empor, schimpfte ihn Scheusal und Mörder, legte ihn verkehrt in den Sarg und forderte ihn schließlich auf, ihn zwischen elf und zwölf Uhr in seinem Quartier zu besuchen. Am andern Morgen soll man den Elsasser, der beim Schulzen in Quartier lag, angezogen auf seinem Lager tot gefunden haben. Dem bösen Spötter war, wie erzählt wird, das Genick umgedreht, und ein Blutstrom hatte sich aus Mund und Nase ergossen. Die Franzosen machten zwar Lärm und behaupteten, er wäre ermordet worden; aber das Gericht stellte fest, daß Thür und Fenster wohl verschlossen gewesen seien und niemand von außen habe hineinkommen können.

Auch jetzt noch soll der Leichnam unverwest daliegen.

Nach Schwartz.

34. Der Pferdehirt zu Dierberg.

Im Dorfe Dierberg bei Lindow erzählt man folgende Sage: Ein alter Pferdehirt, der in seinem früheren Leben nicht viel getaugt hatte, war einst mit einigen Pferden auf der Weide. Erschöpft von der Hitze des Tages legte er sich unter einer hohen Eiche nieder und schlief ein. Als er wieder aufwachte und seine Pferde heimtrieb, wunderten sich alle Leute, daß die Pferde ohne Hirten waren. Als er nun nach Hause kommt, sieht ihn seine Frau nicht, wundert sich aber auch, daß der Hund, der sonst nie von seinem Herrn ging, ohne denselben zurückkehrt. Endlich zieht der Hirt sich die Schuhe aus, sofort erblickt ihn seine Frau, und als er die Schuhe nun untersucht,

findet er, daß der Blütenstaub des Farnkrautes darin lag, den er nicht wieder herausbekommen konnte. Als er aber die Schuhe wieder anzieht, sind sie auf einmal fest angewachsen, so daß er sie nicht wieder von den Füßen bekommen konnte.

Als nun nach einiger Zeit der Tod kam, um ihn abzuholen, soll der an ihm vorübergegangen sein, ohne ihn zu sehen, und so soll der Pferdehirt denn noch herumlaufen und sich in jener Gegend bisweilen blicken lassen. Nach Schwartz.

35. Der Herr von Reisewitz.

Im Boberow-Walde bei Rheinsberg soll ein Herr von Reisewitz sein Wesen treiben und schon manchen, der dort hindurch gehen wollte, in die Irre geführt haben. Mit diesem Herrn von Reisewitz soll es nun aber folgende Bewandtnis haben:

Er lebte an dem Hofe des Prinzen Heinrich, des Bruders Friedrichs des Großen, und hatte dort alles zu verwalten. Während nun der Prinz im Felde war, richtete Herr von Reisewitz die Fortsetzung des Schloßgartens von Rheinsberg, nach dem Boberow-Walde zu, ein. Er wurde aber bei dem Prinzen verleumdet, so daß dieser ihm in einem Schreiben Vorwürfe machte. Das soll Herr von Reisewitz sich so zu Herzen genommen haben, daß er sich vergiftete. Als Prinz Heinrich aber aus dem Felde zurückkam, da hat er gesehen, daß der Reisewitz alles sehr gut gemacht, und dessen Tod hat dem Prinzen sehr leid gethan. Seit dieser Zeit soll Herr von Reisewitz nun im Boberow-Walde umgehen.

Nach Schwartz.

36. Das Bassewitzfest zu Kyritz.

Die Stadt Kyritz soll im Jahre 1411 von dem mecklenburgischen Ritter Kurt von Bassewitz belagert worden sein. Die Kyritzer verteidigten sich aber tapfer und hüteten sorgfältig Thore und Mauern. Da er ihnen so nichts anhaben konnte, nahm er seine Zuflucht zu einer List. Er ließ nämlich einen unterirdischen Gang graben, durch welchen er in die Stadt eindringen wollte. Da geschah es, daß ein schwerer Verbrecher, welchen die Kyritzer im Turm sitzen hatten, das unterirdische Wühlen hörte. Er ließ daher dem Bürgermeister melden, daß er demselben wichtige Entdeckungen machen wolle, wenn ihm das Leben geschenkt werde. Als ihm dies versprochen wurde, erzählte er, was er gehört hatte, und lieferte sofort den Beweis, daß er sich nicht geirrt habe. Er ließ sich nämlich eine Trommel bringen und streute Erbsen darauf. Da sahen alle, wie diese hin und her sprangen, was nur von der Erschütterung kommen konnte, welche die unterirdische Arbeit verursachte. Nun verfolgte man die Sache weiter und hieß die Bürgerschaft sich bereit halten. Es währte auch nicht lange, so kam Bassewitz plötzlich auf dem Markte aus der Erde hervor. Er soll die Richtung verfehlt haben und statt, wie er gewollt, in der Kirche, dort auf dem Markt herausgekommen sein. Nach hartem Kampfe wurde er nun gefangen und soll hernach mit seinem eigenen Schwerte enthauptet worden sein. Das Schwert und der Panzer des Ritters werden noch auf dem Rathause aufbewahrt; zum Andenken an die Befreiung der Stadt aus dieser Gefahr aber feiert man noch alljährlich am Montage nach Invocavit das Bassewitzfest mit zweimaligem Gottesdienste und Gabenverteilung unter die Armen und die Schulkinder.

Nach Schwartz.

37. Der Verrat von Prenzlau.

Auf dem Rathause zu Prenzlau werden noch jetzt zwei vertrocknete abgehauene Hände gezeigt, von welchen folgende Sage geht:

Unter Friedrich, dem ersten Hohenzollernschen Markgrafen, zogen die Pommernherzöge vor Prenzlau und belagerten die Stadt. Heimlich schickten sie einen ihrer Befehlshaber, Klaus Köppen, in Bauernkleidern in die Stadt; der ließ sich zuerst als Tagelöhner, dann als Thorwächter brauchen, setzte sich ins Einvernehmen mit den beiden Bürgermeistern und ließ eines Nachts die Pommernherzöge mit ihren Leuten ein. Die Stadt huldigte den Pommernherzögen, und diese machten Köppen zum Befehlshaber derselben. Es war jedoch immer noch eine brandenburgische Partei in der Stadt, und viele von den Anhängern der Pommern wurden hernach dadurch verletzt, daß Herzog Otto von Pommern-Stettin die Bürgerschaft bei der Huldigung höhnte, weil sie sich nicht besser gewehrt habe. Die Bürgermeister aber hielten vor allen noch an den Pommernherzögen fest.

Da Kurfürst Friedrich I. damals in Franken zu thun hatte, so mußte sein Sohn Johann für ihn den Krieg führen. Der knüpfte mit den Anhängern Brandenburgs und denen, die mit der pommerschen Herrschaft unzufrieden waren, in aller Stille ein Einverständnis an, um die Stadt zu überrumpeln. Der Stadtschreiber Rodiger, ein treuer Anhänger des Markgrafen, führte diesen, wie erzählt wird, mit seinen Reisigen in einer Sommernacht von der Westseite her durch eine Seitenpforte in die Stadt. Auf dem Wege soll manche sumpfige Strecke zu durchwaten gewesen sein. An den unwegsamsten Stellen nahm Rodiger, der ein starker Mann war, den Markgrafen auf seine Schultern. Als einer der Sümpfe sehr lang war, drohte Rodiger unter der

schweren Bürde umzusinken, da soll ihm der Markgraf das denkwürdige Wort zugeflüstert haben: Steh fest, mein Mann, und bedenke, daß Du die ganze Mark Brandenburg auf Deinen Schultern trägst! — Glücklich kamen sie endlich in die Stadt, und sofort erscholl der Ruf: Brandenburg! — durch alle Gassen. Die pommersche Besatzung setzte sich zwar zur Wehr und behauptete noch etliche Tage ein Stadtthor; aber die Bürger zwangen sie durch Hunger und Rauch von Stroh und grünem Holz, sich zu ergeben.

So kam Prenzlau wieder in den Besitz Brandenburgs. Den beiden Bürgermeistern wurden die Hände, mit denen sie bei der Huldigung falsch geschworen hatten, abgehauen, worauf sie dann enthauptet wurden. Die Hände hat man zum ewigen Gedenken und zur Warnung auf dem Rathause aufbewahrt.

Nach Schwartz.

38. Die Schätze im Teufelsberge bei Oderberg.

Zwischen Liepe und Oderberg liegen der Blochsberg, der Teufelsberg und der Schloßberg. In jener Gegend soll es nicht ganz richtig sein und oftmals Geld brennen. Dort kam, wie erzählt wird, einmal ein Fischer von Nieder-Finow des Abends vorbeigefahren, denn die von Nieder-Finow hatten früher die Fischgerechtigkeit auf dem Lieper See, und dessen Wasser ging ehemals bis an die Liepe heran. Er hatte seinen Kahn gerade ans Land gestoßen, da kam ein Mann auf ihn zu und sagte, er solle ihm folgen und sich Geld holen. Wie er nun von seinem Kahne aus mit dem Manne fortging und sich umsah, bemerkte er, daß er gerade dicht unter dem Teufelsberge angefahren war, und es wurde ihm ganz ängstlich zu Mute. Er

nahm sich aber zusammen und folgte seinem Führer. Dieser brachte ihn nach einer Schlucht; da standen lauter Fässer mit Gold, und der Mann hieß ihm davon zu nehmen, soviel er wolle. Der Fischer trug sich eine Tonne in den Kahn; weil er aber den Mann nicht mehr sah, holte er sich noch eine. Wie er aber mit der zweiten Tonne nach seinem Kahne kam, war die erste fort. Weil er diese nun nicht verschmerzen wollte, machte er sich noch einmal auf den Weg und holte sich eine dritte; als er jedoch zum Kahne zurückkehrte, war wieder die zweite fort. Da ward ihm doch gar zu bange, und er machte, daß er fortkam. Wie er abstieß, saß der schwarze Mann am Ende des Kahnes. Der Fischer faßte sich ein Herz und ruderte, was er konnte, nach Hause. Als er dort ankam, drehte er den Kahn um, so daß die Spitze, wo der schwarze Mann saß, ins Wasser hinaus zeigte. Das thun die Fischer öfter, um gleich wieder abstoßen zu können. — Es ist Dein Glück gewesen, sagte der Mann, daß Du mich nicht zuerst ans Land gefahren hast! Weil Du aber so habgierig gewesen bist, hast Du statt Gold und Silber, welche in den ersten beiden Tonnen waren, in Deiner Tonne dort nur Kupfer.

Und so war es auch. — Vom Teufelsberge, der oben sehr steil ist, geht übrigens auch die Sage:

Wer „ungewaschen" hinaufkomme, der könne nicht eher wieder herunter, bis jemand ein Geldstück für ihn hingelegt habe.

Nach Schwartz.

39. Die Meininge.

Die Bauern von Gülpe und die von Rehberg kamen einst um einen großen Wiesenfleck in Streit miteinander. Den Gülpern gehörte die Wiese seit ewigen Zeiten, die Rehberger aber behaupteten, sie käme ihnen zu, und sie stellten einen Zeugen, der dies durch einen Eid bestätigte. So erhielten die Rehberger auf unrechtmäßige Weise die Wiese, denn der Zeuge hatte einen Meineid geleistet. Dafür konnte er nun aber auch nach seinem Tode keine Ruhe finden, mußte umgehen und rief in finsteren und stürmischen Nächten auf der Gülpe entgegengesetzten Seite der Havel immer: Hol über!

In einer sehr windigen und regnerischen Nacht hörte der Nachtwächter von Gülpe wieder diesen Ruf, und da er ein beherzter Mann war, so fuhr er über das Wasser, um zu sehen, was der Ruf zu bedeuten habe. Je näher er indes dem jenseitigen Ufer kam, desto schwächer wurde der Ruf und hörte zuletzt ganz auf. Als der Nachtwächter aber rief, daß er bereit sei zum Überfahren, fiel etwas wie ein mächtig großer Stein in seinen Kahn, so daß derselbe beinahe unterging. Je näher der Nachtwächter dann dem diesseitigen Ufer wieder kam, desto schwerer ging der Kahn vorwärts, er konnte ihn kaum noch von der Stelle bringen, und vor Angst fielen ihm große Schweißtropfen von der Stirn. Sobald der Kahn aber Grund faßte, hob er sich wieder, und die Last war verschwunden. Diese Last war nichts anderes gewesen als der Meineidige mit seiner schweren Sünde.

Lange Zeit danach ließ sich wieder ein Mann aus Gülpe verleiten, auf den Ruf hinüberzufahren. Es war gerade um Mitternacht, und er fand wirklich einen großen Mann am Ufer stehen. Als derselbe in den Kahn gestiegen war, ging dieser

wieder so tief, daß das Wasser beinahe über Bord lief, und der Fährmann merkte wohl, daß er den Meineidigen überhole; er zitterte deshalb an allen Gliedern und war froh, als er wieder herüber war. Nachdem der Kahn gelandet war, sprach der böse Geist zu dem Fährmann: Geld kann ich Dir nicht geben, aber achte auf das, was ich Dir sagen werde: Es wird eine Pest in das Land kommen und in diesem Dorfe so wüten, daß die Lebenden die Toten zuletzt nicht mehr werden begraben können; Du aber wirst nicht sterben!

Hiermit war der Geist verschwunden; wie er aber vorhergesagt hatte, so geschah es auch. Eines Tages kamen nämlich zwei Reisende in das Dorf, die kehrten im Wirtshause ein und ließen sich einen Trunk Bier geben, das man damals aus großen irdenen oder zinnernen Krügen trank, wie man sie heutzutage noch in manchen Bauernhäusern am Riegel hängen sieht. An ein Auswaschen war nicht zu denken, sondern jeder Gast hängte seinen Krug nach dem Gebrauch wieder fort. Daher kam's, daß am nächsten Sonntage, als die Bauern das Wirtshaus besuchten, einer von ihnen aus dem Kruge trank, aus welchem die Fremden getrunken hatten. Bald darauf wurde er krank, konnte nur mit Mühe nach Hause kommen und starb noch an demselben Abend an der Pest. Diese griff dann derartig um sich, daß das Dorf bald von der Krankheit ganz entvölkert wurde und die wenigen Überlebenden nicht im stande waren, die Felder abzuernten. Unter den von der Pest Verschonten befand sich wirklich der, welcher den Meineidigen übergeholt hatte. Seit jener Zeit will man zwar noch mehrmals den Ruf: Hol über! gehört haben, aber der Meineidige hat sich nicht wieder sehen lassen.

Nach Engelin.

40. Vom Scharmützelsee.

Der Scharmützelsee liegt eine Meile von Storkow und hat eine Länge von $1\frac{1}{2}$ und eine Breite von $\frac{1}{4}$ Meilen. Zu den Dörfern, deren Feldmarken an den See stoßen, gehört auch Silberberg, bei welchem sich sogenannte Hünengräber befinden. Vor langen Jahren, so erzählt die Sage, lag an der Stelle des Sees eine Stadt. Hinter derselben zog sich eine mit Gebüsch bewachsene Hügelkette hin, und an einem der Berge, dem Gurkenberge, entlang führte eine Straße von Radlow nach Silberberg. Auf dem Silberberger Berge, auf welchem sich jetzt ein Kohlen-Bergwerk befindet, soll ein heidnischer Tempel gestanden haben, in welchem die damaligen Einwohner jener Stadt ihre Götter verehrt haben. Die Stadt ist dann bei einer Überschwemmung durch die Meeresfluten vernichtet worden, und über ihr ist der See zurückgeblieben.

Vor langen Jahren warfen einmal ein paar Fischer im See ihre Netze aus, und als sie dieselben herausziehen wollten, zeigten sich dieselben ungemein schwer. Einer der Fischer verlor darüber die Geduld und stieß einen Fluch aus. Da fiel aus dem Netze mit schwerem Getöse eine Glocke in die Tiefe, und aus dem See erschollen die Worte: Ich komme nicht mehr zu Lande! — Diese Glocke soll von der verschwundenen Stadt hergerührt haben.

Nach Engelin.

41. Wie der Tod verbrannt wurde.

Im Jahre 1566 kam nach Sorau die Pest; die soll einer der Bürger mit in die Stadt gebracht haben. Er zog in ein einsames Häuschen am Graben und starb daselbst. Alle, die ihn pflegten, starben, einer nach dem andern, in demselben Häus-

chen. Da beratschlagten die Mitglieder des Stadtrats lange mit einander, was in der bedenklichen Lage zu thun sei, und fanden auch endlich das Richtige. Sie ließen nämlich Feuer an das Haus legen und verbrannten es mit allem, was darin war. Da sagten die Leute in der ganzen Gegend: Wer wird nun sterben können, da doch zu Sorau der Tod verbrannt ist? — Die Pest aber soll in Sorau wirklich aufgehört haben.

Nach Magnus.

42. Der unterirdische Gang in Spremberg.

Nahe bei Spremberg befindet sich jenseits der Spree ein Hügel, auf welchem sich ehemals eine Kapelle des heiligen Georg befand, welche reich ausgestattet war. Zu dieser Kapelle soll ein unterirdischer Gang von Spremberg her geführt haben. Nun wollten aber die Spremberger einst diesen Gang untersuchen und schenkten einem zum Tode verurteilten Verbrecher das Leben unter der Bedingung, daß er durch den Gang hindurchkröche und zur Georgenkapelle wieder herauskäme. Der arme Sünder war das auch zufrieden und stieg in den Gang hinein, kam aber niemals wieder zum Vorschein, und jedermann glaubte, daß er in dem Gange entweder verunglückt oder von Geistern zerrissen worden sei. Eine nähere Untersuchung soll man darüber nicht angestellt haben.

Einige Jahre später kamen nun, wie weiter erzählt wird, ein paar Spremberger nach Zittau und begegneten dort zu ihrem Erstaunen jenem zum Tode verurteilten armen Sünder. Sie erkannten ihn auf der Stelle, obgleich er jetzt als ein wohlhabender Bürgersmann daherschritt. Als sie ihn näher befragten, wie er denn hierher gekommen sei, teilte er ihnen

folgendes mit: Eine lange Weile sei er in dem Gange fortgeschritten, da habe er plötzlich über sich Hundegebell vernommen und daraus geschlossen, daß er sich unter der Scharfrichterei befinde. Gleich darauf sei ihm ein Geist mit einem brennenden Lichte erschienen und habe ihn gefragt, wohin er wolle. Er habe darauf geantwortet: Ich bin zum Tode verurteilt, wenn ich nicht auf diesem Wege zur Georgenkapelle komme! — Gehe nur fort, habe der Geist geantwortet, Dein Glück ist gemacht! Hierauf sei er bald in ein Gewölbe gelangt, in welchem zwölf Apostel aus reinem Golde standen, jeder etwa einen Arm lang. Hier habe er verweilt, bis nach seiner Berechnung der Abend angebrochen war, sei dann umgekehrt und habe einen der Apostel mitgenommen. Glücklich ins Freie gelangt, habe er schnell die Grenze Böhmens überschritten, dort seinen goldenen Schatz zerschlagen, ihn stückweise in klingende Münze verwandelt und sich dann in Zittau häuslich niedergelassen.

Jene Öffnung ist nun, wie erzählt wird, wegen eines daraus hervordringenden mörderischen Gestankes vor vielen Jahren vermauert worden, so daß die anderen elf Apostel noch jetzt auf ihren Erlöser warten müssen. Nach Haupt.

43. Der Schlangenkönig zu Lübbenau.

Die Grafen zu Lynar, welche lange im Besitz des Schlosses zu Lübbenau sind, haben in ihrem Wappen eine gekrönte Schlange, worüber man folgende Sage erzählt: Bei Lübbenau befanden sich in den vielen Armen der Spree unzählige Wasserschlangen, die aber gänzlich unschädlich waren und deshalb auch von niemandem gefürchtet wurden. Auch in jedem Hause sollen

sich sogenannte Hausschlangen, eine männliche und eine weibliche, befunden haben, die man aber nur sah, wenn der Hausherr oder die Hausmutter gestorben war. Alle diese Schlangen sollen aber einen König gehabt haben, welcher auf dem Kopfe an zwei gebogenen Haken eine elfenbeinerne Krone trug.

Als nun der erste Graf zu Lynar aus Italien nach der Niederlausitz kam, um sich dort niederzulassen, hörte er auch von dem Schlangenkönig und seiner unschätzbaren Krone. Da er aber ein mutiger und schlauer Mann war, so sann er darüber nach, wie er sich wohl in den Besitz dieser Krone setzen könne. Nun wurde ihm mitgeteilt, daß der Schlangenkönig, wenn er mit seinen Kameraden im Sonnenscheine auf den Wiesen spiele, die Krone ablege und zwar gern auf weiße Gegenstände. Er begab sich also an einem schönen, sonnigen Maitage auf die Wiese, in deren Nähe jetzt das Schloß steht, breitete ein großes, weißes Tuch auf dem Boden aus und versteckte sich dann, nachdem er zuvor ein kräftiges Roß bestiegen hatte, um schnell entfliehen zu können, hinter einem Erlengebüsch. Da kam nun auch richtig der Schlangenkönig und mit ihm ein Gefolge der größten und schönsten Schlangen. Er legte seine Krone auf das Tuch, und dann schlängelten sie sich alle den Berg hinan, um dort oben nach Herzenslust zu spielen. Kaum hatten aber die Schlangen den Plan verlassen, so war der Ritter zur Stelle, faßte das Tuch mit der Krone an seinen vier Zipfeln zusammen, schwang sich wieder auf sein Roß und jagte davon. Augenblicklich hörte er aber auch ein scharfes Pfeifen hinter sich; die Schlangen kamen vom Berge herabgeschossen, aus dem Wasser strömten noch viele andere zur Hilfe, und alle eilten ihm nach und waren bald hinter ihm. Da kam der Ritter bei seiner Flucht auf einmal an eine große hohe Mauer, welche ihm den Weg versperrte. In seiner Todesangst hatte er keine Zeit zum Überlegen; er setzte seinem Pferde die Sporen in die Weichen, mit

den letzten Kräften flog es über die Mauer, stürzte dann aber zusammen. Er war gerettet, denn hierher konnten ihm die Schlangen nicht folgen. Er nahm nun die Krone, verkaufte sie; aus dem Erlöse erwarb er sich die Herrschaft Lübbenau und nahm zum ewigen Andenken die Schlange mit der Krone, dazu die Mauer in sein Wappen auf.

Seit dieser Zeit will man den Schlangenkönig selten gesehen haben, überhaupt soll sich die Zahl der Schlangen in jener Gegend sehr vermindert haben. Vor etwa hundert Jahren will ein Fischer in einem alten mit Weiden besetzten Graben, unweit des Schlosses, eine große Schlange mit etwas Weißem auf dem Kopfe unter einer Menge von Fischen mit aus dem Wasser gezogen haben. Wie es nun die dortigen Leute gewohnt sind, so schlägt auch der Fischer mit dem Steuer nach dieser Schlange, um sie zu töten. Da soll diese auf einmal einen gellenden Pfiff gethan haben, und augenblicklich ist der ganze Graben schwarz von Schlangen gewesen, die sich an seinem Ruder in die Höhe schlängelten und sich in seinen, aus einem Eichenstamm ausgehöhlten Kahn drängten. In seiner Angst springt er aus dem Kahne aufs Land und läuft so schnell er kann davon; die Schlangen alle hinter ihm drein. Zum Glück fällt es ihm ein, seine Jacke auszuziehen und von sich zu werfen. Auf diese stürzen sich nun die Schlangen, wie rasend, und inzwischen entkommt er. Die Jacke aber fand man nach mehreren Tagen in dem alten Graben durch und durch zernagt, eine Warnung, wie es ihm ergangen sein würde, wenn sie ihn erwischt hätten. Er soll sich seit dieser Zeit wohl gehütet haben, die unschuldigen Tiere zu seinem Vergnügen zu töten. Jene Schlange soll aber der Schlangenkönig gewesen sein, der nur noch die Haken am Kopfe, aber keine Krone mehr gehabt hat. Man hat denselben seitdem nicht wieder gesehen.

Nach Büsching.

Sagen aus Schlesien.

1. Warum die Schlesier Eselsfresser genannt werden.

Über den Namen der Schlesier giebt es unter andern die Angabe, daß in uralter Zeit ein König Schlesi über sie geherrscht habe, wofür es gar keinen Beweis giebt. — Wer einmal in Schlesien gewesen ist, der weiß, daß die Schlesier ein wackeres, fleißiges und verständiges Volk sind, trotzdem hat man ihnen früher in der Nachbarschaft spottweise den Namen „Eselsfresser" beigelegt und erzählt darüber folgende Sage, welche natürlich die Schlesier verächtlich abweisen:

In alter Zeit gab es in ihrem Lande zwar Pferde genug, aber keinen einzigen Esel, selbst keinen, der sich auf zwei Beinen fortbewegte, was doch ihnen durchaus nicht zur Schande gereicht. Nun geschah es, daß endlich einmal ein leibhaftiges Grautier bei Crossen in das schlesische Land kam. Sobald die Einwohner den Esel erblickten, meinten sie, es sei ein wunderbares Wild, machten auf ihn Jagd, schossen ihn, brieten ihn auf dem Zobten und verzehrten ihn zu Breslau. Davon sollen sie jenen Spottnamen erhalten haben.

Andere erzählen dagegen, vor alters sei in der Gegend von Reichenstein ein ergiebiges Goldbergwerk betrieben worden, welchem man den Namen des „güldenen Esels" beilegte. Da nun die Landesbewohner sich selbst mit der Ausbeutung des Bergwerks beschäftigten und keine Ausländer zuließen, so sollen letztere aus Ärger gesagt haben, die Schlesier seien auf ihren „güldenen Esel" so versessen, daß sie ihn allein „auffressen" wollten.

Nach Cp. Sommer.

2. Die Wahrzeichen von Breslau.

Man hat Breslau schon in alter Zeit die Krone Schlesiens und die Zierde des deutschen Reiches genannt. Man sagte von Breslau, es habe die höchste Brücke in Schlesien, weil die beiden Türme der Maria-Magdalenenkirche durch eine Brücke verbunden sind. Man hatte von Breslau auch das Rätsel: Wo giebt es die meisten Schlangen in Deutschland? wozu die Auflösung lautete: zu Breslau, denn dort nimmt man zu Bierschankzeichen nicht wie anderwärts Bierkegel, sondern große bunte Schlangen.

Fragte man: Wo fahren zwei Wagen übereinander? so hieß es: in Breslau, denn vor dem Schweidnitzer Keller unter dem Markte führte seit 1519 nach dem gegenüberliegenden Stadtbrauhause ein hoher, breiter gewölbter Gang, durch welchen das Bier zu Wagen in den Keller geschafft werden konnte.

Vor Einführung der Hausnummern hat es in Breslau höchst sonderbare Hausbezeichnungen gegeben, z. B.: der „Polnische Herrgott", der „Große und Kleine Christophel", die „Kalte Asche", das „Goldene A. B. C.", die „Stille Musik", „Sieh Dich für" (wobei Galgen, Rad, Kanone, Pechhütte und Hölle bildlich dargestellt waren) u. dgl.

Von Breslau erzählten sich auch die Handwerksburschen, daß man dort drei Marktplätze zu gleicher Zeit sehen könne, nämlich bei den großen Fleischbänken, wo man einen Teil des Salzrings, den Paradeplatz und den Neumarkt zugleich erblicken kann.

In Breslau fand man auch eine „Altbüßergasse", wo die Schuhflicker wohnten, eine „Brustgasse", ein „Flederwischgäßchen", ein „Wanzengäßchen", eine „Wurstgasse", eine „Hummerei" (von Hummern oder Malztennen), einen „Kugelzipfel", einen „Venusberg" und dergleichen.

In alter Zeit wurde in der Stadt ein berühmtes Bier gebraut, welches den Namen „Schöps“ führte, von welchem die Scherzverse überliefert sind:

„Scheps caput ascendit neque scalis indiget ullis,
Sessitat in stirnis mirabilis intus in hirnis;
O Scheps, Scheps, te libenter bibit omnis plebs!“

In dem wegen seines Bieres früher berühmten Schweidnitzer Keller im Rathause las man schon zu alter Zeit an der Wand den Spruch:

„Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre,
Mancher Mann teilte manchem Mann größere Ehre.“

Wer in diesem Bierkeller ein Glas mit Fleiß zerbrach, der wurde, wie erzählt wird, mit einem hellklingenden „Lümmel“ (Linkel) hinaus bekomplimentiert, nachdem er acht Groschen bezahlt hatte; stützte sich aber einer mit dem Arme auf, so wurde dreimal mit demselben Lümmelglöcklein geläutet.

Die Juden, welche zum Jahrmarkt hier öffentlich feilbieten wollten, mußten noch im 18. Jahrhundert ein gelbes Zeichen an der Brust tragen und dieses für einen Thaler lösen. Hatten sie einen Eid zu leisten, so wurde ihnen eine besondere Formel vorgelegt, und während des Schwörens mußten sie mit den Füßen auf eine Schweinshaut treten und den rechten Arm auf die heiligen zehn Gebote legen. Nach Schäfer.

3. Die Armesünderglocke zu Breslau.

Die große Glocke auf dem Maria-Magdalenenturme zu Breslau ist nach einer Inschrift im Jahre 1386 gegossen und heißt „Maria“; im Volksmunde heißt sie aber die Armesünderglocke, und es wird von ihr folgende Sage erzählt:

In Breslau lebte ein hochberühmter Glockengießer, welchem der Breslauer Rat den Guß dieser großen Glocke auftrug. Derselbe bot nun alles auf, um etwas Tüchtiges zu leisten, und fand hierbei an seinem Lehrlinge Heinrich einen wackeren Gehilfen. Derselbe war eigentlich bloß deshalb bei ihm in Arbeit getreten, um sich durch seine Geschicklichkeit die Tochter des Meisters, welche er liebte, zu verdienen. Als nun alle Vorbereitungen zum Gusse gemacht waren, die aus Lehm gebrannte Form fest in den Boden eingerammt stand, die von Wachs geschnittenen Bilder und Inschriften angefertigt waren und der Meister mit dem Lehrlinge erwartungsvoll vor dem Schmelzofen das Metall beobachtete, wurde er plötzlich durch einen Boten des Bürgermeisters abgerufen. Da nach den Anzeichen der Glockenspeise ein trefflicher Guß in Aussicht stand, so war dem Meister diese Störung höchst unangenehm, und er befahl seinem Lehrling, inzwischen auf alles gehörig zu achten, aber ja nicht vorwitzig den Zapfen des Ofens zu berühren. In Gedanken versunken, hatte der Lehrling eine Weile das Zischen des Metalles nicht beachtet, als er plötzlich durch das gewaltsame Aufwallen desselben in Schrecken versetzt wurde. Von einem unwiderstehlichen Drange geleitet, trat er zum Zapfen und versuchte dessen Festigkeit. Da sprang dieser mit einem Schlage heraus, und das glühende Metall ergoß sich durch die Rinne in des Henkels Bogen. Bestürzt eilte der Lehrling in die Wohnung des Meisters, der soeben den Boten entließ, und stieß die hastigen Worte hervor: Meister, der Guß ist mißglückt; aus Versehen habe ich den Zapfen herausgestoßen! Flehend war er vor seinem Herrn niedergefallen, doch dieser ergriff, seiner selbst nicht mächtig, ein Messer und stieß es dem Jünglinge in die Brust, daß derselbe entseelt zu Boden sank. Dann stürzte er nach dem Gießhause, um sich von dem Unglück des mißlungenen Gusses zu überzeugen. Doch im Gegenteil erkannte er, daß alles vortrefflich stand, und jetzt

erst trat ihm die furchtbare Blutthat seines Jähzorns vor die Seele. Zur Wohnung zurückgekehrt, erblickte er neben der Leiche seines Lehrlings seine eigene Tochter, die vor Schmerz bald als zweite Tote zu den Füßen ihres Vaters lag. Reuevoll, aber gefaßt, kleidete sich der Glockengießer in sein Sonntagsgewand und begab sich alsbald auf das Rathaus, um sich dort dem Gerichte zu stellen.

Sein Urteil wurde ihm nach wenigen Tagen gesprochen und lautete auf Tod durch das Schwert. Er hörte dasselbe ruhig an, stellte aber die demütige Bitte, daß er auf seinem letzten Gange die neue Glocke hören dürfte. Dieser letzte Wunsch wurde ihm auch erfüllt und fortan die Glocke „Maria" bei allen Hinrichtungen angeschlagen. Nach Schäfer.

4. Der steinerne Kopf an der Domkirche zu Breslau.

Auf der Südseite der Domkirche zu Breslau sieht man an einem Giebel in ziemlicher Höhe eine fensterähnliche Nische, aus der noch vor kurzem ein Kopf hervorragte. Davon erzählt die Sage folgendes:

In Breslau lebte einst ein sehr geschickter Goldschmied, der eine schöne Tochter hatte. Bei ihm stand ein Mündel in der Lehre, ein hübscher, aber trotziger und leichtsinniger Bursche. Bald waren er und die schöne Meisterstochter ein Liebespaar; aber der alte Goldschmied war nicht damit einverstanden und sagte seinem Mündel: Du bist noch viel zu jung und zu arm, darum schlag' Dir die Sache aus dem Kopf, und wenn Du es nicht thun willst, so hast Du mein Haus zu verlassen! Der Trotzkopf packte alsbald sein Ränzel und erklärte, obwohl er noch

nicht losgesprochen war, daß er auf die Wanderschaft gehen wolle. Auch seine Geliebte konnte ihn nicht auf andere Gedanken bringen, und zum großen Ärger des Meisters zog er von dannen. In der Fremde ging es ihm jedoch herzlich schlecht; wohin er auch kam, wurde er abgewiesen, weil er keine „Kundschaft" aufzuweisen hatte und deshalb für einen Herumtreiber gehalten wurde. So kam er bald gänzlich herunter, irrte planlos umher und lagerte sich eines Tages in zerrissenen Kleidern und halb verhungert im Walde. Als er nach einer wüsten Nacht wieder erwachte, standen wild aussehende, scharf bewaffnete Männer vor ihm, welche ihn aufforderten, sich mit ihnen zu vereinigen und Straßenräuber zu werden. Durch die Not verleitet, schenkte er ihnen Gehör und wurde ihr Gefährte. Nachdem er über zwei Jahre lang das schmähliche Gewerbe betrieben hatte, fielen alle seine Kameraden in die Hände der Gerechtigkeit, er allein entging aber der Strafe.

Mit den zusammengeraubten Schätzen beladen und in vornehmer Kleidung ritt er wieder in seine Vaterstadt ein. Sein erster Gang war zu seiner früheren Geliebten. Diese empfing ihn mit offenen Armen und hörte seine Lügen über die Glücksfälle, die ihn angeblich zum reichen Manne gemacht, gläubig an. Der alte Goldschmied aber war mißtrauisch und forderte von ihm Zeugnisse über die Jahre seiner Abwesenheit. Selbst durch seinen von Goldstücken strotzenden Mantelsack, welchen er vor des Meisters Augen auspackte, vermochte er nicht, dessen Argwohn zu zerstreuen. Während er aber noch so in dem Golde wühlte, kam auf einmal ein Papier zu Tage, aus welchem der Alte das Räuberleben seines Mündels erkannte. Sofort wies er ihm seine Wege, und da der Bursche nicht fort wollte, warf er ihn samt seinem Golde zur Thür hinaus. Rache schnaubend eilte der Räuber nach der Dominsel, wo ihm ein Anverwandter, der Domturmwart, Herberge gab.

Eine Nacht fürchterlichen Sturmes und Unwetters folgte, wie sie die Bewohner Breslaus selten erlebt hatten; darum waren auch die Gassen wie ausgestorben. Eine bequemere Zeit für seine verbrecherischen Anschläge hätte der Räuber nicht finden können. Unbemerkt schlich er sich um Mitternacht vom Dome zu dem Hause des Goldschmieds, erbrach einen Laden, zerdrückte behutsam die Fensterscheibe, warf Stroh und Zunder hinein, fügte eine brennende Lunte hinzu und entfloh dann. Kaum hatte er den Dom wieder erreicht, so schlug die Lohe aus den Fenstern des Goldschmiedes hervor, und die Sturmglocke verkündete den Bürgern ein großes Feuer. Alle Anstrengungen, dasselbe zu löschen, waren vergeblich; durch den Sturmwind getrieben, wälzte sich die Flamme von Haus zu Haus, von Straße zu Straße fort. Unterdessen hatte der boshafte Brandstifter wieder den Domturm erstiegen und steckte, um sich seines teuflischen Werkes zu freuen, den Kopf durch eine Luke desselben. Als nun die schwarze Rauchwolke den Turm immer dichter umhüllte, ergriff den Verbrecher plötzlich ein eigentümliches Grausen; es schien ihm, als wenn ihm die Luke zu enge werde; er wollte seinen Kopf zurückziehen, und konnte es nicht. Immer enger zog sich das steinerne Band um seinen furchtbar angeschwollenen Hals. Er zerschlug sich die Hände an der Mauer, die ihn gefangen hielt; er schrie um Hilfe; die Augen starrten aus ihren Höhlen hervor, und nach schrecklichen Schmerzen fand der Verbrecher den Erstickungstod. Das Gesicht an der Mauer des Turmes, so schließt die Sage, ist das Abbild des Bösewichts.

Nach Ziehnert.

5. Die eiserne Jungfrau auf der Burg zu Breslau.

Am Oderthor von Breslau stand ehemals die alte Kaiserburg, die Kaiser Sigismund erbaut haben soll. In einem unterirdischen Raume derselben soll eine sogenannte eiserne Jungfrau, eine schreckliche Martermaschine, gestanden haben. Oftmals hörte man des Nachts ein dumpfes Geräusch wie von Mühlrädern, und jeder vermied sorgfältig diese Gegend des Schlosses. Zu der Zeit, wo Werner von Bruneck Verwalter der Burg war, hielt sich, wie die Sage erzählt, ein junger Ritter des deutschen Ordens, Hermann von Salza, der später ein berühmter Hochmeister des Ordens wurde, in der Breslauer Burg auf. Ihm gefiel die schöne Tochter Brunecks, Maria, außerordentlich; da er aber als Ordensritter nicht an eine Vermählung mit derselben denken konnte, so gedachte er durch schnelle Abreise der Sache ein Ende zu machen. Er schrieb also am Abend vorher an Bruneck und dessen Tochter einen Brief und ging dann ins Freie. Bei seiner Rückkehr verirrte er sich aber in den weitläufigen und ihm wenig bekannten Räumen der Burg und kam statt in sein Gemach auf einen Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte. Er ging darauf zu und befand sich ganz unerwartet in einer Halle mit steinernem Fußboden, links und rechts mit Thüren. An der Decke hing eine Lampe, die nur ein düsteres Licht verbreitete. Ringsum herrschte die tiefste Stille. Der Ritter erinnerte sich nicht, jemals in dieser Halle gewesen zu sein, und wollte eben wieder umkehren, als die Burgglocke die Mitternachtsstunde verkündete. Plötzlich schien es innerhalb und außerhalb des Gemachs lebendig zu werden; die Mauer erbebte, die Thüren krachten auf und zu, der Fußboden geriet in eine zitternde Bewegung, und unter ihm rauschte ein gewaltiges Räderwerk. Gleichzeitig pfiff ein Windstoß durch das Gemach, der

die Lampe abwechselnd zu verlöschen drohte und stärker wieder entflammte; auch hörte er das klägliche Wehegeschrei einer weiblichen und einer männlichen Stimme. Die Jammerlaute kamen näher, und bald erschien eilig ein Weib mit blutigem Gewande und fliegenden Haaren; ihr folgte ein Ritter, durch dessen zerquetschten Harnisch Blut strömte. Beide Gestalten eilten hastig durch die Halle und zur Thür, die aufsprang, wieder hinaus.

Kaum war die Erscheinung den Augen Hermanns entschwunden, als er ein dumpfes Räderrauschen und Wimmern hörte, das nach einigen Sekunden schwächer wurde und endlich verstummte. Aber jetzt traten die Gestalten wieder durch die erste Thür herein und schienen die ganze Scene wiederholen zu wollen. Da zog Hermann sein Schwert und stellte sich ihnen mit dem Rufe: Wer seid Ihr? entgegen. Die Gestalten blieben stehen, hefteten ihre Blicke, wie es schien, besonders auf das Kreuz seines Mantels und schwiegen. Als Hermann seine Frage wiederholte, deutete ihm das starre Totengesicht des Mannes an, daß er ihnen folgen solle. Da der Blick des Gespenstes einen flehenden Ausdruck annahm, schritt der Ritter wirklich den Gestalten nach. Plötzlich sah er sich am Rande einer erleuchteten Tiefe, in der er die sitzende Riesengestalt der eisernen Jungfrau erblickte. Wie ein Wildverzweifelnder jagte die männliche Spukgestalt die weibliche hinab und stürzte sich dann selbst ihr nach, worauf sich das schreckliche Rauschen der Räder, das Wimmern und Röcheln wiederholte. Von einem unsäglichen Entsetzen ergriffen, trat Hermann in die Halle zurück und fand die beiden Unglücklichen vor sich, die von ihm ihr Urteil zu erwarten schienen. Jetzt gewann er Geistesgegenwart genug, um sie zu fragen, ob er sie erretten könne und wodurch. Da zeigte die männliche Gestalt mit dem Arme auf eine Schrift über der Thür zu dem Gemache der eisernen Jungfrau; Hermann folgte dem Winke und las: „Entsagung bringt Erlösung!“

Ihr seid erlöst! rief Hermann mit fester Stimme. Da trat der Mann mit heiterer Miene auf ihn zu und reichte ihm eine Pergamentrolle, die er unter seiner Rüstung hervorzog, und als ihn die kalte Totenhand berührte, geschah ein so heftiger Knall, daß die Lampe erlosch, die Mauern wankten, das ganze Gebäude zusammenstürzte und Hermann das Bewußtsein verlor.

Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich in seinem Gemache, das von innen verriegelt war, und die Morgensonne schien hell durchs Fenster. Er hätte die ganze Erscheinung für ein lebhaftes Traumbild gehalten, wenn er nicht die Pergamentrolle vor sich gesehen hätte. Er wußte nicht, ob er sie lesen solle oder nicht, als er aber noch unschlüssig dastand, meldete ihm sein Knappe, daß der Burgteil, wo die eiserne Jungfrau stand, bei einem heftigen Sturm der vergangenen Nacht in Trümmer zerfallen sei. Dieses neue Wunder bewog ihn, die Rolle zu lesen. Er fand darin die Geschichte jener Unglücklichen, eines Ritters und einer Nonne, die diesen grausamen Martertod erleiden mußten. Eilig zog er jetzt von dannen, und als er nach Jahresfrist wiederkehrte, fand er die schöne Maria als Gemahlin eines anderen. — Von der alten Kaiserburg ist jedoch heutzutage nichts mehr zu sehen. Nach Ziehnert.

6. Die Hahnenkrähe vor dem Nicolaithore zu Breslau.

Eine sehr alte Marterſäule vor dem Nicolaithore auf dem Wege nach Lissa führt im Volksmunde den Namen der Hahnenkrähe, und die Sage berichtet von ihr folgendes:

Ein ehrsamer und tapferer Ritter, Namens Henzko, aus

dem Geschlechte derer von Wiesenburg, hatte eine schöne und tugendhafte Gemahlin, die er über alles liebte. Nun hatte er einen Auftrag des Herzogs Heinrich von Breslau im Morgenlande auszurichten. Das kam so: Ein mächtiger Günstling des Herzogs, Namens Leutko, der schon lange ein Auge auf Henzkos Gattin geworfen hatte, wollte diesen durch einen „Uriasbrief" beseitigen. Im Vorgefühl der ihm gelegten Falle empfahl Henzko seiner Gemahlin beim Abschiede besondere Vorsicht, schwur ihr ewige Treue und traf mit ihr das Übereinkommen, daß sie nur dann von seinem Tode überzeugt sein dürfe, wenn ihr jemand das silberne Kruzifix, das er um seinen Hals trug, überbringen würde, worauf sie freie Hand haben sollte. Noch ehe er das Ziel seiner Reise erreichte, verfiel Henzko infolge ungewohnter Strapazen in eine Krankheit, von der er seine Gemahlin benachrichtigte. Schon glaubte Leutko diesen Umstand zu seinen Gunsten benutzen zu können; er überbrachte der Gemahlin Henzkos die Nachricht von dessen Tode und offenbarte ihr zugleich seine Wünsche. Sie wies jedoch diese Frechheit mit Würde zurück. Inzwischen war Henzko völlig genesen, hatte seine Botschaft erfüllt und war bereits frohen Herzens auf dem Wege zur Heimat, da brach plötzlich aus des Waldes Dickicht eine Räuberbande hervor, raubte ihm seine Habe und verkaufte ihn dann selbst als Sklaven. Ein Diener Henzkos war jedoch den Räubern entkommen und gab, nach Hause zurückgekehrt, um nicht als treulos angesehen zu werden, an, daß sein Herr bei diesem Raubanfall im Walde erschlagen worden sei. Jetzt suchte Leutko von neuem bei Henzkos Gattin zu seinen Gunsten zu wirken, doch noch immer vermochte er nicht deren Glauben an die Rückkehr ihres geliebten Gatten zu erschüttern.

Drei Jahre hatte Henzko das Sklavenjoch getragen, als es ihm in einer Nacht träumte, daß seine Gemahlin an der Hand Leutkos zum Traualtar schritte, ja, daß er dem Hochzeitszuge

nachstarren müßte, ohne daß er ihn aufhalten könne. Als er, in Angstschweiß gebadet, noch vor Sonnenaufgang erwachte, rief er in heftiger Aufregung aus: Ich wollte das Heil meiner Seele dafür hingeben, wenn ich noch vor Sonnenaufgang an den Thoren Breslaus sein könnte!

Da krähte plötzlich ein Hahn, und an seinem Lager stand der Teufel und sprach: Wohlan, ich bringe Dich zur Stelle, doch zuvor sei zwischen uns ein Vertrag abgeschlossen. Bei diesen Worten zeigte der Teufel auf einen gewaltigen Hahn, der die Flügel lustig schlug und ihn zum Ritte durch die Luft einzuladen schien. Die Liebe trug den Sieg über alle seine Bedenken davon, und der Ritter schloß den Vertrag mit dem Satan, der sich hier glücklicherweise als ein „dummer" Teufel erwies. Im Vertrauen auf das Kruzifix schwang sich Henzko auf den reisefertigen Hahn und wurde wie auf Sturmesfittichen von dannen getragen.

Die Hoffnung, den Teufel hintergehen zu können, sollte dem Ritter in eigentümlicher Weise erfüllt werden. Als sie sich gerade über Breslau befanden, fielen die ersten Strahlen auf die Stadt, und der Hahn begann zu krähen, so daß der Teufel seine Verpflichtung nicht völlig erfüllt hatte. Das Kruzifix aber schützte den Ritter vor der Gewalt des Bösen. Der Hahn ging vor dem Nicolaithor nieder und verwandelte sich in ein schönes gezäumtes schwarzes Roß, auf welchem Henzko in Breslau einritt. Seine Gemahlin, die ihn wirklich tot geglaubt hatte, ihm aber gleichwohl treu geblieben war, zeigte sich hocherfreut über seine Rückkehr, und seine wunderbare Rettung ward ruchbar im ganzen Lande. Zum Andenken aber soll er jene Denksäule errichtet haben.

Nach Schäfer.

7. Der schwarze Friedrich.

Vor mehreren hundert Jahren soll in der Gegend von Liegnitz ein grausamer Räuber, der schwarze Friedrich, gehaust haben. Er war ein Mensch von großer List und Stärke, täuschte alle Spione, und wo keine List half, den Nachstellungen zu entgehen, da bewirkte dies seine mächtige Faust, mit der er seine Armbrust spannte und eine ganze Stunde weit schoß.

Dieser gefährliche Mensch unterhielt eine große Bande und machte die Gegend weit und breit so unsicher, daß sich niemand ohne starkes Geleite auf die Straße wagte, wenn man den schwarzen Friedrich in der Nähe wußte. Vergeblich wurden große Preise auf seinen Kopf gesetzt, aber niemand konnte seinen Aufenthalt ergründen.

Nun ging in der Schenke eines Dorfes bei Liegnitz längere Zeit ein junger wohlgebildeter Mann aus und ein, um sich, wie man bald sah, um die artige Tochter des Wirtes zu bewerben. Das Mädchen war ihm nicht abhold, und da er sowohl durch seine Kleidung, als auch durch seinen Aufwand verriet, daß er nicht arm war, so hinderten die Eltern diese Bewerbung nicht, ja sie erlaubten sogar, daß er ohne Zeugen mit ihrer Tochter durchs Feld oder Sonntags nach Liegnitz in die Kirche gehen durfte. Eines Tages kam aber das Mädchen nicht wieder nach Hause, und vergebens durchsuchte man alle Winkel, wo sie sein könne, aber sie war und blieb verloren. Plötzlich kam das Gerücht zu den Ohren der Eltern, daß man den schwarzen Friedrich gesehen habe, wie er, ein Frauenzimmer fest in den Armen haltend, nach dem Bruch zu geritten sei. Es war die Wirtstochter, und einer der Gesellen des Räuberhauptmanns hatte die Rolle des Verliebten gespielt, um das Mädchen in die Hände seines Gebieters zu liefern.

Kaum war sie in der Höhle des Räubers angekommen, so nahm er ihr einen fürchterlichen Eid ab, daß sie diesen Ort ohne sein Wissen nie verlassen wolle. Im Übertretungsfalle drohte er, ihre Eltern auf eine grausame Art zu ermorden und sie selbst langsam zu Tode zu martern. Nachdem das Mädchen den Eid geleistet hatte, war die Ärmste ganz in der Gewalt des Wüterichs, mußte seine Häuslichkeit besorgen und ihn als Frau bedienen. Das Tageslicht erblickte sie nur auf wenige Augenblicke, wenn sie die eiserne Thür der Höhle dem ankommenden oder abziehenden Friedrich zu öffnen hatte. Mit geraubten Kleidern und Schmuckgegenständen mußte sie sich putzen, und wenn sie dies nicht wollte oder weinte und klagte, erhielt sie Schläge. So hatte sie eine lange jammervolle Zeit geschmachtet, als ihr der schwarze Friedrich eines Tages ankündigte, daß er einen weiten Zug in das Böhmerland vorhabe. Sie mußte ihm noch einmal schwören, die Höhle nicht zu verlassen, worauf er zärtlichen Abschied nahm.

Mit neuer Stärke erwachte jetzt in der Gefangenen die Sehnsucht nach Freiheit und den Ihrigen, allein der Eid und die Furcht vor dem Räuberhauptmann schreckten sie lange von einem Fluchtversuche ab. Endlich beschwichtigte sie ihr Gewissen durch die Annahme, daß sie wohl auf kurze Zeit die Höhle verlassen könne, wenn sie nur wieder dahin zurückkehre. Sie zog sich also ordentlich an, steckte zur Vorsicht, um den Weg zur Höhle wiederzufinden, ein Säckchen mit Erbsen zu sich, öffnete mit einem der zahlreichen Dietriche, die Friedrich zurückgelassen hatte, die eiserne Thür und wählte den ersten besten Fußsteig, welchen sie fand. In Zwischenräumen ließ sie, um sich wieder zurechtzufinden, Erbsen fallen. Sie wagte sich aber nicht zu den Ihrigen, weil sie fürchtete, von ihnen zurückgehalten zu werden, sondern wendete sich nach Liegnitz, wo sie in einer Kirche Gott um Beistand und Erleuchtung über das bitten

wollte, was sie thun solle. Als sie in die Kirche zu St. Peter und Paul eintrat, wurde grade das heilige Abendmahl abgehalten; da warf sie sich vor dem Altar nieder und flehte inbrünstig um Rat und Hilfe.

Auf einmal kam ihr ein glücklicher Gedanke. Sie eilte in halber Todesangst durch die Betenden und sprach leise, ohne jemanden anzusehen: Höret, was ich Euch sagen werde: Wer den Weg zu der Höhle des schwarzen Friedrichs wissen will, der folge mir. Mit diesen Worten lief sie zur Kirche hinaus; man hatte sie aber verstanden, und ein großer Haufe zog ihr von weitem nach, der sich mehr und mehr vergrößerte. Als sie aber in die Höhle trat, hörte sie auf einmal ihren Namen rufen, sprang erschrocken zurück und winkte der Schar, die ihr folgte. Der schwarze Friedrich stand in der Höhle vor der eisernen Thür, denn er war vorzeitig zurückgekehrt; allein jetzt konnte er nicht mehr entrinnen. Die Begleiter des Mädchens packten und entwaffneten ihn und schleppten ihn nach Liegnitz; das Mädchen aber kehrte zu ihren Eltern zurück. Sie erhielt von dem Rate zu Liegnitz eine ansehnliche Belohnung, und der schwarze Friedrich wurde auf dem Marktplatze hingerichtet. Sein Bogen soll noch jetzt zu Liegnitz gezeigt werden, die Begebenheit aber ist in einem alten Volksliede behandelt worden.

Nach Büsching.

8. Die Erbauung des Klosters Trebnitz.

Herzog Heinrich I., der Gemahl der heiligen Hedwig, ritt einst in den waldigen Höhen, an deren Fuße jetzt Trebnitz liegt, auf die Jagd. Unvermutet kam er, wie die Sage erzählt, von seinem Gefolge ab und stürzte mit seinem Pferde in einen Sumpf. Da er keine Möglichkeit fand, sich zu retten, so richtete

er an Gott ein inbrünstiges Gebet. Da erschien ihm der Engel des Herrn in der Tracht eines Köhlers, reichte ihm einen Baumast zu und rettete ihn so. Da kniete der Herzog nieder, dankte Gott und gelobte, an dieser Stelle ein Kloster zu bauen. Diese Absicht begann er im Jahre 1203 auszuführen, und 16 Jahre später war das Klostergebäude vollendet. Cyprian, der Bischof von Breslau, weihte es zu einem adligen Jungfrauenkloster, und die heilige Hedwig ließ aus dem Cisterzienserkloster zu Bamberg Nonnen kommen, die es besetzten. Der Herzog aber bedachte die Stiftung mit reichen Schenkungen.

Von dem Klosterbau ist noch folgende Legende vorhanden: Die heilige Hedwig kam oft dahin, um den Bau zu überwachen und die Arbeiter aufzumuntern. Nun mußte sie auf dem Wege an einem Teiche bei Obernigk vorbei, in welchem sie ihre Füße zu waschen pflegte, wovon der Teich noch jetzt der „Hedwigsteich" heißt. Bei Trebnitz steht auf dem Wege nach Breslau eine alte Kapelle, welche, weil die Heilige dort zu rasten pflegte, „Hedwigsruh" genannt wird. Im Buchwald bei der Eremitage befindet sich der Hedwigsbrunnen; auf dessen Grunde sieht man bei hellem Sonnenschein einen goldenen Ring blinken, aber niemand kann ihn heraufholen. Das soll folgende Bewandtnis haben: Als die heilige Hedwig einmal in den Wald gegangen war, um für Kranke Kräuter zu suchen, empfand sie einen großen Durst, und es war nirgends Wasser vorhanden, ihn zu stillen. Da soll sie niedergekniet sein, zu Gott gebetet und dann ihren goldenen Fingerring hinter sich geworfen haben. Siehe, da sprudelte an der Stelle, wohin der Ring zur Erde gefallen war, eine schöne und klare Quelle hervor, an der sich die Heilige stärken konnte; das ist der Hedwigsbrunnen. Dabei wurde dann eine Klause und ein Kirchlein gebaut.

Nach Goetsche.

9. Die Teufel zu Neurode.

In Neurode bei Glatz soll sich im Jahre 1540 folgende wunderbare Geschichte zugetragen haben:

Dieses Gut besaß damals Georg von Stillfried, der mit Rosina von Schaffgotsch aus Hedwigsdorf verheiratet war. Derselbe hatte etliche Gäste auf das „festum Pantaleonis“ oder Knoblauchfest geladen und alles stattlich zugerüstet. Da aber die Gäste länger ausblieben, als er gedacht hatte, ward der Junker ungeduldig und rief im Zorn: Ei, so kommen alle Teufel aus der Hölle, wenn kein Mensch kommen will!

Darauf geht er in die Kirche zur Predigt. Unterdessen kommen fremde, seltsame Gäste in den Hof geritten und befehlen dem Knechte, zu dem Junker zu gehen und ihm zu sagen, daß die gebetenen Gäste angekommen seien. Dem Junker wird auf diese Botschaft angst und bange, denn er erinnert sich seiner Rede; er fragt darauf den Pfarrer, was er thun soll. Der Pfarrer rät ihm, er solle alsbald mit seinem Gesinde aus dem Hause weichen. Das ordnet der Junker an; indem aber jedermann, Knechte wie Mägde, in Schrecken davoneilen, vergessen sie das kleine Kind mitzunehmen, welches in der Wiege schläft. Die Teufel fangen nun an zu fressen und zu saufen, zu schreien und in allerlei seltsamen Gestalten, als Löwen, Bären, Katzen, Wölfe und dergl. zum Fenster hinaus zu sehen, das Gebratene, die Fische und anderes zu weisen, daß es der Junker, der Pfarrer und ein Nachbar schauen können. Da plötzlich fragt der Junker ängstlich: Wo ist mein Kind? Kaum hat er dieses Wort ausgesprochen, da tritt ein schwarzer, häßlicher Teufel zum Fenster und zeigt dem Vater auf seinen Armen das Kind. Vor Angst und Schrecken weiß der Junker nicht, an wen er sich um Hilfe wenden soll,

und fragt einen alten treuen Knecht in seiner Nähe, was er ihm rate.

Da erbietet sich dieser, in Gottes Namen hinzugehen und das Kind zu retten. Der Junker ist es wohl zufrieden. Darauf läßt der Knecht sich vom Pfarrer einsegnen und diesen mit den anderen über ihn beten, geht dann getrost in das Haus bis vor das Gemach, worin die Teufel waren, kniet nieder, betet abermals und befiehlt sich dem Schutze des Höchsten. Hernach macht er mutig die Thüre auf und sieht da den ganzen Haufen Teufel beisammen, die dasitzen, gehen, stehen, kriechen und schreien: Hui, Hui! was willst Du hier? Was willst Du machen? Der Knecht geht schweigsam, doch im Vertrauen auf die Hilfe Gottes an den Teufel heran, der das Kind trägt, und spricht in ernstem Tone: Hörst Du, Teufel, gieb mir das Kind! — Nein, sagt der Teufel, das Kind ist mein, geh zu Deinem Junker und sag ihm, er solle selbst herkommen, das Kind zu holen. — Ich bin jetzt in meinem Beruf, antwortet der Knecht, und weiß, daß das, was ich darin thue, Gott, meinem Vater, angenehm ist; deshalb nehme ich jetzt im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes das Kind von Dir und bringe es seinem Vater zurück! — Darauf greift er zu, reißt das Kind vom Arm des Teufels, und obwohl alle Teufel gemurrt, geschrieen, gegrunzt und gedroht haben, ihn in Stücke zu zerreißen, so ist der treue Knecht doch unbeschädigt davongegangen und hat das Kind seinem Herrn richtig zugestellt.

Nach Wedekind.

10. Das Hummelschloß.

Unter den alten Burgen der Grafschaft Glatz, welche in Schutt gesunken sind, ist die Burg Hummel auf einem hohen Berge zwischen Reinerz und Lewin die berühmteste, und mancherlei Sagen knüpfen sich an dieselbe.

Einer der Nachkommen des Erbauers war, wie unter anderm erzählt wird, ein schlimmer, wüster Gesell, der all sein Hab und Gut verpraßte. Seine tugendhafte Gattin, die ihn von seinem Treiben abzuhalten suchte, wurde ihm bald zuwider, und er schaffte sie durch Meuchelmord aus der Welt. Die zahlreichen Kinder, welche sie ihm geschenkt hatte, wuchsen nun in Sünden auf, denn da sie nur Böses sahen und hörten, wurden sie so gottlos wie ihr eigener Vater. Dieser wurde nach und nach zu einem förmlichen Wegelagerer und freute sich des Namens Raubgraf, welchen ihm die ganze Nachbarschaft beilegte. Einst sah er von den Zinnen der Burg auf der Straße drei Wagen daherkommen, vermutete reiche Kaufmannsgüter in ihnen, stürzte mit seinen Mordgesellen über sie her und führte sie, nachdem er die Begleiter erschlagen hatte, ins Schloß hinauf. Kaum war er dort angelangt, so eilten seine Kinder herbei, und jeder beeiferte sich, einen der wohlverschlossenen Kasten, welche sich in dem Wagen befanden, aufzubrechen, um sich der darin befindlichen Wertgegenstände zu bemächtigen. Aber statt des Goldes und Silbers entstiegen geharnischte Männer mit bloßen Schwertern den Kisten. Zwar versuchten die Söhne und Knechte des Raubgrafen, mit ihnen zu kämpfen, doch ihre Schwerter und Speere zersplitterten zu Spreu, denn es waren Geister, keine Menschen, mit denen sie stritten. Plötzlich öffnete sich dann der Boden, Flammen schlugen empor, und die Burg versank mit allen, die darin waren. Noch heute hört man zuweilen an

jener Stelle aus der Erde ein Geräusch, wie das Summen von Hummeln; es ist das Gestöhn der versunkenen Bewohner des Hummelschlosses. Nach K. A. Müller.

11. Die Hirtensteine bei Glatz.

Von dem Gipfel des Schneeberges schaut man in der Nähe des Wölfelfalles fünf Felsen, welche sich baumhoch auftürmen und, wie es scheint, jeden Augenblick herabzustürzen drohen. Über sie geht folgende Sage:

Einst graste an dem Abhange des Berges tagtäglich eine Rinderherde, von vier Knaben gehütet. Dieselben trieben sich hier wild umher, machten nichts als gottlose Streiche und erfüllten die ganze Gegend mit wüstem Geschrei. Einst waren sie auch da, und die Zeit war erschienen, wo sie Mittag machen wollten. Ihr Vater hatte ihnen aber nur hartes, schimmliges, trockenes Brot mitgegeben, und dieses war ihnen zu schlecht. Da nahmen sie es her, warfen es auf die Erde, traten mit den Füßen darauf herum und spuckten darauf. In der Nähe pflügte ein Bauersmann; er sah den Frevel und hörte ihre ruchlosen Verwünschungen, aber es rührte ihn nicht; kein Wort der Mißbilligung kam aus seinem Munde, ja er lachte sogar darüber.

Plötzlich umzog sich der Himmel, es wurde schwarze Nacht, die Wolken türmten sich zu Bergen auf, feurige Blitze zuckten herab, und eine furchtbare Stimme wurde vernehmbar: Ihr gottlosen Buben, und Du, böser Mann, werdet zu Steinen, auf daß Ihr als Steine die Nachwelt lehrt, daß niemand straflos freveln darf!

Als sich das Unwetter wieder verzogen hatte und die Sonne

in früherer Klarheit aus den Wolken hervortrat, da waren die Knaben und der Bauersmann verschwunden, und an der Stelle, wo sie vorher gefrevelt hatten, erblickte man jetzt jene fünf grauen Felsmassen, die man nun die Hirtensteine nennt.

Nach Kastner.

12. Vom Zobtenberge.

Fünf Meilen südlich von Breslau erhebt sich der schöne Zobtenberg, von welchem man bei hellem Wetter den größten Teil von Schlesien mit zahllosen Ortschaften und außer der Oder viele kleine Nebenflüsse derselben überblicken kann. Viele Sagen knüpfen sich an diesen Berg, zu welchen unter anderen auch folgende gehören:

In der schlimmen Zeit der Hussitenkriege hatte sich ein czechischer Hauptmann, Namens Hans Cholda, dort ein Raubnest eingerichtet, der einen großen eisernen Hammer in seinem Gürtel trug, mit welchem er den Gefangenen das Haupt zerschmetterte, um sich dann an ihren gräßlichen Todeszuckungen zu weiden. Um diesen Greuelthaten ein Ziel zu setzen, vereinigten sich die Breslauer und Schweidnitzer, erstürmten die Burg und säuberten sie von den Räubern. Dennoch fand sich hier bald darauf wiederum eine Räuberbande ein, welche die Gegend dermaßen unsicher machte, daß niemand mehr die an den Bergen vorübergehenden Straßen zu passieren wagte. Da zogen die Breslauer und Schweidnitzer, von einem Bruder des Königs Wladislaus Jagello geführt, nochmals vor das Schloß und zerstörten es mit Hilfe einer großen Donnerbüchse der Schweidnitzer.

Auf diesem Berge sollen mehrere Höhlen sein, von welchen gleichfalls mancherlei erzählt wird.

Der Naturforscher Johannes Beer aus Schweidnitz bemerkte, als er einst den Berg besuchte, eine eigentümliche Öffnung. Neugierig trat er in dieselbe ein, stärkte sich durch ein herzliches Gebet und kam dann in einen sehr engen Gang zwischen festen Felswänden, der sich allmählich erweiterte und ihn zu einer verschlossenen Thür führte, daraus ihm ein Licht entgegenstrahlte. Als Beer dreimal angeklopft hatte, öffnete sich die Thür, und zu seiner Verwunderung sah er an einem runden Tische drei abgemagerte Männer sitzen, welche ein schwarzsamtnes, mit Gold beschlagenes Buch vor sich hatten. Unerschrocken tritt Beer an sie heran und spricht dreimal: Friede sei mit Euch! worauf sie antworten: Hier ist nicht Friede! und furchtbar erzittern. Darauf legen sie ihm das schwarze Buch vor, das den Titel führt: „Liber obedientiae“ (das Buch des Gehorsams). Als er sie fragt, wer sie wären, antworten sie, sie kennten sich selber nicht. Als er weiter fragt, was sie an diesem Orte machten, erwidern sie, daß sie mit Schrecken das strenge Gericht Gottes für ihre Thaten erwarteten. Er forscht wiederum, was sie bei Lebzeiten gewirkt hätten. Da zeigen sie auf einen Vorhang, und nachdem er denselben zurückgezogen, wird Beer eines gräßlichen Haufens von Menschengebeinen und Schädeln gewahr. Da fragt er sie, ob sie sich zu solchen bösen Werken bekennen wollten und ob es ihnen leid sei, dieselben begangen zu haben. Sie antworten nichts und zittern nur. Hierauf ermahnt sie Beer ernstlich, daß sie ihre bösen Handlungen bereuen und daran denken möchten, wie sie zur Besserung gelangten, zeigt ihnen auch den Weg Gottes mit kräftigen Worten und stellt ihnen in Aussicht, daß er, wenn es Gott dem Herrn gefällig sei, über acht Tage zurückkehren wolle. Damit geht er im Namen Gottes getrost wieder aus der Höhle des Berges hinaus. Ob Johann Beer wieder zu den drei Männern zurückgekehrt ist, hat er selbst nicht erzählt; doch behauptete seine hinterlassene

Witwe, daß er zu wiederholten Malen mit jenen verbannten Geistern geredet habe.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts soll ein Bauernjunge einstmals auf dem Zobtenberge herumgekrochen sein und Vogelnester gesucht haben. Wie er nun in eine wilde Steinkluft kommt, sieht er eine Höhle mit einer offenen Thür und bemerkt wohl, daß die Öffnung weit in den Berg hineingeht. Nach einigem Bedenken tritt er getrost hinein und erblickt mit Staunen einen großen Haufen Goldes, der frei daliegt und von keiner Seele bewacht wird. Da hättet Ihr sehen sollen, wie er zugegriffen und sich alle Taschen vollgesteckt hat, und mit dieser guten Beute ist er glücklich wieder hinaus gekommen. Er war so voller Freuden, daß er sich nicht einmal die Bäume und Sträucher in der Nähe zeichnete und der Meinung war, daß er die Höhle auch so wiederfinden werde. Da ist er denn auch etliche Male wieder hingegangen und hat emsig gesucht, aber die Thür nicht wiedergefunden, sondern ist unverrichteter Sache wieder fortgegangen. Nach K. A. Müller u. a.

13. Das steinerne Kreuz im Teufelsthal.

Unfern der Falkenberge und in der Nähe der sagenumwobenen Kinsburg liegt ein enges, wildes Thal, von schroffen Felsenwänden umgeben und unter dem Namen des Teufelsthales beim Volke verrufen. Ein steinernes Kreuz stand früher an dessen Ende zum Andenken an eine böse That; denn dort hatte ein Ritter der Kinsburg vor Zeiten den Herrn von Falkenberg heimtückisch erschlagen. Niemand hatte den Mord gesehen, als die Frau des Erschlagenen; deshalb ließ der Kinsburger derselben auflauern, um das Geschlecht seines Feindes gänzlich zu

vertilgen. Einem treuen Knappen des Falkenbergers gelang es jedoch, die beiden Kinder seines unglücklichen Herrn, einen Knaben und ein Mädchen, heimlich zu erretten und so die böse Absicht des Mörders zu vereiteln. Der Knappe flüchtete mit den Kindern nach Breslau und erzog sie dort in glühendem Hasse gegen ihren Todfeind. Beide schwuren einen teuern Eid in seine Hand, den Mord ihres Vaters zu rächen. Doch ging ihr Wunsch nicht in Erfüllung; denn als der Knabe zum Manne gereift war, fiel er im Morgenlande bei einem Kreuzzuge und hinterließ der Schwester sein einziges Töchterlein, mit dem sich diese in die tiefe Stille des verrufenen Teufelsthales zurückzog und dort, abseits von aller Welt, mit der Erziehung ihrer Nichte beschäftigte. Der alte Knappe war mit ihnen gezogen.

Schön und lieblich, wie eine verborgene Blume, erblühte das Fräulein in dem stillen Felsenthale, unbekannt mit der Welt und ihrer Eitelkeit. Als sie nun eines Tages an dem Ende des Thales unter dem steinernen Kreuze saß, erblickte sie der junge Gottfried von Kinsburg, der auf den Felsenhöhen jagte. Auch die Jungfrau hatte den Ritter erschaut und entfloh eilig nach ihrer Hütte, nachdem sie durch einen Zufall erfahren, daß der Fremde der Enkel des Verderbers ihres Geschlechtes sei. Kaum hatte ihre Base das Geschehene vernommen, so traf sie eilig Anstalten, um ihren bisherigen Wohnsitz zu verlassen und ihrem vermeintlichen Widersacher zu entkommen. Sie flüchtete mit dem Fräulein nach Breslau. Ritter Gottfried hatte aber keineswegs das Verderben der Entflohenen im Sinn; vielmehr hatte das anmutige Bild des Fräuleins sein Herz in Liebe entflammt, und bald kehrte er wieder, um ihre Wohnung im Thale zu suchen und um ihre Gegenliebe zu werben.

An der Hütte jedoch trat ihm der alte Knappe entgegen und bedeutete ihm, wer das Fräulein gewesen und wie zwischen dem Geschlechte der Falkenberger und Kinsburger ewiger Haß

bestehen müsse, bis die That seines Ahnherrn gesühnt sei. Vergebens beteuerte der junge Ritter seine gute Gesinnung und daß er bereit sei, das begangene Unrecht durch seine Hand zu vergüten; er konnte aber nicht einmal erfahren, wohin sich die Flüchtigen gewandt hatten. Trübselig zog der Ritter durch das Land, die Geliebte zu suchen, und gelangte dabei auch nach Breslau. Aber auch das Fräulein hatte das Bild des Jünglings im Herzen bewahrt und nährte nicht den Haß ihrer Familie. Da begab es sich zufällig, daß der Ritter bei der Messe in der Elisabethkirche die Geliebte wieder erblickte, und froh, sie gefunden zu haben, seinem Knappen den Auftrag gab, die Wohnung der Frauen zu erforschen. Bald brachte ihm dieser die erwünschte Nachricht, aber verkündigte ihm zugleich, daß jene schon am andern Morgen Breslau wieder verlassen wollten. Die alte Falkenbergerin hatte nämlich gleichfalls den Ritter erblickt und an ihm die Züge des verhaßten Geschlechtes erkannt. Eilig zog sie daher mit ihrer Nichte von dannen, und Ritter Gottfried forschte am nächsten Morgen vergeblich, wohin sie gezogen.

Beinahe zwei Jahre durchirrte er, ohne eine Spur zu entdecken, ganz Schlesien und die benachbarten Gegenden, um dann trübe und verzweifelnd wieder auf seine Burg zurückzukehren. Da begab es sich einst, daß er auf einer Eberjagd sich trotz der Warnung seiner Knappen nach dem Teufelsthale wandte, das seitdem durch abenteuerliche Gestalten und gespenstige Erscheinungen immer verrufener geworden war. Bald gelangte er an die Felsenwand, von welcher er zuerst die Geliebte erblickt hatte, und schon vernahm er von ferne eine flehende weibliche Stimme und rauhe Männertöne dazwischen. Hastig eilte er herbei und gewahrte im Grunde, an das steinerne Kreuz sich anklammernd, die so lange Gesuchte und vor ihr eine drohende Männergestalt mit hoch erhobenem Dolche. Wie ein Blitz fuhr der Ritter an dem Felsen hernieder und warf sich auf den Fremden,

den er schwer verwundet zu den Füßen des Fräuleins niederstreckte, so daß sein rauchendes Blut noch das Kreuz bespritzte. Dann beugte er sich zu der Geretteten nieder und richtete sie empor. Aber die Jungfrau deutete erschreckt nach einem Gemäuer im Hintergrunde des Thales, aus dessen Pforte sich wilde, seltsame Gestalten drängten und auf die beiden zustürzten. Rette Dich, schrie das Mädchen; denn Räuber und Mörder wohnen hier, und Du hast ihren Anführer getötet!

Doch der Ritter umschlang sie nur fester und hob sie empor. — Mit Dir leb' ich oder sterb' ich! rief er und eilte mit der teuern Last nach der Felsenwand, die er hastig zu erklimmen begann. Inzwischen waren seine Knappen und Jäger herbeigekommen und wehrten die heranstürmenden Räuber ab, so daß Gottfried mit seiner teuern Beute glücklich auf die Höhe der Felswand gelangte, wo er sich mit ihr auf sein Roß schwang. Die Knappen thaten ein Gleiches, und nun jagte der Haufe nach der Kinsburg zu. Noch eine Strecke wurden sie von den wütenden Räubern verfolgt, welche jedoch endlich von der vergeblichen Verfolgung abließen. Ritter Gottfried brachte die Geliebte sicher in den Schutz seiner väterlichen Burg. Hier erfuhr er von dem Fräulein, wie dasselbe in die Hände der Räuber gekommen. Auf dem nächtlichen Wege von Breslau nach der Burg eines befreundeten Ritters hatten die Räuber sie überfallen und nach diesem Thale geschleppt, das sie sich zum Schlupfwinkel ausersehen. Von hier aus trieben sie nun ihre Räubereien und machten die Umgegend durch gespenstige Erscheinungen so verrufen, daß sich bald niemand mehr in die Nähe wagte, wodurch sie vor Entdeckung sicher waren. Ein schreckliches Schicksal stand den Frauen bevor, als Gott dem Fräulein den rettenden Gedanken eingab, ihre frühere Kenntnis des Thales zu benutzen und den Räubern zu beteuern, daß unter dem steinernen Kreuze ein großer Schatz vergraben liege,

der aber erst nach zwei Jahren am Walpurgistage zu bestimmter Stunde und nur von einer reinen und keuschen Jungfrau gehoben werden könnte. So rettete sie ihr Leben und ihre Ehre. Die Base aber war bald den Leiden erlegen und hatte sterbend ihren unversöhnlichen Haß gegen die Kinsburger bereut.

Unter vergeblichen Hoffnungen auf Rettung waren die zwei Jahre verstrichen. Nicht länger ließ sich die Habgier der Räuber beschwichtigen; am bestimmten Tage schleppte der Hauptmann die Jungfrau zum Kreuz, und schon sah sie den Dolch des Betrogenen über sich gezückt, als sie der Arm des heimlich Geliebten befreite.

Als Ritter Gottfried diese Kunde vernommen, entbrannte er in edlem Zorn. Er berief seine Freunde und alle seine Mannen, umstellte das Teufelsthal und überwand die Räuber, von denen nur wenige dem rächenden Schwert oder der Gefangenschaft entgingen. Noch zeigt man auf der Kinsburg die Trümmer des großen Verließes, in dem die Bösewichter den Lohn ihrer Thaten empfingen. Das gerettete Fräulein aber wurde des Kinsburgers wackere Hausfrau, und redlich sühnte der Enkel die blutige That seines Ahnherrn.

Nach Goedsche.

14. Burg Greiffenstein.

Auf einem hohen Basaltkegel bei Greiffenberg liegt die schöne Ruine der Burg Greiffenstein, von welcher die folgende Sage erzählt wird:

An dem Fuße der benachbarten Waldgebirge wohnten friedliche Hirten, welche einst durch einen ungeheuern Greif beunruhigt wurden, der täglich zum Futter für seine Jungen Menschen und

Tiere raubte und in sein Nest trug, das sich im undurchdringlichen Walde am Queisflusse befand. Aus Furcht vor dem Ungeheuer wagte niemand mehr sein Vieh auf die Weide zu treiben oder das Feld zu bestellen, so daß bald allgemeine Hungersnot ausbrach. Deshalb ließ Herzog Bolko durch seine Herolde im ganzen Lande bekannt machen, daß derjenige, der das Ungetüm erlegen werde, außer einer großen Geldsumme die Hand seiner einzigen Tochter Agnes empfangen sollte. Nun lebte in der Nähe ein junger Schäfer, Gottsche Schaf mit Namen, ein mutiger und stattlicher Jüngling, der sonst seine Herde ins Gebirge zu treiben pflegte und sich in die schöne Herzogstochter, die er einstmals auf Burg Lehnhaus gesehen, sterblich verliebt hatte. Er beschloß also, für deren Besitz sein Leben zu wagen. Mit einer Stange und einer scharfen Axt bewaffnet, begab er sich eines Tages aus seinem väterlichen Hause ins Gebirge, um zunächst das Nest des Vogels zu suchen. Mehrere Tage durchstreifte er vergeblich den dichten Wald und wollte schon in halber Verzweiflung seine Unternehmung aufgeben, als er plötzlich bei einer kurzen Rast über sich ein starkes Rauschen vernahm und den Greif erblickte, der, ein starkes Rind in seinen Klauen haltend, sich aus der Luft auf den Gipfel einer ungeheuern Eiche niederließ. Gleichzeitig vernahm er auch aus der Höhe das gierige Geschrei der hungrigen Jungen und wußte nun wenigstens, wo sich das Nest befand. Nachdem er sich für die Nacht versteckt hatte, wartete er am nächsten Morgen, bis der alte Vogel wieder nach Beute ausgeflogen war; dann sammelte er dürres Reisig, band es zu einem Bündel zusammen und befestigte es an einer Stange. Darauf klomm er an der Eiche hinauf, zündete das Reisigbündel an, hob es mit der Stange bis zum Wipfel des Baumes empor und steckte von unten das Nest in Brand. Die jungen Greife, welche noch nicht flügge waren, erhoben ein gräßliches Geschrei, mußten aber bald in

den das Nest von allen Seiten umgebenden Flammen umkommen. Mittlerweile war der alte Vogel durch das Jammergeschrei seiner Jungen wieder zu dem Neste zurückgelockt worden, allein dadurch, daß er über dem brennenden Neste herumflatterte und durch den Schlag seiner ungeheuern Fittiche das Feuer auszulöschen versuchte, kam er selbst in Todesgefahr; die Flammen verbrannten ihm die Schwungfedern, und er stürzte jählings zur Erde hinab. Da kam Gottsche schnell herbei und schlug mit seiner großen Stange derb auf das Ungetüm los. Zwar wehrte sich dasselbe mit Schnabel und Klauen; da es aber zu unbeholfen war, so gelang es dem kühnen Jünglinge bald, ihm mit einem wohlgezielten Schlage der Axt den Kopf vom Rumpfe zu trennen.

Er begab sich hierauf nach der Hütte seines Vaters zurück, erzählte dort, was er vollbracht, und zog dann, von seinen frohlockenden Nachbarn umringt, zu der Eiche der Greifen. Dort wurden aus der Asche die Köpfe der drei jungen Greife gesammelt, den alten aber umschlangen sie mit starken Seilen und schleppten ihn so, von zwei tüchtigen Ochsen gezogen, nach Neuburg, wo der Herzog damals Hof hielt, um ihm das erlegte Untier zu zeigen, gleichzeitig aber auch für Gottsche die versprochene Belohnung zu verlangen. Als der Herzog das Geschehene erfuhr, zögerte er auch keinen Augenblick, sein gegebenes Wort zu erfüllen; er hieß Gottsche niederknieen, schlug ihn zum Ritter und verlobte ihn auf der Stelle mit seiner Tochter, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß seine Ritter über diese Erhebung des armen Schäfers murrten. Als Mitgift gab er dem Gottsche die Neuburg, die er zum Andenken an dessen That Greiffenstein nannte. Zugleich befahl er ihm, am nächsten Morgen beim Aufgange der Sonne seine Schafherde aus dem Schloßthore zu treiben; soviel Land er bis zum Untergange der Sonne damit umziehen werde, das solle sein Eigentum sein. Das that der Gottsche auch, und am nächsten Abend war er einer der reichsten

Herren des Landes Schlesien. Der Herzog ließ nun seinen künftigen Schwiegersohn in allen adligen Künsten unterrichten, dann zog derselbe zum Heere des Kaisers, der ihn wegen seiner Tapferkeit zum Waffenträger annahm, und als Gottsche ruhmreich wieder heimkehrte, wurde er in den Grafenstand erhoben, erhielt den Namen Schaffgotsch und ein Schaf als Wappen, wozu später noch einige andere Abzeichen kamen.

Nach Goedsche u. a.

15. Kunigunde vom Kynast.

Auf einem hohen Granitfelsen erhebt sich in der Nähe von Hermsdorf über dem Hirschberger Thale die malerische Burgruine des Kynast. Unter den vielen Sagen, welche sie umweben, ist die bekannteste folgende:

Einer der frühsten Besitzer der Burg besaß nur eine einzige Tochter, Namens Kunigunde. Sie war sehr schön, aber auch sehr eigensinnig, denn ihr Vater hatte ihr unbeschränkte Willensfreiheit gelassen und sie nicht wie ein Mädchen, sondern wie einen Junker erzogen. Deshalb fand sie ihre Lieblingsbeschäftigung darin, Rosse zu tummeln, mit Waffen zu spielen und den wilden Tieren der benachbarten Wälder nachzujagen. Da trug es sich zu, daß ihr Vater in der Trunkenheit mit seinem Rosse die äußerste Mauer der Burg umreiten wollte, es aber versah und samt dem Pferde in den Abgrund hinabstürzte. Seine Tochter war untröstlich und ließ ihn in der fast unzugänglichen Tiefe am Höllengrunde, wo er aufgefunden war, zur Erde bestatten. Von diesem Augenblick an ward sie noch unzugänglicher als früher, besuchte fast täglich das Grab ihres Vaters und grollte den Felsen, die ihn getötet hatten. Da sie aber sehr reich

war, erschienen bald viele Ritter, um sie, nach ihrem Besitze lüstern, mit Heiratsanträgen zu bestürmen. Sie glaubten ihre Bewerbung am besten dadurch unterstützen zu können, daß sie erklärten, nicht eher von der Burg weichen zu wollen, als bis sich die Besitzerin derselben für einen von ihnen ausgesprochen habe. So freigebig und gastfrei aber auch Kunigunde war, ward ihr doch diese Zudringlichkeit sehr bald zur Last, und sie erklärte daher, alle Freier sollten sich am St. Gertrudentag bei ihr einfinden, um ihre Entscheidung zu vernehmen.

Erwartungsvoll erschienen an dem verhängnisvollen Tage alle Bewerber im Festsaal.

Kunigunde lud sie zunächst zu einem festlichen Mahle, bei welchem wacker auf die Gesundheit des Fräuleins und des künftigen Burgherrn getrunken wurde. Gegen Ende des Mahles, als die Köpfe der Gäste von dem trefflichen Weine stark erhitzt waren, erhob sich Kunigunde und forderte sie auf, ihr zu folgen. Sie eilte in den Burghof hinab, ließ dort von den Knechten viele Fackeln anzünden und stieg nun außerhalb der Feste nicht ohne Anstrengung die grausige Felsschlucht hinab zum Grabe ihres Vaters. Dort kniete sie lautlos nieder, ergriff dann ein Kruzifix, welches der Burgkaplan ihr nachgetragen hatte, hob es hoch in die Höhe, küßte es und sprach mit lauter Stimme: Hier am Grabhügel meines Vaters schwöre ich hoch und teuer, daß nur der mein Gemahl werden soll, der den oberen Rand der Burgmauer, von welcher mein Vater herabgestürzt ist, glücklich umritten haben wird!

Dadurch ward nun freilich die Heiratslust bei vielen gewaltig abgekühlt, und die meisten der zahlreichen Bewerber entfernten sich in der folgenden Nacht, ohne Abschied zu nehmen. Einige jedoch blieben zurück, und einer von diesen bestieg wirklich am dritten Tage sein Roß, um den schauerlichen Ritt zu wagen, wozu Kunigunde die Trompeten schmettern und die

Donnerbüchsen krachen ließ, während sie selbst aus dem Erker ihres Gemaches auf den Tollkühnen herabsah und ihm spöttisch viel Glück zum Brautritte wünschte. Sobald aber der Reiter sein Roß über die Zugbrücke hinweg auf die verhängnisvolle Mauer gelenkt, hatte er auch den Pfad des Todes betreten, und weder er, noch diejenigen, die ihm folgten, kehrten jemals wieder; alle fanden wie Kunigundens Vater in dem Abgrunde ihren Tod. Bald gab es keinen Bewerber mehr auf der Burg, aber dadurch wurde Kunigunde erst recht mißmutig, denn sie ärgerte sich, daß niemand mehr sein Leben um ihre Hand wagen wollte.

Viele Monate waren verstrichen, da meldete sich plötzlich wieder ein Ritter zu der gefährlichen Reitprobe. Als er in Kunigundens Gemach trat, überfiel sie auf einmal ein sonderbares Gefühl; sein Blick hatte ihr Inneres erregt, und sie bereute, die frevelhafte Aufgabe ersonnen zu haben. Da sie es aber nicht rückgängig machen konnte, versuchte sie, den Ritter, der ihr übrigens seinen Namen nicht nennen wollte, durch Schilderung der zu bestehenden Gefahr von dem Unternehmen abzuhalten. Mit ruhigem Ernste erklärte jedoch der Ritter, das Abenteuer bestehen zu wollen. Am nächsten Morgen war der fremde Ritter schon mit Aufgang der Sonne im Schloßhofe, sattelte selbst sein Roß, bestieg es unbewaffnet in leichter Kleidung und ritt, nachdem er seinen Knappen zärtlich umarmt hatte, durch das Burgthor hinaus zur bluttriefenden Mauer. Alle Burgbewohner standen im Schloßhofe, unter ihnen Kunigunde, die zum ersten Male für das Gelingen des kühnen Unternehmens still zu Gott betete. Niemand durfte sich der Burg nähern, während sich der Ritter der furchtbaren Aufgabe unterzog. Dieser legte langsam den Weg um die Burg zurück, und als der erste Strahl der Sonne die Spitzen der hohen Türme beleuchtete, lenkte er bereits sein schweißbedecktes Roß von der Mauer herab

zum Burghofe zu, wo das Fräulein, ohnmächtig vor Aufregung, am Boden lag. Durch Jubelgeschrei und Trompetenschall wurde sie wieder erweckt und eilte mit den Worten: Edler Ritter, meines Vaters Tod ist an dem tückischen Felsen gerächt und mein Schwur gelöst; hier habt Ihr meine Hand! dem Zurückkehrenden entgegen. Aber kalt entgegnete dieser: Wohl ist Euer Schwur gelöst und Eurem Übermute eine Schranke gesetzt, aber nur darum bin ich hierher gekommen, nicht um Euch und Euer Erbe zu erringen; denn ich, der Landgraf Adalbert von Thüringen, bin längst vermählt und würde auch, wenn ich dies nicht wäre, Eure blutige Hand niemals anrühren!

Da stürzte Kunigunde zerknirscht auf die Kniee, und der Landgraf sprach: Geht in Euch und sucht durch Frömmigkeit und gottesfürchtige Handlungen Euren Frevel zu sühnen; wollt Ihr das aber nicht, so betretet selbst den Pfad, auf dem so viele Edle Euretwegen ihr Leben gelassen haben, und sühnt an derselben Stelle das vergossene Blut durch freiwilligen Tod! — Damit wandte er sein Roß und verließ mit seinem Knappen das Felsenschloß. Wegen gekränkten Stolzes und verschmähter Liebe stürzte sich Kunigunde verzweiflungsvoll in den Abgrund hinab. Nach anderen soll sie in ein Kloster gegangen, nach kurzer Zeit am gebrochenen Herzen gestorben und in jener Felsschlucht begraben worden sein.

Nach Ztehnert u. a.

16. Die Entdeckung von Warmbrunn.

In der Nähe von Hirschberg liegt der berühmte Badeort Warmbrunn, dessen Heilkraft schon in uralter Zeit bekannt war und auf folgende Weise entdeckt worden sein soll: Ein heidnischer Jägersmann jagte einst in dieser Gegend und verfolgte

so eifrig einen Hirsch, daß dieser sich in eine Quelle stürzte. Die Hunde folgten ihm, kamen aber sogleich heulend wieder zurück und waren am ganzen Leibe verbrannt. Als nun der Jäger das Wasser untersuchte, fand er es kochend heiß. Er teilte die Entdeckung seinen Priestern mit, und diese benutzten fortan das Wasser zur Heilung von Kranken. Im Jahre 1377 erhielten die Grafen von Schaffgotsch den Brunnen und seine Umgebung von dem Herzog Bolko von Schweidnitz zum Lehen. Nach einer Sage soll dieser Brunnen am St. Johannisabend dieselbe Kraft haben, wie einst der Teich von Bethesda. Nach Goedsche.

17. Der Kopf des Ratmanns zu Schweidnitz.

Lange sah man am Rathause zu Schweidnitz zur Erinnerung an eine schreckliche Strafe einen steinernen Kopf. Es lebte nämlich in alter Zeit daselbst, wie die Sage erzählt, ein bejahrter Ratmann, der vom Teufel des Geizes besessen war. Der richtete eine Dohle so ab, daß sie aus seinem Fenster durch eine ausgebrochene Glasscheibe in die Ratskämmerei hinüberflog, dort Geld wegnahm, welches in dem sonst wohlverwahrten Zimmer häufig unverschlossen auf dem Tische liegen blieb, und zu ihm zurückbrachte. Lange ward man dieses Raubes nicht gewahr, da aber fort und fort Geld fehlte, paßte man auf und entdeckte den Räuber. Hierauf wurde gezeichnetes Geld hingelegt, und auch dieses holte nach und nach die Dohle. Nun konnte der Ratmann leicht des Raubes überführt werden. Obwohl er schon bei hohen Jahren war, wurde er zu einer entsetzlichen Strafe verurteilt; er sollte nämlich auf den hohen Kranz des Rathausturmes gebracht werden und von da heruntersteigen oder

auch, wenn er dies nicht vermöchte, oben bleiben und dort verhungern. Mit Furcht und Zittern begann er von dem hohen Punkte das gefährliche Heruntersteigen; das gelang ihm aber nur auf eine kurze Strecke; bald befand er sich auf einem steinernen Geländer und konnte nicht weiter, weder vor- noch rückwärts. Er blieb also dort stehen und hatte nicht Obdach, nicht Trank noch Speise, nagte sich vor wütendem Hunger das eigne Fleisch ab und stand droben zehn Tage und zehn Nächte, bis der Tod sich seiner erbarmte, denn die Menschen erbarmten sich seiner nicht. Darauf wurde sein steinernes Abbild nebst dem der Dohle an der Stelle seines Todes angebracht. Nachdem später der Sturm dieses Denkmal unerhörter Grausamkeit vom Turme herabgeworfen hatte, ließ man den Kopf, welcher ganz geblieben war, an der bezeichneten Stelle anbringen.

Nach Bechstein.

18. Die beiden Grabsteine in der Klosterkirche zu Leubus.

In einer Seitenkapelle der Klosterkirche zu Leubus zeigt man einen uralten Grabstein und quer vor dem Eingange der Kapelle einen zweiten. Über die Bedeutung derselben giebt es folgende Sage:

Zur Zeit der Kreuzzüge lebten nahe bei Leubus zwei Ritter, Wolf von Uratz und Kunz von der Heinzenburg. Ersterer war ein tapferer aber rauher und wilder Gesell, letzterer aber sanft und mild und ebenso allgemein beliebt, wie jener verhaßt; trotz dieser Verschiedenheit ihres Charakters waren sie innige Freunde, und keiner that etwas ohne den andern. Da begab

es sich, daß Wolf, der schon als Knabe mit der Tochter des Burggrafen Pribuslaw von Leubus verlobt war, daran dachte, dieselbe nun wirklich zu seiner Gemahlin zu machen. Das Mädchen aber liebte ihn nicht, und Kunz, der ebenfalls in heimlicher Leidenschaft für sie erglühte, gefiel ihr weit besser. Als sie nun eines Abends weinend im Burggarten saß, kam Kunz vorüber, fragte sie, was ihr fehle, und erfuhr, daß sie lieber sterben, als Wolf heiraten wolle. Er tröstete sie, versprach, sie zu retten, und dabei kam es zu einer gegenseitigen Erklärung ihrer Liebe. Leider war aber, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, Wolf von Uratz in der Nähe gewesen, hatte alles mit angehört, stürzte wütend aus seinem Versteck hervor und nötigte mit gezücktem Schwerte Kunz zum Zweikampfe. Da er aber blindlings auf den Nebenbuhler eindrang, so rannte er sich selbst in dessen Schwert und sank blutend zur Erde. Man hob ihn auf, trug ihn in das Schloß und pflegte ihn so sorgfältig, daß er bald seine Gesundheit wieder erlangte. Kaum genesen, trat er vor den alten Burggrafen und verlangte ungesäumt die Hand seiner Braut; da dieser aber ein guter, schwacher Vater war, so hatte er sich bereits von seiner Tochter bestimmen lassen, sie ihres Wortes zu entbinden, und erwiderte dem Wolf, er wolle und könne seine einzige Tochter nicht zu ihrem Unglücke zwingen. Da that der Wolf einen furchtbaren Eid, daß er nicht eher ruhen wolle, bis er an Kunz und seiner Braut ihre Treulosigkeit gerächt habe. Solange der alte Burggraf lebte, mußte er notgedrungen seine Wut in sich verschließen; als dieser aber nach zwei Jahren gestorben war und sein Ansehen dem jungen Paare keinen Schutz mehr gewähren konnte, da sah Wolf die Gelegenheit zur Rache ab und schritt zur schnellen That. Während Kunz eines Abends am Krankenbette seiner Gemahlin saß, brachte ihm plötzlich sein Leibknappe die Nachricht, daß der wilde Wolf mit einer Schar Knappen das schlecht bewachte Thor überfallen,

die wenigen Knechte, die sich ihm im Hofe entgegengestellt, überwältigt habe und bereits so gut wie Herr der Burg sei. Dem Kunz blieb, um seinem Todfeinde nicht in die Hände zu fallen, nichts weiter übrig, als sein krankes Weib auf die Schulter zu laden und mit wenigen Begleitern durch einen geheimen Gang, der im nahen Walde seinen Ausgang hatte, zu entfliehen. Nachdem er glücklich ins Freie gelangt war, begab er sich mit seiner teuern Bürde in die Wohnung eines ihm ergebenen Köhlers, hatte aber das Unglück, nach wenigen Stunden seine Gemahlin in seinen Armen sterben zu sehen. Um sich selbst zu retten, mußte er die Leiche in den Händen seiner Leute zurücklassen und seine Flucht fortsetzen.

Gleich darauf erschien Wolf in der Köhlerhütte, fand aber nichts Lebendes mehr vor, an dem er seine Wut auslassen konnte. Er versuchte nun alle Mittel, um herauszubekommen, wohin sich sein Feind gewendet habe, und erfuhr endlich, daß derselbe über Italien mit einem Kreuzheere nach Palästina gezogen sei. Sofort eilte er nach Venedig, kam aber zu spät; denn einen Tag früher war Kunz von dort mit einem Schiffe abgefahren. Kurz entschlossen eilte ihm Wolf weiter nach; aber auch in Palästina gelang es ihm nicht, seines Nebenbuhlers habhaft zu werden. Überall, wohin er kam, kam er zu spät, und schließlich fiel er selbst noch den Sarazenen in die Hände, so daß er eine zehnjährige Gefangenschaft durchmachen mußte. Endlich gelang es ihm, die Flucht zu ergreifen und den Rückweg anzutreten, immer von dem Verlangen getrieben, Kunz wiederzufinden. Bald erfuhr er, daß derselbe schon längst nach Europa zurückgekehrt sei. So schnell wie möglich suchte er Schlesien zu erreichen, weil er ihn hier jetzt sicher zu treffen hoffte. Dennoch kam er auch hier zu spät; denn Kunz war wenige Wochen früher seiner Gattin ins Jenseits gefolgt und in der Klosterkirche zu Leubus begraben worden. Da ergrimmte der wilde Wolf über das

tückische Schicksal, welches ihm seine Feinde aus den Händen gerissen hatte. Er verschrieb also dem gedachten Kloster seine sämtlichen Güter unter der Bedingung, daß man ihn, wenn er gestorben, vor der Thür jener Kapelle begrabe, in welcher Kunz ruhe, damit er am Auferstehungstage der Toten diesen allsogleich packen und seine Wut an ihm auslassen könne. So ist er denn wirklich nach einem wilden Leben quer vor dem Eingange jener Seitenkapelle beerdigt worden und hat einen gleichen Grabstein wie sein Todfeind erhalten. Hier schläft er denn bis zum jüngsten Tage, der wohl noch lange auf sich warten lassen wird.

Nach Goedsche.

19. Herzog Hans von Sagan.

Herzog Hans I. von Sagan war ein wüster und grausamer Mann, ein Menschen- und Tierquäler, gehaßt und gefürchtet von allen seinen Unterthanen; von seinen Thaten erzählt man sich noch viel in jener Gegend.

Einst hatten ihn die Domherren zu Glogau wegen grober Ungebühr in den Bann gethan; da lud er diese zu einer Konferenz auf der Oderbrücke ein, weil sie auf sein Schloß, als das eines Gebannten, nicht kommen würden. Kaum hatten sie aber die Brücke betreten, so warfen hinter ihnen die dazu bestellten Fischer etliche Dielen ab, so daß die Herren Geistlichen nicht wieder zurück konnten. Höhnisch rief jetzt der Herzog den Domherren zu: Wollt Ihr singen, oder springen? Da antworteten sie in tausend Ängsten: Herr, wir wollen gern singen! gingen hinüber nach Sagan, celebrierten die Messe, lösten den Herzog vom Banne und sangen wie früher ihre Horen, Vigilien, Vespern und dergleichen.

Einst hatte der Herzog sein edles Leibroß bis aufs Blut gepeitscht und gespornt, da bat ihn seine sanfte Gemahlin, er möge doch von solcher Grausamkeit abstehen und bedenken, daß dieses Tier auch ein Geschöpf Gottes sei, an welchem man sich nicht so vergreifen dürfe. Über dieses Mahnwort heftig erzürnt, rief er aus: Fühl' selber, wie es thut! Darauf zwang er sie niederzuknieen, ritt auf ihr wie auf einem Pferde und riß ihr mit den Sporen tief ins Fleisch. Hierauf trieb er sie aus dem Hause und verstieß sie völlig; denn sie war ihm schon längst ein Dorn im Auge gewesen. Da trat der fromme Abt des Augustiner-klosters daselbst mit ernster Würde vor ihn hin, verwies ihm seine Grausamkeit und ermahnte ihn, in sich zu gehen, damit er nicht einmal plötzlich in seinen Sünden dahinfahre. Hans aber verlachte ihn, wies auf den hohen, festen und neuen Kirchturm hin und sprach: Pfaff, wenn der Kirchturm einfällt, will ich Dir glauben! Hierauf ließ er dem Abte die Augen ausstechen und kehrte sich nicht daran, daß dieser ihn verfluchte.

Am 12. Februar 1439 ereignete sich aber ein furchtbares Zeichen: der feste Kirchturm stürzte ohne jeden Anlaß zusammen; aber niemand wurde verletzt, nur der Turmwächter bekam vom Sturze einen lahmen Fuß. Als der Herzog dies Ereignis erfuhr, wurde er vor Schreck krank und starb schon nach mehreren Wochen.

Nach Goedsche u. a.

20. Das Bügeleisen zu Glogau.

An der Südwestecke des Glogauer Domes ist ein Stück Eisen eingemauert, das etwa die Gestalt eines Bügeleisens hat und von dem man folgende Sage erzählt:

Zu Glogau lebte einst ein Schneider, der war zwar sehr

geschickt und fleißig, aber ein arger Flucher und Gotteslästerer. Das ganze Jahr kam er in keine Kirche und war auf seinen Beinamen „der Fluchgottfried" obenein stolz. Ebenso gottlos, wie er war, war seine Frau fromm und ermahnte ihn oft, von seinem gottlosen Wesen abzulassen; aber das hatte keinen Erfolg, ja es reizte den bösen Menschen noch mehr. Er ließ sie selbst nicht mehr in die Kirche gehen, und sie mußte sich die Gelegenheit, sich mit ihrem Gotte zu versöhnen, geradezu abstehlen. Als sie eines Tages in der Küche ein Bügeleisen heiß machen sollte, glaubte sie sich allein, kniete am Herde nieder und betete mit gefalteten Händen andächtig zu Gott. Ihr gottloser Mann war aber heimlich in seiner Werkstatt aufgestanden und sah durch die Thür, wie sie betete. Warte nur, ich will Dir das Beten schon austreiben! rief er jähzornig und eilte in die Werkstatt, die Elle zu holen. Als er wieder in die Küche trat, war aber die Frau schon die Treppe hinunter und mit ängstlichem Hilfegeschrei hinaus auf die Gasse. Wütend riß er jetzt das Bügeleisen aus den Kohlen und stürmte seiner Frau nach, um ihr dasselbe an den Kopf zu werfen. Die Vorübergehenden sahen wohl die Not der armen Frau, aber keiner wagte es, den rasenden Menschen aufzuhalten. So ging die Hetzjagd durch alle Gassen hindurch, die Frau in Todesängsten voran, der Fluchgottfried mit dem hochgeschwungenen glühenden Bügeleisen hinterher. Endlich stürzte sie atemlos auf der Schwelle der Kirche nieder, und gleichzeitig warf der abscheuliche Mensch das Bügeleisen nach ihr. Da begab sich aber ein großes Wunder. Als das Eisen nur wenige Spannen von dem Kopfe der am Boden Liegenden entfernt war, wendete es sich plötzlich um, schwebte, wie von einem lichten Scheine umflossen, an der Kirchthür bis zum Fenster darüber empor und blieb dort in der Mauer stecken. Dieses Wunder soll den bösen Schneider gerührt haben, also daß er neben seiner ohnmächtigen Frau niedersank und inbrünstig zu Gott betete,

der Herr möge ihm verzeihen und sie wieder erwecken. Dann trug er sie nach Hause und war von Stund an ein anderer Mensch, der niemals wieder fluchte, regelmäßig in die Kirche ging und wie seine Frau zu Gott betete. Nach Ziehnert.

21. Das Wappen der Prittwitze.

Das Geschlecht der Prittwitze ist seit Anfang des 17. Jahrhunderts in Polen und Schlesien angesessen; über den Ursprung ihres Wappens geht unter ihnen folgende Sage:

Unter den ausländischen Kriegern des Kalifen von Granada befand sich ein gewisser Holub, ebenso ausgezeichnet durch Leibesstärke und Tapferkeit, wie durch Geschicklichkeit im Schachspiel. Fatme, eine der Töchter des Kalifen, welche bisher alle ihre Gegner im Schachspiel besiegt hatte, forderte mit ihres Vaters Genehmigung diesen Fremdling auf, ein Wettspiel mit ihr zu wagen, und schlug im Gefühl ihrer Überlegenheit vor, daß der Überwundene dem Sieger als Sklave verfallen solle. Auf diese Bedingung geht Holub ein und gewinnt das Spiel. Von Scham und Schmerz betäubt, sinkt Fatme ohnmächtig nieder, der bestürzte Sieger beeilt sich, sie festzuhalten, reißt aber in der Hast das Spielbrett so unglücklich herab, daß die Stirn der schönen Maurin verletzt wird und die blutende Wunde verbunden werden muß. Großmütig entsagt Holub dem errungenen Preise und erhält von dem dankbaren Vater große Geschenke und ein Wappenbanner, in welchem auf dem Helme das Bild der Besiegten mit verbundenem Kopfe und, als Sinnbild der verlorenen Freiheit und gerechten Anerkennung, ohne Hände, im Schilde aber das Brettspiel angebracht sind. Die von jenem Holub abstammenden

Herren von Prittwitz führen noch jetzt im Wappen ein Schachbrett mit schwarzen und goldenen Steinen, auf dem gekrönten Helme aber ein Mohrenbild ohne Arme, mit einer goldenen Binde um die Stirn, welcher etliche Blutstropfen entquellen.

Nach Büsching.

22. Rechenbergs Knecht.

Hans von Rechenberg, der zu Freistadt begraben liegt, war ein ebenso tapferer, wie gelehrter und frommer Mann, was auch aus seinen nachgelassenen Briefen hervorgeht. Um die Zeit, als Kaiser Matthias in Ungarn wider die Türken stritt, fand sich bei Rechenberg ein gemein gekleideter Mensch ein, der sich erbot, ihm als Knecht zu dienen. Rechenberg nahm ihn an und behandelte ihn mild und freundlich, wogegen der Knecht auch seine Schuldigkeit gern und willig that. Eines Tages gab ihm Rechenberg ein wichtiges Schreiben, das er etliche Meilen weit an einen Fürsten bringen sollte. Der Knecht machte Anstalt, fortzureiten; als Rechenberg jedoch nach Verlauf einer kleinen Stunde in den Stall kam, fand er ihn unter den Pferden auf dem Strohe schlafend. Erschrocken und unwillig weckte er ihn auf und fragte nach der Bestellung. Der Knecht griff bestürzt in den Busen und brachte mit den Worten: Dies ist die Antwort! einen Brief heraus. Rechenberg erbrach ihn und fand, was er wünschte; aber es war ihm unerklärlich, wie der Knecht in so kurzer Zeit die Bestellung ausgerichtet haben könne.

Bald darauf rückten Feinde in die Nachbarschaft. Rechenberg war alles daran gelegen, ihre Zahl und Stellung zu erkunden; aber es fand sich niemand, der die Gefahr auf sich nehmen wollte, als sein treuer Knecht. Dieser ritt getrost fort

und kehrte in kurzer Zeit mit der erwünschten Nachricht wieder. Da seine Taschen ganz vollgestopft waren und klirrten, fragte der Herr, was er darin habe, und siehe da, der schlaue Knecht hatte allen Pferden der Feinde die halben Hufeisen weggerissen und dadurch die Feinde gehindert, ihm nachzukommen.

Diese und ähnliche Streiche bewirkten, daß Rechenberg auf diesen Knecht immer aufmerksamer wurde, und als er ihn eines Tages vornahm und nach seiner Absicht fragte, da erhob sich dieser sonst gemeine Mensch mit einer überraschenden Größe und Feierlichkeit und sprach: Herr, der Herr aller Herren hat Euch zeigen wollen, wie sehr es ihm wohlgefällt, wenn die Herren auf Erden ihre Diener und Knechte gütig und gerecht behandeln, wie Ihr an mir und anderen gethan habt!

Mit diesen Worten verschwand er, und seitdem sagt man in Schlesien, wenn jemandem etwas Liebes und Gutes von unbekannter Hand geschieht: „Das hat Rechenbergs Knecht gethan!"

Nach Büsching.

23. Burg Czeschhaus.

Die Ruine der alten Burg Czeschhaus oder des Zeiskenschlosses wird von Salzbrunn aus vielfach besucht. Zwei Dämme, jeder über acht Fuß hoch, umziehen dieselbe und sperren ein nahes Thal ab, wodurch eine künstliche Überschwemmung zum Besten der Burg bewirkt werden konnte. Auf dieser Burg lebte, wie die Sage erzählt, ein Ritter Namens Christian Czessel von Schwanz, ein roher und gegen seine Unterthanen grausamer Gebieter. Er bürdete den Leuten viele und schwere Arbeit auf und gab ihnen zum Lohn dafür nur Schläge und Scheltworte. Einst hatte ein armer Gärtner auf dem Felde etwas

versehen, da packte ihn der Ritter mit eigener Hand und befahl, ohne auf des armen Mannes Flehen zu achten, daß er in Ketten gelegt werde. Dann erst bestimmte er seine Strafe dahin, daß er einen vierzig Ellen langen und drei Ellen tiefen Graben vom Mittag bis zum Abende vom Schlamm reinige; wenn er diese Arbeit nicht zu seines Herrn Zufriedenheit vollbringe, solle er, anderen zur Warnung, zu Tode gepeitscht werden.

Jammernd und händeringend ging der Unglückliche zu dem Schlammgraben und starrte dieses ihm gänzlich unmögliche Tagewerk an, welches zehn Männer kaum in vielen Wochen zu stande bringen konnten. Wie er noch so jammerte, trat auf einmal von der Seite her ein fremder Mann auf ihn zu, der ihn fragte, was ihm fehle. Obwohl nun der Fremde durch sein Aussehen wenig Vertrauen erweckte, schüttete ihm der Gärtner doch sein Herz aus und erzählte ihm die traurige Lage, in der er sich befände. Da lachte der Fremde höhnisch und meinte, er wolle ihm helfen, aber das gehe nicht so schnell; der Gärtner möge ihm zunächst einen Krug Bier holen, damit er seinen Durst stillen könne. Zwar hatte der Gärtner keinen Pfennig Geld in der Tasche; doch er dachte, daß er jede Hilfe ergreifen müsse, und beschloß daher, seinen schönen, neuen Spaten, der ihm ja doch nichts mehr nützen könne, zu verkaufen, um seinem neuen Gehilfen den verlangten Trunk darbieten zu können. Er ging also in das Wirtshaus und versetzte für eine Kanne Bier den Spaten. Als er zu seinem Kameraden zurückkehrte, erstaunte er nicht wenig; denn er fand in der kurzen Zeit den Graben völlig geräumt. Das schien ihm doch nicht mit rechten Dingen zugegangen zu sein, und er fing an, sich vor dem geheimnisvollen Gehilfen zu fürchten. Der aber that, als müsse das so sein, trank sein Bier aus und hieß ihn zu dem Ritter Czessel hinaufgehen, um ihm anzuzeigen, daß die Arbeit gethan sei; der möge zusehen, ob er damit zufrieden sei. Natürlich wollte der

Ritter die Sache nicht glauben, schrie unter schrecklichem Schimpfen und Fluchen, er lasse sich nicht zum besten haben, schickte aber, da der Gärtner bei seiner Behauptung blieb, seinen Vogt mit hinab, um sich die Sache anzusehen. Der Vogt, der auch nicht besser als sein Herr war, fand alles in Ordnung, fühlte sich jedoch in der Nähe des fremden Gesellen unheimlich. Als er schnell wieder fortgehen wollte, fragte ihn dieser mit barschen Worten: Wo bleibt denn Dein Herr, will er sich die Arbeit nicht auch einmal ansehen? Sag' ihm, er solle herabkommen, da ich ein Wörtchen mit ihm reden will!

Da merkte der bestürzte Vogt wohl, wen er vor sich habe, lief eilends auf das Schloß hinauf und berichtete seinem Herrn, was er gesehen und gehört habe. Der hütete sich wohl, hinabzugehen, vielmehr sank er auf seine Kniee nieder, faltete seine Hände und betete, was er lange nicht gethan hatte, zu Gott, er möge ihm doch seine schweren Sünden vergeben und nicht mit ihm ins Gericht gehen, dann wolle er sich bessern. Dies that er auch, und den armen Gärtner gab er nicht nur frei, sondern schenkte ihm auch Haus und Hof als Eigentum. Nach Ziehnert.

24. Die Teufelseiche.

In der Liatkower Heide befand sich noch vor kurzer Zeit eine ungeheure Eiche, bei der es nach der Meinung der Leute nicht geheuer war. Man nannte sie daher die Teufelseiche und erzählte sich, daß um die Tag- und Nachtgleiche von hier aus der wilde Jäger ausziehe.

Einst gingen, wie die Sage erzählt, drei Männer ziemlich trunken von einem benachbarten Dorfe durch die Heide nach

Hause, und da es schon spät in der Nacht war, wollten zwei von ihnen einen Umweg machen, damit sie nicht um Mitternacht an der verrufenen Eiche vorübergehen müßten; der dritte aber, ein gottloser und frecher Gesell, erhob Einsprache dagegen. Er fürchte sich selbst vor dem Teufel nicht, sagte er; derselbe möge nur kommen, er wolle ihm schon Bescheid sagen. So ging er schimpfend und fluchend auf die Eiche zu. Da fing es aber an, sich in dem Wipfel des Baumes eigentümlich zu regen; ein Wirbelwind senkte sich von oben nach unten, umsauste den Baum und riß alles, was in seinem Bereiche war, mit sich fort. Auch der Spötter wurde von dem Sturm gepackt und in die Höhe gerissen; die beiden Begleiter hörten nur noch sein klägliches Geschrei und ein höhnisches Lachen, welches aus den Ästen des Baumes zu kommen schien; ihn selbst aber sahen sie nicht wieder. Wie vom Teufel gejagt, eilten sie nach Hause; am andern Tage aber hörten sie, daß der Wirbelwind ihren Gefährten drei Meilen weit fortgetragen und mit solcher Gewalt auf die Erde geschleudert habe, daß er ein Bein und drei Rippen gebrochen. Von dieser Zeit an soll er ein besserer Mensch geworden, zur Kirche gegangen sein und nie wieder geflucht haben.

Nach Goedsche.

25. Sagen vom Rübezahl.

Seit Anfang des 16. Jahrhunderts will man im Riesengebirge ein Gespenst gesehen haben, welches man Johannes Rübezahl genannt hat. Wie manche glauben, ist darunter der wilde Jäger zu verstehen; andere beschrieben das Gespenst in wechselnden Gestalten: als Bergmännlein, als Jäger, als Mönch,

ja auch in der Gestalt verschiedener Tiere wollten sie es gesehen haben. Dieser Rübezahl soll die Reisenden erschreckt, denen, die ihn ausgelacht und verspottet, allerhand Unglück zugefügt, den Leuten ihr Vieh, ihre Felder und Gärten beschädigt, anderen hingegen viel Gold und Silber geschenkt haben, so daß sie reich und vergnügt in der Welt leben konnten. Aus den Sagen, welche von diesem Gespenste erzählt werden, seien folgende hervorgehoben:

Der Schuhknecht.

In einem Städtchen am Riesengebirge stand bei einem Meister ein Schuhknecht in Arbeit, welcher, so oft er sich mit seinen Genossen einen guten Montag gemacht hatte, nach dem Gebirge hin spazieren ging. Alsdann begann er in übermütiger Weise den Rübezahl herauszufordern, zu schmähen und besonders auch mit dem Spottnamen „Rübenschwanz" zu verhöhnen.

Scher Dich herunter, Du Rübenschwanz, rief er unter anderm, ich will sehen, was Du für Künste kannst! — Über diesen Unfug war der Bergherrscher sehr erbittert und ärgerte sich insbesondere auch darüber, daß der grobe Gesell nicht so weit ins Gebirge kam, daß er denselben, wie er es zu thun pflegte, durch ein wildes Wetter bestrafen konnte. Dieserhalb sann der Berggeist unausgesetzt auf eine andere Rache und setzte dieselbe endlich auch auf folgende Art ins Werk:

Als der Knecht von seinem Meister Abschied nahm, um anderswohin zu wandern, und hierzu in sein Felleisen sein Eigentum steckte, brachte es der Rübezahl fertig, daß auch von seines Meisters Sachen ein silberner Becher, mehrere silberne Löffel und viele schöne Schaupfennige unvermerkt in den Ranzen kamen, mit denen dann der Knecht von dannen zog. Da geschah es, daß der Schuster von ungefähr bald darauf sein Kleinodien-

kästchen öffnete, um einen neuen Schaupfennig zu den vorigen hinzuzufügen; siehe, da nahm er mit Bestürzung wahr, daß seine besten Schätze geraubt waren, hielt vergeblich bei seinen Hausgenossen Nachfrage und gelangte schnell zu dem Verdachte, daß der fortgewanderte Knecht den Diebstahl begangen habe. Schnell eilt er hinter ihm her, trifft ihn einige Meilen von seinem Städtchen entfernt, packt ihn und sagt ihm auf den Kopf zu, daß er die Kleinodienkiste beraubt habe. Mit gutem Gewissen antwortet der Schuhknecht, daß er von den fehlenden Sachen nichts wisse; er wolle freiwillig sein Ränzel öffnen und alles, was darin wäre, hervorbringen. Als er nun aber sein Felleisen auspackt, kommen des Schusters Sachen zum Vorschein. Vergeblich beteuert der Knecht, daß er von diesem Diebstahl nichts wisse; ein anderer müsse ihm diese Sachen aus Rachgier heimlich hineingeschoben haben; er könne sich solche Entwendung nicht erklären. Der Schuster glaubt ihm natürlich nicht, schleppt ihn nach Hause zurück und bringt ihn vor Gericht, wo er wegen augenfälliger Schuld zum Galgen verdammt wird, soviel er auch seine Unschuld beteuern und den Diebstahl in Abrede stellen mag. Was geschieht nun? Als der letzte Tag anbricht, da er hingerichtet werden soll, kommt Rübezahl zu ihm ins Gefängnis, doch in unerkannter Gestalt, und fragt ihn, was er da mache. Was soll ich hier machen? antwortet der Schuhknecht. Man will mich heute, ohne Henkersdank henken, weil ich etwas gestohlen haben soll, ohne daß ich ein Dieb gewesen bin!

Siehst Du, Kerl, spricht Rübezahl, diesen Schimpf habe ich Dir angethan, weil Du mich so oft mit Deinem unnützen Maule gelästert und „Rübenschwanz" geschimpft hast; doch will ich Dich darum nicht gänzlich verderben lassen, sondern nach erlittener Angst und Kerkerhaft gleich jetzt erlösen!

Darauf hat er ihm die Ketten abgenommen und sich selbst hineingeschlossen; auch hat er den Schuhknecht unsichtbar gemacht

und aus der Haft befreit, ohne daß es jemand inne geworden ist. Weiter soll er dem Schuhknecht befohlen haben, daß er kurz nach geschehener Hinrichtung in der Stadt umhergehen und sich öffentlich zeigen solle, da er sich jetzt außer aller Gefahr befände. Nachdem der Schuhknecht in so wunderbarer Weise das Gefängnis verlassen hat, kommt ein Priester dahin, um den armen Sünder in seinem letzten Stündlein zu ermahnen, seine Sünden zu beichten, damit er noch durch das Sakrament gestärkt werden könne. Der Rübezahl, der sich in den Banden befindet, erwidert aber auf die Worte des Priesters immer nur: Papperlapapp! und wiederholt das auch unaufhörlich, als er zum Thore hinaus an den Galgen geführt wird. Was geschieht nun aber? Kaum hat man den vermeintlichen Sünder am Stricke emporgezogen und ist der Henker von der Leiter wieder herunter, da sieht man am Galgen eine große Schütte Stroh hängen. Hierüber soll eine lange Untersuchung angestellt worden sein, welche dazu geführt hat, daß das Städtlein seine freie Gerichtsbarkeit verlor.

Nach Zeller.

Der schacherhafte Jude.

Aus Polen wurde einst von einem vornehmen Edelmann ein Jude nach Prag geschickt, um dort sechs schwarze Stuten und zwei Hengste zu kaufen. Dort bekommt er auch sehr schöne Rosse, unter anderen einen türkischen Apfelschimmel, der ihm sehr wertvoll erschien. Als nun der Jude über das Riesengebirge hinwegreist, kehrt er dort oben in einem Wirtshause ein und findet daselbst einen schönen Rapphengst, der ihm noch besser gefällt, und bietet dem Wirte dafür seinen Apfelschimmel an; zugleich sagt er, was ihn sein Tier gekostet habe. Der

Wirt geht auf den Handel ein und fordert, daß ihm der Jude für seinen Rappen noch einmal soviel zahlen solle. Nach einigen Verhandlungen werden sie dahin einig, daß der Jude für den Rappen den Apfelschimmel hergeben und noch 300 Thaler hinzuzahlen soll. Seines Handels froh, zieht der Jude wieder nach Polen zurück und überliefert dem Edelmanne mit den übrigen Pferden auch den Rapphengst aus dem Gebirge. Dieser gefällt dem Polen ausnehmend, und er erhält einen besonderen Stand im Stalle; als aber einige Tage später am Morgen nach dem Tiere gesehen werden soll, ist es verschwunden, und es findet sich nicht mehr als sein Schwanz angebunden, in dessen Mitte sich zweihundert Dukaten versteckt finden. Diese nimmt der Edelmann an sich, giebt dem Juden hundert Thaler und befiehlt ihm zurückzuziehen, um den Wirt wieder aufzusuchen und nachzuforschen, was es mit dem Pferde für eine Bewandtnis gehabt habe. Wohl ist der Jude wieder in das Gebirge zurückgegangen, aber mit leeren Händen wieder heimgekehrt; denn er hat weder das Wirtshaus noch den Wirt von damals wiedergefunden.

Nach Zeller.

Die Goldblätter.

Ein armes altes Weib kam einst in das Gebirge, um Kräuter zu suchen, und verirrte sich im Walde. Da trat der Berggeist in Gestalt eines Jägers zu ihr und wurde von der Frau gebeten, ihr den Weg nach Giersdorf zu zeigen; sie hätte kleine unerzogene Kindlein daheim, die schon etliche Tage hungern müßten; wenn sie heimkäme, müßte sie die Wurzeln verkaufen, um für sie Brot zu erlangen.

Die Wurzeln sind Dir zu schwer, sprach der Jäger, wirf

sie weg; ich will Dir dafür ein Kraut zeigen, das Dir in der Stadt besser bezahlt wird, als die schweren Wurzeln!

Die Frau will aber ihre Wurzeln nicht aufgeben; da fordert er sie auf, von diesem Kraute etwas Laub mitzunehmen, streift davon ab und legt es ihr in den Korb. Im Fortgehen denkt aber die Frau: Was soll dir das Kraut nützen? und schüttet es fort. Als sie zu Hause ankommt, nimmt sie die Wurzeln heraus; da kleben noch etliche Blätter an dem Korbe, die zeigt sie den Nachbarn und sagt, ein Jäger im Walde habe ihr dieselben mitgegeben. Während sie noch davon redet, werden sie alle zu Gold, und ein jedes Blatt ist mehr als einen Dukaten wert gewesen. Da dachte die gute Frau: Ich weiß die Stelle wohl noch, wo ich das Laub ausgeschüttet habe, vielleicht finde ich es wieder. Soviel sie aber suchte, fand sie doch weder Ort noch Blätter. Hätte sie dieselben im Korbe behalten, so wäre sie eine steinreiche Frau geworden. Manchem ist fürwahr ein Glück beschert, der es in wunderlicher Weise verscherzt. Nach Zeller.

Der goldene Kegel.

Einst zogen drei Studenten über das Gebirge. Da sie sich verirrt hatten, war es ihnen sehr willkommen, ein Wirtshaus zu finden, in welchem sie sich den rechten Weg zeigen lassen konnten. Weil sie ihr Reisegeld schon verzehrt hatten, so wollten sie ohne großen Aufenthalt weiter wandern; der Wirt aber hielt sie zurück und sagte: Bleibt nur hier, denn es ist schon später Abend! Verlegen antworteten sie: Wir können kein Zehrgeld zahlen. Doch der Wirt ließ dies nicht gelten und sagte: Ihr werdet nicht so viel verzehren; geht nur auf den Hof

und unterhaltet Euch, bis die Mahlzeit fertig ist, mit Kegelschieben.

Damit gab er ihnen drei Kegel und eine Kugel, und da die Studenten den freundlichen Wirt nicht betrüben wollten, so thaten sie ihm den Willen und spielten hernach dem Wirte noch ein lustiges Stücklein, so wie sie es gerade verstanden. Das gefiel dem Wirte gar wohl, er gab ihnen zu essen und zu trinken, behielt sie über Nacht, wies ihnen am Morgen den rechten Weg und gab beim Abschiede jedem einen der Kegel mit. Unterwegs denken sie aber: Was sollen uns die garstigen Dinger nützen? Zwei werfen also ihren Kegel weg, der dritte aber behält den seinigen. Als sie am nächsten Morgen aufstehen, besichtigt derselbe seinen Kegel genauer und findet ihn ganz schwarz und schwer. Mit dem Messer kratzt er daran und entdeckt zu seiner Freude, daß er von lauterm Golde ist. Nun wollen die anderen ihre Kegel wiedersuchen, haben aber keinen gefunden.

Nach Zeller.

Rübezahls Testament.

Als in einer Stadt im Gebirge einmal Jahrmarkt war, fand sich Rübezahl wie andere Krämer mit einem Schubkarren, auf dem ein Kasten stand, ein, betrat ein Wirtshaus und forderte sich ein eigenes Kämmerchen, in welchem er seine Sachen vor Dieben sichern könnte. Nachdem er nun ein bis zwei Tage darin gewesen war, stellte er sich schwer krank, ließ den Wirt und die Wirtin zu sich kommen, gab ihnen den Schlüssel zu seinem Kasten und forderte sie auf, die Sachen darin zu beschauen, ob ein Schaden daran geschehen sei. Zu ihrer großen Verwunderung fanden sie darin viel Geld, silberne Löffel und

Becher sowie schöne seidene Waren. Als er gewahr wurde, daß ihnen die Sachen wohlgefielen, sprach er: Nach aller menschlichen Berechnung ist meine Todesstunde gekommen, und da ich weder Weib noch Kind, noch andere Anverwandte habe, so ist es meine größte Sorge, daß ich ehrlich zur Erde bestattet werde!

Wenn Ihr mir von Euern Sachen etwas vermacht, antwortete der Wirt, so will ich Euch aufs ehrenvollste begraben lassen!

Rübezahl befiehlt ihm, die fünfzig Dukaten, die obenauf lagen, herauszunehmen und zu seinem Begräbnisse zu verwenden. Kaum hat der Wirt den Kasten wieder geschlossen, so thut Rübezahl einen gellenden Schrei und stirbt. Erschrocken tritt der Wirt mit seiner Frau an das Bett, sieht den toten Mann und sorgt nun so schnell wie möglich für das gewünschte gute Begräbnis, indem er den Leuten sagt, es wäre sein lieber Freund gewesen. Als nun alle Totengebräuche verrichtet sind und der Sarg ins Grab hinabgelassen werden soll, um verscharrt zu werden, hebt der Tote plötzlich an zu singen:

So lasset mich nun hier schlafen
Und gehet heim Eure Straßen,
Ich weiß, daß ich werd' eher aufsteh'n,
Als die mit mir zu Grabe geh'n!

Als dies die Totengräber hören, laufen sie davon und das ganze Leichengefolge ihnen nach. Der Rat, welcher sofort benachrichtigt wird, läßt den Sarg öffnen, und was findet man darin? Einen verwesenden Hundeleib, und niemand kann sagen, wie dies zugegangen ist. Der Wirt nimmt nach dem Leichenbegängnis den Schlüssel, schließt den Kasten auf und hofft, einen großen Schatz zu finden, doch lagen nur alte Hundeknochen und Schweineborsten darin.

Nach Zeller.

Der vertauschte Spieß.

Einst zog ein Wandersmann über das Riesengebirge. In seiner Hand führte er einen guten Spieß, welcher stark und fest, dazu leicht zu handhaben war; auf ihn hoffte er sich bei der Wanderung stützen, mit ihm auch bequem über Pfützen und Gräben hinwegsetzen zu können. Darin hatte er sich freilich getäuscht. Als er mit dem Spieß über angesammeltes Regenwasser hinwegspringen will, bricht derselbe mitten entzwei, und mit trüber Miene beklagt er, seine Stütze verloren zu haben. Da steht plötzlich Rübezahl unerkannt neben ihm und fragt: Was fehlt Euch, lieber Mann, daß Ihr so kläglich thut? — Ach, warum soll ich nicht klagen? antwortet jener. Mit diesem Spieße glaubte ich über eine Mauer springen zu können, und nun ist mir der Bettel in Stücke gegangen!

Darüber könnt Ihr Euch leicht zufriedengeben, spricht Rübezahl; ist doch noch Holz genug im Walde, daraus sich treffliche Spieße fertigen lassen; ich will Euch einen verschaffen, der ebenso gut sein soll wie der erste.

Flugs trat er abseits ins Gebüsch, zog einen guten Spieß hervor, reichte ihn dem Wandersmanne dar und sprach: Seht da, lieber Mann, hier habt Ihr einen Ersatz für Euern Spieß, und nun macht Euch geschwinde fort; ich weiß, es wird Euch nicht gereuen! — Damit war er vor den Augen des Reisenden verschwunden. Dieser machte sich denn auch mit dem neuen Spieße von dannen; aber als er so wanderte, wurde ihm der neue Spieß schwerer und schwerer, so daß er ihn nicht mehr zum Stützen verwenden konnte, sondern auf seiner Schulter tragen mußte. Doch auch dies half ihm wenig, denn die Last wurde immer noch schwerer, und endlich konnte er den Spieß nicht einmal mit beiden Händen weiter fortschleppen. Da wurde er

ungeduldig, wünschte die Stange zu allen Henkern, warf sie von sich und ging leer weiter. Zu seiner Freude wurde er in einem Grunde des Gebirges seines ersten Spießes gewahr, ergriff ihn und wanderte damit zufrieden aus dem Gebirge heraus. Er würde nicht so fröhlich gewesen sein, wenn er gewußt hätte, daß der Spieß, welchen er von sich gestoßen, nur deshalb ein so schweres Gewicht angenommen hatte, weil er zu lauterm Golde geworden war. Das große Glück, welches ihm der Rübezahl zugedacht, hatte er nun leichtfertig verscherzt. Nach Zeller.

Der Helfer in der Not.

Einem Bauer in der Nähe von Reichenberg hatte ein böser Nachbar durch einen hinterlistigen Prozeß Hab und Gut abgenommen, und nachdem sich das Gericht seiner letzten Kuh bemächtigt, blieb ihm nichts übrig als ein abgehärmtes Weib und ein halbes Dutzend hungernder Kinder. Zwar gehörte ihm noch ein Paar rüstiger, gesunder Arme, aber sie waren nicht hinreichend, ihn und die Seinigen damit zu ernähren. Es schnitt ihm ins Herz, wenn die Kinder nach Brot schrieen und er nichts hatte, um ihren quälenden Hunger zu stillen. Mit hundert Thalern, sprach er zu seinem kummervollen Weibe, wäre uns geholfen, unseren zerrütteten Haushalt wieder einzurichten und fern von dem streitsüchtigen Nachbar ein neues Eigentum zu gewinnen. Ich will zu Deinen reichen Vettern jenseits des Gebirges wandern und ihnen unsere Not klagen; vielleicht erbarmt sich einer und leiht uns auf Zinsen, soviel wir bedürfen.

Das niedergedrückte Weib willigte in diesen Vorschlag ein, weil sie keinen besseren wußte, und am nächsten Morgen steckte

der Mann eine harte Brotrinde in die Tasche und zog von dannen. Ganz ermattet von der Hitze des Tages und dem weiten Wege langte er abends in dem Dorfe seiner reichen Vettern an; aber keiner wollte ihn kennen, keiner ihn beherbergen, ja sie kränkten ihn obendrein mit Vorwürfen und beleidigenden Sprichwörtern. Einer sprach: Junges Blut, spar dein Gut; der andere: Hoffart kommt vor dem Fall; der dritte: Wie du's treibst, so geht's; der vierte: Jeder ist seines Glückes Schmied. Dabei schimpften sie ihn einen Faulenzer und stießen ihn zur Thür hinaus.

Stumm und traurig schlich der arme Bauer von dannen und mußte, da er kein Geld für die Herberge hatte, in einem Heuschober übernachten. Hier erwartete er schlaflos den Morgen, um den Heimweg anzutreten. Er war der Verzweiflung nahe. Die letzte Hoffnung war ihm fehlgeschlagen; er hatte zwei Tage Arbeitslohn verloren und sollte nun, matt und entkräftet von Gram und Hunger, ohne jeden Trost die Seinigen wieder aufsuchen. Wenn du nun heimkehrst — dachte er — und die sechs kleinen Kinder dich um einen Bissen Brot anflehen, Vaterherz! wie kannst du's ertragen? Da kam ihm plötzlich der Einfall, den Geist des Gebirges um Hilfe zu bitten. Er hatte viel abenteuerliche Geschichten von ihm gehört, wie er die Reisenden getäuscht und gehudelt, doch ihnen mitunter auch Gutes erwiesen habe. Es war ihm nicht unbekannt, daß derselbe sich nicht ungestraft bei seinem Spottnamen rufen lasse; da er jedoch keinen andern Namen kannte, so wagte er es, auf die Gefahr hin, Prügel zu bekommen, und rief, so laut er konnte: Rübezahl! Rübezahl!

Alsbald erschien eine Gestalt gleich einem rußigen Köhler mit einem fuchsroten Barte, der bis an den Gürtel herabreichte, mit feurigen, stieren Augen und mit einer Schürstange bewaffnet, gleich einem Weberbaume. Trotzdem sprach der Bauer ganz un-

erschrocken: Verzeiht, Herr Rübezahl, wenn ich Euch nicht recht tituliere; hört mich nur an, dann thut, was Euch gefällt. Diese dreiste Rede und die kummervolle Miene des Mannes, die nicht auf Mutwillen deutete, besänftigten den Zorn des Geistes ein wenig. Erdenwurm, sprach er, was treibt Dich, mich zu beunruhigen? Weißt Du auch, daß Du mir mit Hals und Haut wirst büßen müssen? Herr, antwortete der Bauer, ich habe nichts mehr zu verlieren; die Not treibt mich zu Euch. Ich bitte Euch, leiht mir hundert Thaler, ich zahle sie mit landesüblichen Zinsen in drei Jahren wieder, so wahr ich ehrlich bin.

Hierauf erzählte er dem Geiste ausführlich seine Geschichte und schilderte sein Elend so ergreifend, daß Rübezahl gerührt wurde. Auch war er des guten Zutrauens halber geneigt, die Bitte zu erfüllen. So führte er ihn denn waldeinwärts in ein abgelegenes Thal zu einem Felsen, dessen Fuß ein dichter Busch bedeckte. Mühsam arbeiteten sie sich hindurch und gelangten zum Eingange einer finsteren Höhle. Ein kalter Schauer lief dem Bauer den Rücken hinab, und seine Haare sträubten sich, als er da im Dunkeln tappen mußte; denn er gedachte mit Grausen, wie manchen der Rübezahl schon betrogen hatte. Doch bald sah er zu seinem Troste in der Ferne ein Flämmchen, das Berggewölbe erweiterte sich, und in einer großen Halle gewahrte er eine Braupfanne voll harter Thaler. Nimm, sprach der Geist, soviel Du bedarfst, und stelle mir dann einen Schuldschein aus.

Der Bauer zählte sich gewissenhaft die hundert Thaler zu und schrieb seinen Schuldschein. Der Geist schloß den Schuldschein in einen Kasten und sagte zum Abschied: Zieh hin, mein Freund, und nütze Dein Geld mit arbeitsamer Hand. Vergiß aber nicht, daß Du mein Schuldner bist, und merke Dir den Eingang in diese Felsenkluft genau. Am Ende des dritten Jahres zahlst Du mir Kapital und Zinsen zurück; ich bin ein

strenger Gläubiger. Der Bauer versprach alles und zog mit vielen Dankesworten von dannen.

Freudig und an allen Gliedern gestärkt, schritt er seiner Wohnung zu und trat, als der Tag sich zu neigen begann, in seine elende Hütte. Alsbald umringten ihn die abgezehrten Kinder und schrieen wie aus einem Munde: Brot, Vater, einen Bissen Brot! Das abgehärmte Weib saß in einem Winkel und fürchtete kleinmütig das Schlimmste. Er aber bot ihr freudig die Hand und befahl ihr, Feuer anzuschüren; denn er trug Grütze und Hirse aus Reichenberg im Zwerchsack, davon die Mutter einen steifen Brei kochen mußte, daß der Löffel darin stand. Dann erzählte er, um seine Frau nicht zu beschämen, ihre Vettern hätten ihm reichlich geholfen. Da war die Frau des Ruhmes ihrer Vettern voll und bedauerte nur, daß sie nicht eher vor die rechte Schmiede gegangen wären. Vor der rechten Schmiede, antwortete der Bauer, sei ihm auch die weise Lehre gegeben, jeder sei seines Glückes Schmied, und man müsse das Eisen schmieden, dieweil es heiß sei. Darum, fuhr er fort, laß uns nun die Hände rühren und unser Geld redlich nützen!

Darauf kaufte er einen Acker und eine Wiese und allmählich eine ganze Hufe. Es war ein Segen in Rübezahls Gelde, als wenn ein Heckethaler darunter wäre. Der Bauer säete und erntete und galt bald als ein wohlhabender Mann im Dorfe. Im dritten Sommer hatte er schon zu seiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihm viel einbrachte, kurz, ihm gedieh alles zum Glücke.

Endlich kam der Zahlungstermin heran, und unser Bauer hatte so viel erübrigt, daß er bequem seine Schuld abtragen konnte. Er legte das Geld zurecht, weckte am bestimmten Tage sein Weib in aller Frühe, hieß sie die Kinder waschen und kämmen und ihnen die Sonntagskleider anziehen. Er selbst holte seinen Abendmahlsrock hervor und rief zum Fenster hinaus: Johann, spann an!

Mann, was hast Du denn vor? fragte die Frau; er aber antwortete: Ich will heute mit Euch die reichen Vettern besuchen und meine Schuld abzahlen, denn es ist heute Zahltag! Da putzte sie sich und die Kinder stattlich heraus; alle stiegen fröhlich in den Wagen; der Bauer nahm den Geldsack, Johann peitschte auf die Pferde, und mutig trabten die vier Hengste dem Riesengebirge zu.

Vor einem steilen Hohlweg stieg er mit der Frau und den Kindern aus dem Wagen und befahl dem Knechte, langsam weiter zu fahren und oben bei den drei Linden auf ihn zu warten. Dann führte er die Seinigen auf einem engen Fußwege in den Wald hinein und redete, als er am Ziele war, also: Du denkst, liebes Weib, daß wir zu Deiner Freundschaft ziehen; aber Deine reichen Vettern sind Knauser und Schurken, die mich in meiner Armut gehöhnt und mit Übermut von sich gestoßen haben. Hier wohnt unser Wohlthäter, der Herr vom Gebirge, Rübezahl, und auf heute hat er mich herbestellt, um ihm Kapital und Zinsen wiederzuerstatten! — Als sich Weib und Kinder entsetzten, da sie den Rübezahl als einen scheußlichen Riesen und Menschenfresser ansahen, erzählte ihnen der Vater sein ganzes Abenteuer und pries die Mildthätigkeit des Berggeistes mit so dankbarem Herzen und so inniger Rührung, daß ihm die warmen Thränen über die Backen herabliefen. Verzieht hier, fuhr er fort, ich gehe jetzt in die Höhle, mein Geschäft auszurichten. Fürchtet nichts, ich werde nicht lange fortbleiben, und wenn ich's vom Gebirgsherrn erlangen kann, so bringe ich ihn zu Euch. Dann scheuet Euch nicht, Euerm Wohlthäter treuherzig die Hand zu schütteln, wenn sie auch rußig ist, er thut Euch nichts zuleide und freut sich gewiß seiner guten That und unseres Dankes!

Er wendete sich nun dem dicht verwachsenen Busche zu und gelangte zu dem wohlbekannten Felsen. Obwohl nun aber alle Merkzeichen der Gegend, die er genau seinem Gedächtnisse

eingeprägt hatte, stimmten, so war doch von einer Höhle keine Spur mehr vorhanden. Vergeblich versuchte er auf alle Weise, sich Eingang in den Berg zu verschaffen, klopfte mit einem Steine an den Felsen, klingelte mit den harten Thalern seines Geldsackes und rief, so laut er nur konnte: Geist des Gebirges, nimm hin, was Dein ist!

Doch der Geist ließ sich weder hören, noch sehen. Also mußte sich der ehrliche Schuldner entschließen, mit seinem Gelde wieder umzukehren. Als er wieder zu den Seinen zurückgekommen war, setzte er sich mit ihnen auf einen Rasenrain und überlegte kummervoll, was nun zu thun sei. Da fiel ihm ein, den Geist bei seinem Ekelnamen zu rufen; wenn's ihn verdrießt, dachte er, so mag er mich bleuen und zupfen, soviel er will, wenigstens wird er auf meinen Ruf gewiß hören!

Darauf schrie er mit aller Kraft: Rübezahl! Rübezahl! Plötzlich drängte sich der jüngste Bube an die Mutter heran und schrie bänglich: Ach, der schwarze Mann! Dort lauscht er hinter jenem Baume hervor! Alle Kinder krochen in einen Haufen zusammen und bebten vor Furcht, auch die Mutter machte ein furchtsames Gesicht; der Vater aber sah nichts, soviel er auch hinblicken mochte, und trotz allen Rufens kam Rübezahl nicht zum Vorschein.

So mußte denn die Familie den Rückweg antreten, und der Vater ging ganz schwermütig vor den Seinigen her. Da erhob sich plötzlich vom Walde ein leichtes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das Laub der Espen zitterte, und als der Wind näher kam, schüttelte er auch die ausgebreiteten Äste der Steineichen, wühlte das Laub und die Grashalme auf und kräuselte im Wege kleine Staubwolken empor. Da wurde unter dem dürren Laube ein Blatt Papier über den Weg geweht, auf welches der jüngste Knabe Jagd machte. Als er es nicht anders erreichen konnte, warf er

seinen Hut danach, der's endlich bedeckte. Er brachte den Fund seinem Vater, und dieser nahm das zusammengerollte Papier, um zu sehen, was es wäre. Siehe, da fand sich, daß es der Schuldschein war, welchen er dem Berggeist ausgestellt hatte, und das Papier war von oben zerrissen, und unten stand geschrieben: „Zu Dank bezahlt!"

Als das der Bauer inne ward, geriet er in die tiefste Rührung und rief mit freudigem Entzücken: Freue Dich, liebes Weib, und Ihr Kinder, freuet Euch mit uns; er hat uns gesehen und unsern Dank vernommen; unser guter Wohlthäter hat uns unsichtbar umschwebt und weiß, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Meiner Zusage bin ich quitt und ledig, und mit frohem Herzen können wir heimkehren.

Nachdem sie viele Freudenthränen vergossen hatten, bestiegen sie wieder ihr Fuhrwerk, und nun schlug die Frau vor, daß sie ihre Freundschaft besuchen und durch ihren Wohlstand die filzigen Vettern beschämen wollten. So rollten sie denn frisch den Berg hinab und hielten am Abend an demselben Bauernhofe an, aus welchem der Vater vor drei Jahren hinausgejagt worden war. Auf das Pochen aber kam ein ganz unbekannter Mann zum Vorschein, der gar nicht zur Freundschaft gehörte. Von diesem erfuhr man, daß die reichen Vettern abgewirtschaftet hatten. Der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davongegangen, und niemand wurde mehr in der Gemeinde gefunden. Die Familie übernachtete nun bei dem gastfreien Hauswirt, der ihnen das alles weitläufig erzählte; tags darauf kehrten sie in ihre Heimat und an ihre Geschäfte zurück, nahmen auch ferner an Reichtum und Gütern zu und waren als rechtliche, fleißige und wohlthätige Leute in der ganzen Gegend geachtet.

Nach Musäus.

26. Salzbrunn.

Über die Entdeckung der Heilquelle in Salzbrunn wird folgende Sage erzählt:

In jener Gegend, wo sich jetzt die berühmte Heilquelle von Salzbrunn befindet, lebte am Ende des 17. Jahrhunderts ein armer Weber. Mit einer großen Familie bewohnte er ein kleines Häuschen, arbeitete fleißig und war zufriedenen Sinnes. Wem Gott Kinder giebt, pflegte er zu sagen, dem hilft er sie auch ernähren, und wo der Herr ein Unglück sendet, da schickt er auch hinterdrein einen Freund, der es ertragen hilft! Und dies schien auch wahr zu sein, denn alles, was er unternahm, das ging ihm leicht von statten, und der göttliche Segen schien auf seinen Arbeiten zu ruhen, weil er sie mit frohem Herzen vollführte.

So hatte er es glücklich dahin gebracht, daß er seine Hütte schuldenfrei besaß, und das Innere derselben schloß einen Reichtum ein, den mancher Große entbehrte: ein gutes Weib, wohlgeartete Kinder, Reinlichkeit, Arbeitsamkeit und ein zufriedenes Herz, welches dies alles dankbar anerkannte.

Ohne Zweifel würde sich der Weber bald zu einer gewissen Freiheit von Nahrungssorgen emporgearbeitet haben, wenn ihn nicht der Himmel mit einem Unglück heimgesucht hätte, das seine Standhaftigkeit auf eine harte Probe stellte. Sein Körper wurde mit bösen Geschwüren bedeckt, und als dieselben zurücktraten, setzten sie sich an den Füßen fest, so daß der arme Mann an der Betreibung seines Handwerks gehindert wurde. Wiewohl ihn nun seine treue Hausfrau sorgsam pflegte und die Kinder ihn durch Zeichen der Liebe erfreuten, blieb doch das Übel ungehoben, und bald erreichte die Not der Familie den höchsten Grad. Seufzend legte sich der Kranke des Nachts auf sein Bett,

seufzend und sorgenvoll sah er die Morgenröte kommen, denn er wußte, daß den Seinigen zwei fleißige Hände fehlten, um das tägliche Brot zu verdienen. So litt der Unglückliche viele Jahre, und vergeblich wurden alle Mittel versucht, welche ihm von Ärzten oder Freunden angeraten wurden. Die Familie war in tiefe Armut versunken, und die Hütte, in welcher sonst die Zufriedenheit wohnte, war jetzt die Stätte der Klagen und der bittersten Thränen. Mehr und mehr war die Schuldenlast gewachsen, und hartherzige Gläubiger raubten den Elenden endlich auch das Obdach.

Auf die Nachricht, daß sie in wenigen Wochen ihre Hütte verlassen sollten, erfüllten Mutter und Kinder dieselbe mit Wehklagen; aber der Weber erhielt grade durch diesen letzten schweren Schlag die frühere Seelenstärke zurück. Mit Festigkeit hörte er die Unglücksbotschaft an und überdachte dann mit Ruhe sein verflossenes Leben. Aber da fand er in dessen ganzem Verlaufe keine Schuld. Am Abende, als die Kleinen in süßem Schlummer auf ihrem Stroh lagen, sprach er sanft: Liebes Weib, warum so kleinmütig? Lebt denn nicht der alte Gott noch, der uns vormals so wohlgethan hat? Durch Trübsal muß der Fromme zur Glückseligkeit eingehen! Ich weiß, daß an unseren Händen kein unrecht Gut klebt, die letzte Leidensbotschaft hat mich nicht gebeugt, sie hat mich vielmehr wunderbar erhoben. Ich fühle in mir neue Kraft und will mit Standhaftigkeit ertragen, was Gott über mich verhängt hat!

Die Frau weinte stille Thränen in die Dunkelheit der Nacht hinein, und als sie endlich ihr Lager aufsuchte an der Seite des Hartgeprüften, da war er sanft entschlummert, und beim Schein des Mondes sah sie, daß ein mildes Lächeln auf seinem Antlitze schwebte. Am Morgen war sie schon längst erwacht, als der Kranke noch ebenso sanft schlummerte wie am Abend. Halb freudig, halb ängstlich belauschte die gute Frau den Schlaf ihres

Gatten, denn jahrelang hatte er sich eines ähnlichen nicht erfreut.

Endlich erwachte er und blickte staunend, doch mit erheitertem Antlitze um sich. Ich weiß nicht, liebes Weib, sprach er mild, wie mir zu Mute ist! Der erquickende Schlaf, den mir Gott diese Nacht geschenkt hat, die Heiterkeit, welche meine Seele erfüllt, und dazu der wunderbare Traum! — Ja, liebe Frau, den wunderbaren Traum muß ich Dir erzählen: Es war am Tage vor dem Auszuge aus diesem Hause, in welchem wir früher so glücklich gelebt haben, da bat ich Dich, mich in den Garten zu führen, damit ich nochmals im Schatten unsers großen Birnbaums sitzen könnte. Du machtest mir dort ein Lager von frischem Moos zurecht, setztest mich darauf und ich konnte mich der milden Luft und der Strahlen der scheidenden Sonne erfreuen. Ich lehnte mich mit meinem Rücken an den Stamm des Baumes, und meine Gedanken erhoben sich in einem Gebete zu Gott um Segen und Wohlergehen für Euch. Da schien sich plötzlich der Glanz des Abends durch die Zweige zu mir heranzubewegen, milder und schöner als sonst, und eine herrliche Jünglingsgestalt, von himmlischem Glanze umwoben, trat daraus hervor. Freundlich reichte mir die himmlische Erscheinung die Hand und sprach: Sei getrost, Dein Glaube hat vor Gott Gnade gefunden; Deine Leiden sollen gebannt werden. Sobald die Strahlen der Sonne über die Berge wieder emporsteigen, stehe von Deinem Lager auf, ergreife Hacke und Schaufel und laß Dich in Deinen Garten führen. Da, wo der Salzbach, seinen Lauf verändernd, sich gen Mitternacht wendet, schlage mit Deiner Hacke in die Erde, und Du wirst eine Quelle hervorzaubern, die für Dich eine Quelle des Lebens wird. Tauche Deine Füße hinein, und Du wirst genesen! . . . Mit diesen Worten zerfloß die Gestalt vor meinen Augen, und mit ihr war auch der Traum zerronnen. — Und nun, liebe Frau, wecke

die Kinder; sie sollen mit uns vereint ihre Hände zum Himmel emporheben und dem lieben Gott für die Wohlthat, die er mir erweisen will, danken. Dann will ich hinaus und sehen, ob mir der Traum wahr geraten hat!

Freudig sprang die gute Frau nach der Kammer und holte die Kinder herein. Alle beteten mit heißer Inbrunst, dann führte die Gattin den gestärkten Gatten hinaus in den Garten. Nur wenige Hiebe waren an der bezeichneten Stelle nötig, um das tiefer liegende Gestein von der Erdhülle zu befreien, siehe, da sprang hell und klar ein starker Quell dem freudig erregten Paare entgegen, die erste Hälfte des Traumes war also erfüllt; wie hätten sie an der zweiten zweifeln sollen? Vereint gruben beide ein Becken in die Erde, und noch an demselben Tage tauchte der arme Kranke seine Füße in die linde Flut. Mit jedem Tage, an welchem er dies Bad wiederholte, verbesserte sich sein Zustand, und nach wenigen Wochen sah er sich von seinem Leiden völlig geheilt.

Nun schritt er wieder rüstig zur Arbeit, und in wenigen Jahren segnete ihn Gott derartig, daß er, von seinen drückenden Schulden befreit, sich wieder im ungestörten Besitze seiner Hütte befand und dort fröhlich mit seinem Weibe die Kinder zur Tugend und Arbeitsamkeit erziehen konnte. — Seit dieser Zeit heißt jener Quell der Heilborn und ist nicht wieder versiegt. Allen denen, welche an ihm Genesung suchen, ruft seitdem sein sanftes Gemurmel zu: Dulde und hoffe! Nach Mosch.

27. Vom Gröditzberge.

Der in einem schönen Thale zwischen Löwenberg, Bunzlau, Haynau und Goldberg emporragende Gröditzberg hat schon in alter Zeit eine Burg getragen, die im Dreißigjährigen Kriege zerstört, aber im vorigen Jahrhundert wieder erneuert worden ist. An diese Burg knüpft sich unter anderen folgende Sage:

Seit dem 13. Jahrhundert ließ sich dort eine Ahnfrau sehen; sie trug ein schwarzes Gewand und auf der Brust ein großes silbernes Kreuz; lange schwarze Haare wallten über ihren Nacken herab. Sie beschützte tugendhafte Bewohner der Burg und that vielem Unrecht Einhalt. Mit dem Kreuze selbst aber konnte sie sofort unterscheiden, mit wem sie es zu thun hatte. Stand sie vor einem frommen und tugendhaften Menschen, so blieb das Kreuz rein und blank; vor gottlosen aber lief es an und verdunkelte sich bis zum tiefsten Schwarz.

Einst hatte der Burggraf von Gröditzburg seine einzige Tochter an den wüsten Ritter Botho von Strumbach auf der Geiersburg verlobt, obwohl dieselbe einen andern liebte. Schon nahte der Tag der verhaßten Trauung, da stand plötzlich die Ahnfrau mit dem silbernen Kreuz vor der in Thränen gebadeten unglücklichen Braut, befahl ihr, zu folgen, und führte sie, allen unsichtbar, durch einen geheimen Gang bis an die Mauer des Kirchhofes, befahl ihr dieselbe zu übersteigen und brachte sie mit Hilfe eines weiten Mantels, der sich beim Hinabspringen wie ein Fallschirm ausbreitete, unversehrt auf die andere Seite hinab, von wo sie dann auf den Gockenberg entrann. Leider aber ward sie von den Verfolgern bald entdeckt, zurückgebracht und zur Strafe in das tiefe Burgverließ geworfen. Allein auch von hier entführte die Ahnfrau sie wieder, da sich vor derselben

alle Thüren und Schlösser öffneten, und brachte sie zu einem alten Einsiedler in den Hanwald bei Goldberg, wo sie so lange versteckt blieb, bis es ihrem Geliebten gelang, mit Hilfe seiner Freunde die Geiersburg zu erobern. Den Raubritter Botho selbst vermochten sie aber nicht zu fangen, denn diesen hatte während des Kampfes der Teufel, dem er sich verschrieben, in eigener Person geholt.

Das Burgfräulein wurde nun mit ihrem Geliebten vermählt, denn ihr Vater hatte endlich seine Einwilligung dazu gegeben. Am Hochzeitstage erschien der Neuvermählten die Ahnfrau wieder und schenkte ihr das silberne Kreuz mit dem Bemerken, daß es auch in ihrem Besitze seine früheren Eigenschaften behalten werde. Bis zum Dreißigjährigen Kriege soll es in jener Familie verblieben sein und seinen Besitzerinnen stets Ehre und Glück gebracht haben, bis es im wilden Kriegsgetümmel verloren ging. Nach Bergemann.

28. Der Totentanz zu Neiße.

In der Stadt Neiße starb ein alter Sackpfeifer und bat vor seinem Ende, daß sein alter Dudelsack neben seinem Körper in den Sarg gelegt werde. Das wurde ihm um so leichter bewilligt, weil ihm dieses Instrument seinen Unterhalt gegeben hatte, anderen Lebenden aber nicht den geringsten Nutzen verschaffen konnte. Nachdem der Sackpfeifer begraben war, sah der Türmer gegen Mitternacht folgende wundersame Begebenheit:

Das Grab jenes Mannes öffnete sich von selbst; er stieg mit seinem Dudelsacke heraus und hub an, allerhand Stücke zu spielen. Noch nicht lange hatte die Musik gewährt, als sich auch andere Gräber öffneten, aus welchen Manns- und Weibs-

personen, junge und alte, große und kleine, hervorkamen, sich in Reihen aufstellten und miteinander herumzutanzen begannen, bis endlich die Uhr zwölf schlug. Da verkroch sich alsbald der Sackpfeifer mit seiner ganzen Gesellschaft in die unterirdischen Wohnungen. Am folgenden Tage wurden die Gräber in ihrer früheren Beschaffenheit gefunden, und es zeigte sich an denselben nicht die geringste Veränderung. Natürlich wollte kein Mensch dem Türmer seine Erzählung glauben, obgleich er sie mit einem feierlichen Eide zu bekräftigen suchte. Dagegen fanden sich vorwitzige Leute genug, welche die Sache selbst in Augenschein nehmen wollten und kaum die Mitternachtstunde erwarten konnten, um ihre Neugierde zu befriedigen. Zwar erreichten diese ihren Zweck, aber der Ausgang war ihnen wenig erwünscht. Der ganze Schwarm jener tanzenden Gesellschaft schwenkte sich auf einmal und ging auf die vorwitzigen Zuschauer los. Weil nun aber keiner die Ankunft der Gespenster erwarten wollte und viele vor Schrecken und plötzlicher Ohnmacht ihre Hausthür nicht erreichen konnten, so fand man bei Tagesanbruch nicht nur eine Anzahl halbtot auf der Gasse liegend, sondern einige mußten auch ihren Vorwitz mit dem Leben bezahlen.

Da sich unterdessen der Totentanz alle Nächte fortsetzte, geriet die Geistlichkeit in große Verwirrung, indem sie nicht wußte, durch welche Mittel diesem gespenstigen Treiben ein Ende gemacht werden könnte. Um das Weihwasser desto kräftiger zu machen, wurde es mit einem starken Salzzusatz versehen, und damit wurden alle Gräber reichlich besprengt, auch wurden alle möglichen Beschwörungsformeln in Anwendung gebracht, allein der Totentanz hatte ungestört seinen Fortgang. Ebenso erwies sich ein starkes Beräuchern der Gräber mit Weihrauch als unwirksam. Auf den Rat mehrerer Universitäten wurde endlich beschlossen, die verdächtigen Körper aus dem Grabe zu nehmen,

ihnen einen Schlehdorn durchs Herz zu stoßen und ihre Köpfe mit einem Grabscheit von dem Körper zu trennen, diejenigen von ihnen aber, welche alsdann frisches Blut von sich geben würden, insgesamt zu verbrennen. Hierzu war's natürlich nötig, alle Gräber ohne Unterschied zu öffnen, um die besagte Probe vorzunehmen, doch soll durch dieses Mittel der Totentanz sein Ende erreicht haben.

Nach Seiler.

29. Die Kapelle auf der Galgengasse in Görlitz.

Georg Emmerich, der 1483 seinem gleichnamigen Vater als Bürgermeister von Görlitz folgte, mußte in jüngeren Jahren zur Strafe für schwere Vergehungen nach Jerusalem pilgern, und nach seiner Rückkehr hat er in seiner Vaterstadt das heilige Grab genau nachbilden lassen, zu welchem Zwecke er sogar ein zweites Mal nach Palästina gezogen ist. Als er wieder heimkehrte, soll sich folgendes zugetragen haben:

Er sandte von Jerusalem zwei Diener voraus, welche seine Ankunft melden sollten. Einer derselben war ein böser Mensch und fiel plötzlich über seinen Kameraden, der die Kostbarkeiten seines Herrn bei sich trug, her, um sich in den Besitz derselben zu setzen. Allein dieser war sehr viel stärker als er, und so kam es, daß er selbst die Flucht ergreifen mußte. Spornstreichs eilte er nach Görlitz, zeigte dort die Wunden, die er bei jenem Überfall bekommen hatte, vor und erzählte, der andere Knecht habe unterwegs Herrn Emmerich erschlagen, um sich dessen Kleinodien anzueignen; er selbst aber, der seinen Herrn verteidigt, sei nur mit Mühe dem Tode entronnen und hierher geeilt, damit der Verbrecher seine gerechte Strafe empfange. Da sandte der Rat dem andern Diener Schar-

wächter entgegen, die ihn unterwegs gefangennahmen und nach Görlitz führten. Vor Gericht gestellt, konnte er sich natürlich über den Besitz der bei ihm gefundenen Kostbarkeiten seinem Ankläger gegenüber nicht gut rechtfertigen, man machte daher mit ihm wenig Umstände, verurteilte ihn zum Tode und führte ihn schon am nächsten Tage unter großem Volkszulauf zum Nikolaithore hinaus auf den Richtplatz.

Unterdessen war auch Herr Emmerich in die Nähe von Görlitz gekommen, und als er sich auf der Höhe hinter Reichenbach befand, hörte er plötzlich Glockengeläut. Von Leuten, die ihm aus der Stadt entgegenkamen, erfuhr er auf seine Frage, man führe soeben seinen Diener als seinen angeblichen Mörder zum Galgen. Da stieß er seinem Pferde die Sporen in die Seiten und jagte in fieberhafter Hast der Stadt zu. Endlich brach das Pferd unter ihm zusammen; einige Leute hatten jedoch bereits in ihm den totgeglaubten Emmerich wiedererkannt, und gerade noch im letzten Augenblicke gelangte die Nachricht von seiner Rückkunft zu dem traurigen Zuge. Sofort mußte der falsche Ankläger die Stelle des unschuldigen Dieners einnehmen, und bald hing er an demselben Galgen, der für diesen bestimmt gewesen war. Da, wo ihm sein Pferd zusammengebrochen war, ließ Emmerich eine Kapelle errichten, eine bildliche Darstellung der Begebenheit aber in der Klosterkirche aufhängen, von wo sie indes schon seit längerer Zeit weggekommen ist.

Nach Haupt.

30. Von der Landskrone bei Görlitz.

Eine Stunde von Görlitz erhebt sich die Landskrone, ein hoher Berg mit zwei Gipfeln, von welchem man eine schöne Aussicht hat. Einst soll auf jedem der Gipfel ein stattliches Schloß gestanden haben, wovon nur noch wenige Spuren vorhanden sind.

Von diesem Berge werden mancherlei Sagen erzählt, namentlich sollen dort oben große Schätze verborgen sein, deren Hebung noch nicht gelungen ist.

Es war am Ende des 16. Jahrhunderts, als Jakob Böhme, der Sohn eines Landmannes in Alt-Seidenberg, in der Nähe von Görlitz bei einem wohlhabenden Bauer Hirtenstelle versah und seine Herde mit Vorliebe in der Nähe der Landskrone weidete. Er war ein träumerischer Knabe, der in tiefen Gedanken leicht vom Wege und von den Plätzen, wo sein Vieh geweidet werden sollte, abkam, wie er sich denn überhaupt gern aus der Nähe der Menschen in das Dickicht des Waldes zurückzuziehen pflegte. Wieder einmal hatte er seine Herde vergessen, war über bemooste Felsen hinweggeklettert und kam so durch dichte Farnkräuter hindurch ganz auf die Höhe des Berges. Plötzlich fiel ihm ein, daß er wieder zu seinen Tieren zurück müsse; er trat daher eilig seinen Abstieg an. Beim Herabklettern befand er sich auf einmal an einer Öffnung des Berges, von welcher er noch nie etwas gesehen oder gehört hatte. Ringsum befand sich dichtes Gestrüpp, und das Eindringen war nicht leicht; doch schimmerten vor der Höhle die roten Steine dem Knaben so lockend entgegen, daß er den Versuch wagte, in das geheimnisvolle Innere einzudringen, was ihm auch nach einiger Mühe gelang. Wie erstaunte er aber, als er beim Eintritt auf eine Bütte stieß, deren Inhalt sich bei genauerer Betrachtung als

lauteres Gold erwies. Anfangs starrte der Knabe regungslos auf den kostbaren Schatz, dessen kleinster Teil hingereicht haben würde, ihn und seine armen Eltern zu wohlhabenden Leuten zu machen. Schon streckte er die Hände nach der Bütte aus, da fielen ihm auf einmal alle die Spukgeschichten ein, die er als Kind von Berggeistern und Kobolden gehört hatte. Eilends stürzte er aus der gefährlichen Nähe des verlockenden Goldes fort, drängte sich blindlings durch die hemmenden Sträucher, welche sich an seine Kleider anhakten und diese zerrissen, und lief hastigen Schrittes den Berg hinab. Froh, der drohenden Gefahr entgangen zu sein, erreichte er endlich wieder seine ruhig weidende Herde. Wohl erzählte er sein Abenteuer zu Hause, wohl versuchten andere, den Schatz zu heben, allein sie kehrten stets fruchtlos zurück, und keiner hat den Eingang zu der verzauberten Höhle wiedergefunden.

Nachmals hat jener Jakob Böhme seinen Wohnsitz in Görlitz genommen und ist, obgleich er nur das Schuhmacherhandwerk erlernt hatte, durch philosophische Schriften berühmt geworden.

Nach Haupt.

Sagen aus der Provinz Posen.

1. Das Bernhardinerkloster in Bromberg.

Im Anfang des 15. Jahrhunderts soll zu Bromberg ein frommer Schuster, Namens Mysto, gelebt haben, dessen Erholung von seiner Arbeit darin bestand, in den Wäldern der Umgegend herumzustreifen und an allen möglichen Orten Kreuze aufzustellen. Am häufigsten besuchte er eine in der Nähe der Stadt gelegene sumpfige Wildnis, in welcher sich namentlich viele Vipern aufhielten. Hier pflegte er nach seiner Behauptung Umgang mit Geistern, die ihm Kenntnis der Zukunft verschafften, und erklärte unter anderm, daß gerade an diesem Orte binnen kurzer Zeit der Heiland aufrichtig werde verehrt werden, wodurch der jetzt gemiedene Ort zu hohem Ruhme gelangen werde. Niemand glaubte ihm diese Weissagungen, da gerade diese Gegend wegen verbrecherischer Handlungen, die dort des Nachts begangen wurden, verrufen war. Gleichwohl ging seine Prophezeiung in Erfüllung; denn als die Bernhardiner bei König Kasimir III. um Genehmigung eines Klosterbaues anhielten, wurde ihnen gerade dieser Platz bei Bromberg überwiesen, und nach fünf Jahren waren die Klostergebäude fertig. Man sammelte im weiten Umkreise Beiträge zu dem Bau des neuen Klosters, und ein Laienbruder, der Zimmermann Urban, ging dieserhalb bis nach Preußen und wandte sich unter anderm auch an einen sehr reichen Mann in Danzig. Dieser aber gab dem Laienbruder nicht nur nichts, sondern verhöhnte ihn auch und wies ihm lachend die Thür. Zur Strafe für diese Handlungsweise soll er noch an demselben Tage eines plötzlichen Todes gestorben sein.

Im Jahre 1485 war Pater Cherubin Guardian des Klosters, der nachmals im Städtchen Bentschen starb und mit dem Klostervermögen nicht besonders gut geschaltet hatte. Deshalb soll er auch noch nach seinem Tode von den Schuldnern geängstigt worden sein. So mußte er einer Nonne Dorothea in Posen erscheinen und ihr den Auftrag geben, eine Schuld für ihn zu bezahlen. Dabei versprach er, ihr bei dem betreffenden Wirte ein besonderes Zeichen zu geben. Als die Nonne dem Auftrage entspricht, kommt es ihr vor, als ob ein Hund oder sonst etwas sie beim Fuße fasse. Sie beachtet dies nicht, bezahlt aber die Schuld. Bald darauf erscheint ihr Pater Cherubin wieder und verlangt, daß sie für ihn eine Leinwandrechnung bezahle. Sie entgegnet, ihm sei nicht zu trauen, da er ihr das versprochene Zeichen nicht gegeben habe. Er belehrt sie jedoch eines Bessern und sie thut, wie ihr geheißen. Ehe sie noch dem Kaufmann ihre Absicht zu erkennen gegeben hat, fragt dieser sie schon, ob sie Cherubins Schuld berichtigen wolle. Zum dritten Male erschien ihr Cherubin bei Nacht und begehrte, sie möge den Posener Bernhardiner-Guardian Stanislaus und die übrigen Brüder in seinem Namen ersuchen, ihm seine Sünden zu vergeben und eine Messe für ihn zu lesen. Als dies geschah, soll er endlich aus dem Fegefeuer erlöst und in die Seligkeit versetzt worden sein.

Nach San Marte.

2. Die faule Magd.

Unweit des Klosters Strzellno in der heutigen Provinz Posen befindet sich ein ungeheurer Steinblock, der, von fern gesehen, einer Wasser tragenden Figur ähnlich sieht. Das Volk nennt den Stein die „faule Magd“ und erzählt folgendes:

In uralter Heidenzeit gab es hier eine Magd, die alle ihre Geschäfte ungewöhnlich sorglos und faul verrichtete. Einst wurde sie von ihrer Herrin zu dem Brunnen geschickt, um Wasser zu holen, wobei sie aber so lange ausblieb, daß ihr diese entgegenging. Auf der Hälfte des Weges traf die Herrin die Magd an und rief ihr zornig zu: Ich wollte, daß Du in Deiner Faulheit versteinern mögest! Und siehe, dieser jähzornige Wunsch ging augenblicklich in Erfüllung, und so sah man jahrhundertelang die steinerne faule Magd in der Nähe des Brunnens.

Nach Ziehnert.

3. Die Pestjungfrau.

Niewiasta, die Pestjungfrau, ist, wie man im Posenschen sagt, eine Tochter der bösen Luft, die den Mehltau und den Brand in den Weizen bringt, das Gras versengt und die Ähren taub macht.

Man sieht sie bisweilen, wenn der Hahn zum erstenmal kräht, und sie ragt dann mit ihrem luftigen Schleier bis zu den Wolken empor. Aber niemals fühlt der Mensch ihre Hände, wenn sie ihn erfaßt. Wenn sie sich in die Locken einer Dirne setzt, so trägt dieselbe sie unbewußt in ihr Dorf hinab. Sie setzt sich dem wallfahrenden Pilger auf den Hut und läßt sich von ihm, ohne daß er es merkt, von Ost nach West tragen. — Im Jahre 1398 soll sie sich auf den Helm eines Kreuzritters niedergelassen haben, der von Marienburg aus an der Warthe ein Mädchen besuchte. Er brachte, ohne es zu wissen, die Pestjungfrau nach Polen. Hier stellte sie sich auf einen hohen Berg und blies ihren giftigen Atem bis tief in das Ungarland hinein. Wo dessen Hauch vorüberstrich, da dampfte die Erde, die Dörfer

wurden wüst, die Häuser leer, vor den Städten häuften sich die Leichen auf, für die der Totengräber keinen Raum mehr hatte, die Glocken wimmerten, ohne daß die Stränge berührt wurden, ihre Klagen in die Wälder und Gebirge hinaus, und die Sonne schien in fahlem Lichte.

In der Stadt Posen erschien ein zerlumpter, blinder Bettler mit seinem lahmen Hunde, von dem er geleitet wurde. Aber der Hund wollte nicht bellen und verschmähte das Stücklein Brot, das man ihm mitleidig zuwarf. Da kam ein Gelehrter auf den Gedanken, daß das Paar die Pestjungfrau mit sich führe. Alles floh vor demselben, der Pöbel warf aus der Ferne Steine nach ihm und tötete auch den Blinden mit seinem Hund. Allein die Pestjungfrau hatten die Steine nicht getroffen; sie flüchtete zunächst auf den Dom und hauchte von da alles tödlich an, was in ihm und in seiner Nähe war. Nach Bergenroth.

4. Das eingesetzte Hasenherz.

In uralter Zeit soll ein steinreicher und tapferer Edelmann an dem Ufer der Weichsel gelebt haben. Wenn derselbe Gefangene gemacht hatte, so verwendete er sie zu schwerer Arbeit beim Bau einer Feste, die er auf einer Weichselinsel errichten ließ. Nun befand sich aber einst unter diesen Gefangenen ein alter Jäger, dessen Frau sich auf Hexenkünste verstand. Da ihr Mann infolge der harten Arbeit und der geringen Kost gestorben war, so beschloß die Hexe, sich an dem Edelmanne zu rächen. Sie fing einen Hasen, dem sie das Herz ausweidete, dann ging sie damit in das Schloß des Zwingherrn, als derselbe noch in tiefem Schlafe lag. Es gelang ihr auch, sich zu ihm zu schleichen,

ihm mit einem Hexenmesser die Seite zu öffnen, das Herz herauszunehmen und ihm dagegen das Hasenherz einzusetzen. Als der Edelmann erwachte, fühlte er seine ganze Natur verändert. Der kleinste Anlaß versetzte ihn in Angst, das Gesumme einer Fliege, die Stimme eines Menschen, das Gehämmer der Bauleute. Seine Unterthanen, die er fortan fürchtete, hatten Mitleid mit ihm, seine Nachbarn aber, denen bisher seine Tapferkeit furchtbar gewesen war, rotteten sich zusammen, um ihn zu überwältigen. Da versuchte der sonst so eisenfeste Mann zur Verteidigung seines Schlosses die Rüstung anzulegen, allein er wurde durch ihre Wucht niedergedrückt. Er hätte sich in ein Mauseloch verkriechen mögen; seine Kampfgenossen setzten ihn jedoch auf das Roß, damit er gegen die Feinde ihnen voranreiten möge. Er that es unter Weinen und Zähneklappen; aber beim ersten Angriffe seiner Feinde sprang er, gleich einem von Windhunden verfolgten Hasen, davon und flüchtete in das innerste Gemach seines festen Schlosses. Bald vernahm er jedoch Siegesrufe und schmetternde Fanfaren; denn seine Unterthanen hatten alle Angreifer zusammengehauen. Einer von seinen Leuten kam, um ihm den Sieg zu verkündigen. Da wagte er es, an die Fensterbrüstung zu treten und auf die Haufen der erschlagenen Feinde hinabzublicken. Es traf sich aber, daß in demselben Augenblicke eine Schwalbe vor dem offenen Fenster vorbeistrich und mit ihren Flügeln die Schläfe des hasenherzigen Edelmannes streifte. Da fiel dieser mit einem Angstschrei zu Boden und war tot.

Noch jetzt sollen polnische Edelleute auf dem Lande es vermeiden, alte Weiber in ihre Dienste zu nehmen, weil diese vielleicht auch die Kunst besitzen könnten, ihren Söhnen Hasenherzen einzusetzen.

Nach Bergenroth.

5. Die Brahejungfern.

In dem Braheflusse, welcher sich bei der Stadt Fordon in die Weichsel ergießt, sollen Nixen wohnen, welche sich Bedrängten, namentlich unglücklich Liebenden, die sich in Vollmondsnächten an sie wenden, gern hilfreich erweisen. Nun lebte in der Ritterzeit in einer Mühle dieses Flusses ein alter Müller, der eine sehr schöne Tochter besaß. Ein junger Ritter hatte sich in sie verliebt; sie erwiderte seine Neigung, und beide waren einig, sich niemals zu trennen. Als sie aber vor den alten Müller traten und ihn um seinen Segen baten, wollte dieser nichts von einer so ungleichen Heirat wissen und verwies sie an den Vater des Jünglings. Derselbe war ein strenger und stolzer Mann und drohte seinem Sohne mit dem Fluche, wenn er sich so vergessen werde, eine Müllerstochter heimzuführen.

In ihrer Herzensangst gingen die Liebenden während einer Vollmondsnacht an die Brahe und riefen die Flußjungfrauen zur Hilfe. Die erhörten ihr Flehen, traten im Traume zu dem alten Ritter und verkündeten ihm, wenn er in die Heirat willige, so werde ihm und seinem Hause Glück widerfahren, wenn nicht, schweres Verderben. So abergläubisch er nun auch war, blieb er doch bei seiner Weigerung, und in ihrer Verzweiflung suchten die Liebenden ihre Vereinigung in den Wellen des Flusses. Da nahmen die Brahejungfrauen sie unter sich auf und vermählten sie tief unten in ihrem gläsernen Palaste miteinander. Von Stund an wurde der alte Ritter von dem Fluche der Brahejungfrauen verfolgt, und er starb verwaist im Elende.

Nach Temme.

6. Der See Skrzynska.

Zwischen den Hügeln, welche das Städtchen Moszyn, im Süden von Posen, umgeben, befindet sich der See Skrzynska, welcher eine ungeheure Tiefe haben und große Schätze bergen soll. Zur Zeit des ersten schwedischen Krieges kam nämlich, wie die Sage erzählt, ein angesehener schwedischer Offizier in diese Gegend und entbrannte von leidenschaftlicher Liebe zu der Besitzerin der dortigen Güter. Da sie jedoch ihm weder Gegenliebe gewähren, noch für ihre eigene Person im Schlosse Sicherheit finden konnte, so faßte sie den raschen Entschluß, sich seinen stürmischen Werbungen durch die Flucht zu entziehen und alle ihre Schätze und Kleinodien mit sich zu nehmen. Der aufmerksame Schwede entdeckte aber alsbald ihre Flucht und eilte ihr nach. Kaum sieht sich die Polin entdeckt und erkennt die Unmöglichkeit, ihrem Verfolger zu entrinnen, so befiehlt sie, ihren Schlitten nach jenem See hinzulenken, welcher erst mit einer dünnen Eisrinde bedeckt war. Der Schwede folgt ihr auch dorthin; schon ist er ihr ganz nahe, schon droht er sie zu ergreifen, da bricht unter ihnen das Eis und alle versinken in den Fluten des Sees.

Noch jetzt will man eine weibliche Gestalt bisweilen an den Ufern dieses Sees herumirren sehen, von einem Manne verfolgt, der ihr unabläßig nacheilt, ohne sie jemals erreichen zu können. Dann verschwindet ihre schlanke Gestalt in den durchsichtigen Fluten des Wassers, an der nämlichen Stelle, wo jene Polin und ihr Verfolger ein gemeinsames Grab gefunden haben. Die Sage von den in dem See verloren gegangenen Schätzen hat sich aber so lebhaft im Volksmunde erhalten, daß der letzte Starost von Moszyn mit großem Kostenaufwande den See abzulassen versuchte, um sich jener

Reichtümer zu bemächtigen. Aber das Wasser ließ sich nicht ableiten, und so sollen die Schätze noch heutzutage unangetastet in der jähen Tiefe ruhen. Nach San Marte.

7. Die Eroberung von Nakel und Filehne.

Boleslaw III., mit dem Beinamen Schiefmund, drang bald nach seinem frühen Regierungsantritte in die benachbarten Länder ein und unterwarf auch Pommern. Im Jahre 1109 brach dort ein Aufstand aus, welchen er zu unterdrücken suchte. Zu Kruswice hielt er eine große Heerschau, angesichts der dem St. Veit geweihten Kirche. Da soll plötzlich auf dem Giebel derselben, allen sichtbar, in kostbar schimmerndem Kleide, einen goldenen Wurfspieß in der Rechten, ein Jüngling von wunderbarer Schönheit erschienen sein. Ein zauberischer Glanz ging von ihm aus, der nicht bloß das Heer und die Stadt Kruswice, sondern auch die ganze Umgegend verklärte. Den Speer mit dem kräftigen Arme schwingend, winkte er gen Norden hin und schwebte von dem hohen Giebel langsam durch die Lüfte der Richtung zu, die er bezeichnet hatte — dahin, wo der Feind stand. Der König und das Heer brachen auf dieses göttliche Zeichen sogleich mit Begeisterung auf und folgten dem himmlischen Wegweiser, der ihnen langsam voranschwebte, bis sie die von Natur und Kunst gleich stark befestigte Burg Nakel erreichten. Hier schwang der Jüngling seinen goldenen Speer gegen die Feste, und von dem Lichtmeer, das ihn umgab, aufgenommen, verschwand er vor den Blicken des staunenden Heeres, ihm ein sicheres Zeichen des Sieges zurücklassend. Sogleich wurde mit den Belagerungsarbeiten begonnen und die Feste aufs

heftigste bedrängt. Da es den Belagerten auch an Nahrung fehlte, so versprachen sie, sich zu ergeben, wenn ihnen nicht bis zu einem bestimmten Tage Entsatz kommen sollte. In der That war auch ein starkes Heer der Pommern im Anzuge, und da sie durch eine geheime Botschaft von der Not der Nakler unterrichtet worden waren, beschlossen die Führer desselben, alles zu versuchen, um die Burg zu retten. Es gelang ihnen, in Eilmärschen bis zu dem Polenlager vorzudringen und dasselbe zu überfallen. Viele Polen waren gerade auf Streifzügen abwesend, und der zurückgebliebene Rest kam, da es der Tag des heiligen Laurentius war, eben aus der Messe. Boleslaw raffte jedoch von seinen Mannschaften soviel wie möglich zusammen und hielt eine kurze Ansprache an sie. Der heilige Laurentius, sprach er, der sie ja selbst hierher geführt habe, werde auch heute mit ihnen sein. Und nun griff er mit seiner schwachen Schar die Pommern mutig von der einen, sein Paladin Skarbimir, der sie umging, von der andern Seite an, und siehe, wunderbarerweise erfochten die Polen einen so großen Sieg, daß die Pommern, nachdem sie 27000 Mann verloren hatten, sich in wilde Flucht auflösten und den Polen das Schlachtfeld überließen. Die Burg Nakel ergab sich nun, worauf der Besatzung das Leben geschenkt wurde.

Bei seinem weiteren Zuge hemmte das starke Schloß Filehne Boleslaws Siegeszug. Vergeblich stürmten die Polen lange gegen die festen Mauern und hohen Türme desselben an, endlich sollte ihnen jedoch auch hier der Hunger zu Hilfe kommen. Boleslaw erhielt Kunde hiervon und bot den Belagerten unter dem Vorwande, unnützes Blutvergießen vermeiden zu wollen, freien Abzug an und überlieferte ihnen als Pfand seines Wortes seinen Handschuh. Die Pommern schenkten ihm Glauben und kamen aus der Burg hervor; kaum aber befanden sie sich im freien Felde, da stürzten die Polen über sie her und riefen: Das vergossene

Blut unserer gefallenen Brüder schreit nach Rache; was kümmert uns unseres Königs Handschuh? Und so metzelten sie jung und alt, Mann und Frau nieder, daß niemand entrann. Davon ist in Polen ein Sprichwort entstanden, welches die Treulosigkeit dieses Volkes kennzeichnet. Wenn jemand trotz Bürgschaft, Pfand und Eid sein gutes Recht verliert, so ruft man ihm kalt lächelnd zu: „Was hast du? Es ist der Handschuh Boleslaws!"

Nach San Marte.

8. Schloß Bentschen.

Der Herr des Schlosses Bentschen hatte in seiner Jugend nicht das beste Leben geführt; nachdem er aber mehr zu Verstande gekommen war und seine Leidenschaften sich abgekühlt hatten, bereute er seine Ausschweifungen und verbrachte seine Zeit mit Andachtsübungen. Auch suchte er seine früheren Vergehen durch Almosenspenden wieder gut zu machen und benutzte seinen langjährigen Diener zum Vermittler seiner Gutthaten. Sein Sohn, ein verdorbener junger Mann, war mit der Sinnesänderung seines Vaters wenig zufrieden und erklärte dieselbe für bloße Heuchelei.

Nach einiger Zeit raubte eine plötzliche Schwäche dem Greise zuerst die Sprache und bald darauf auch das Leben. Nachdem die Leiche zu Grabe getragen worden war, befahl der Erbe dem alten Diener, ihm in die Schatzkammer zu folgen. Hat denn hier mein Vater sein Vermögen niedergelegt? fragte er, auf einen großen mit Eisen beschlagenen Kasten zeigend. Ohne erst auf eine Antwort zu warten, öffnete er hastig den Deckel, fand aber zu seiner großen Überraschung nur Andachtsbücher und ein härenes Bußgewand darin. Wo sind die Schätze meines

Vaters? donnerte er den Diener an, und als er diese nicht entdecken konnte, fuhr er fort: Wo sind die Bescheinigungen über die verschwendeten Einkünfte?

Mein Herr, entgegnete der Diener, hat seine Einkünfte unter die Armen und Unglücklichen verteilt und von diesen keine Quittungen verlangt!

Du Taugenichts, rief der Jüngling, Du mußt sie beschaffen und sollst nicht eher diese Stelle verlassen, als bis Du sie mir vorlegen kannst! — Damit warf er die eiserne Thür zu, verschloß sie und ließ den alten Diener einsam in dem Gewölbe zurück. Zwei Tage hindurch blieb der Unglückliche ohne Speise und Trank, während der neue Gebieter an vollen Tafeln schwelgte und das wilde Gelächter seiner ausschweifenden Genossen das Schloß durchtönte. Am dritten Tage fiel es beim Abendessen einem stark Berauschten ein, spottweise die Gesundheit des Gefangenen auszubringen, indem er rief: Möge Dein Alter ihn pflegen und ihn befreien, wenn er es vermag!

In diesem Augenblick öffneten sich die schweren, eisenbeschlagenen Thüren, die zu dem unterirdischen Schatzgewölbe führten, und in den Saal trat zu den Versammelten, in ein weißes Gewand gekleidet, den treuen Diener an der Hand, der verstorbene Vater. — Wohl, so ist es, sprach er mit Grabesstimme, ich habe ihn gepflegt und aus dem Gefängnisse geführt, und jetzt bezeuge ich hier seine Unschuld!

Mit diesen Worten war er verschwunden. Sein Sohn war wie vom Donner gerührt zu Boden gesunken; fortan schlug er in sich, und sein nachheriger Lebenswandel legte Zeugnis davon ab, daß die Mahnung seines Vaters nicht vergeblich gewesen war.

Nach San Marte.

Sagen aus Pommern.

1. Vineta.

An der Nordostküste der Insel Usedom soll vor mehr als tausend Jahren die Stadt Vineta gestanden haben. Sie hatte einen großen Hafen, wurde von Griechen, Slaven und Germanen bewohnt, übertraf alle übrigen damaligen Städte Europas an Umfang und Einwohnerzahl, wurde aber von blindem Heidentum beherrscht. Dort soll immer großer Überfluß an jeglichen Waren gewesen sein und die Bevölkerung durch Reichtum alles übertroffen haben, was man von andern berühmten Städten weiß. Die Stadtthore waren aus Erz und Glockenspeise gebildet, die Glocken aus Silber, und das Silber war überhaupt so gemein in der Stadt, daß man es zu den gewöhnlichsten Dingen gebrauchte und die Kinder mit harten Thalern auf den Straßen spielten. Durch diesen Reichtum verschlimmerten sich jedoch die Sitten der Bürger; sie fingen an, unter sich uneinig zu werden, weil jedes der hier wohnenden Völker den Vorzug vor dem andern begehrte. Da kam die strafende Hand Gottes über sie, und die Stadt wurde vom Meere verschlungen. Darauf sollen die Schweden mit Schiffen aus Gotland gekommen sein und aus dem Meere große Massen von Silber, Gold und Erz und andern Kostbarkeiten, ja selbst die ehernen Stadtthore herausgefischt und nach Wisby auf Gotland gebracht haben, wohin sie fortan auch den Handel Vinetas zu ziehen suchten.

Wo die Stadt Vineta gestanden hat, das soll man noch heutigen Tages sehen können. Wenn man von Wolgast über die Peene nach der Gegend von Usedom fährt und in die Nähe des

Dorfes Damerow kommt, soll man ein großes Stück des Weges mächtige Steine und Fundamente bemerken können. Von einem pommerschen Chronisten aus alter Zeit wird berichtet, daß diese damals an einzelnen Stellen mehrere Ellen hoch bisweilen über dem Wasser erschienen; es waren wohl Fundamente von Tempeln und Rathäusern. Die andern Steine zeigten sich damals noch derartig geordnet im Wasser, daß man den Lauf der Gassen und Straßen erkennen konnte.

Noch heutzutage erzählt man sich seltsame Dinge über das, was man bei stillem Wetter auf dem Meeresgrunde, wo die Stadt versunken ist, erblicken kann. Dort sollen in der Tiefe noch jetzt große, wunderliche Gestalten in weiten, faltigen Gewändern durch die Straßen wandeln, auf großen schwarzen Pferden reiten oder in goldenen Wagen fahren. Bisweilen gehen sie fröhlich und geschäftig einher, bisweilen bewegen sie sich aber auch in langsamen Trauerzügen, und es hat dann den Anschein, als ob sie einen Sarg zum Grabe begleiteten. Wenn kein Sturm auf der See ist, kann man, wie es heißt, noch jeden Abend die silbernen Glocken der Stadt hören, wie sie tief unten zur Vesper läuten. Da der Untergang Vinetas vom stillen Freitag bis zum Ostermorgen gedauert haben soll, kann man am Ostermorgen noch jetzt die ganze Stadt sehen, wie sie früher gewesen ist. Als ein warnendes Schreckbild zur Strafe für ihre Abgötterei und Üppigkeit steigt sie dann mit all ihren Häusern, Kirchen, Thoren, Brücken und Türmen aus dem Wasser empor, und man sieht sie deutlich über den Wellen. Wenn es aber Nacht oder stürmisches Wetter ist, dann darf kein Mensch und kein Schiff sich den Stadttrümmern nähern, sonst wird es ohne Gnade an die Steinmassen geworfen, so daß es rettungslos zerschellt und niemand von der Besatzung auch nur das nackte Leben rettet.

Nach Kantzow u. a.

2. Julin.

Nach dem Untergange Vinetas soll Julin auf der Insel Wollin eine große, berühmte Stadt gewesen sein und im Wettstreit mit Wisby gestanden haben. Die Stadt war bald so mächtig, daß sie selbst mit den deutschen Königen große Kriege führen konnte. Zur Zeit des Bischofs Otto von Bamberg, der hier das Christentum predigte, sollen sich auf einmal 22000 Einwohner bei ihm zur Taufe gemeldet haben. Als der fromme Bischof abgezogen war, fielen die Einwohner von Julin freilich wieder zum Heidentum ab, feierten zu Sommeranfang ein großes heidnisches Fest mit schrecklicher Völlerei, trugen ihre alten Götzen mit großem Gepränge in der Stadt herum und lästerten dabei das Christentum aufs gräßlichste. Da soll plötzlich Feuer aus der Luft in die Stadt gefallen sein, sie angezündet und von Grund aus verbrannt haben. Zwar ist sie später wieder aufgebaut worden, doch hat sie nie ihre frühere Herrlichkeit wieder erreicht, sondern Gottes strafende Hand ist über ihr geblieben, bis König Waldemar von Dänemark sie 1170 mit einer großen Flotte überfiel, ausplünderte und aufs neue verbrannte.

An ihrer Stelle liegt jetzt die Stadt Wollin, die aber viel kleiner und unbedeutender ist. Auf vier Bergen im Umkreise von Wollin sieht man noch jetzt die Trümmer von vier Kastellen, welche einst zum Schutze Julins gedient haben. In der Bevölkerung lebt die Sage, daß in dieser Gegend noch viele Schätze vergraben liegen, nach welchen bisher vergeblich gesucht worden ist.

Nach Gesterding.

3. Die Blutflecken in der Jacobikirche zu Stettin.

In der Jacobikirche zu Stettin zeigt man einige kleine Blutflecken, die man durch kein Waschen und Schaben vertilgen kann; sie sollen auf folgende Weise entstanden sein:

Einst spielten in dieser Kirche während des Gottesdienstes vier gottlose Buben Karten. Plötzlich trat der Teufel zu ihnen und fing an mitzuspielen. Anfangs kannten ihn die Burschen nicht, endlich merkte aber einer von ihnen, daß es der Teufel sei, denn er erkannte dessen Pferdefuß, er machte sich daher eilig davon. Nach einer Weile merkte es auch ein zweiter und schlich sich ebenfalls geschwinde fort. Auch dem dritten gingen endlich die Augen auf, und er that wie die beiden anderen. Der vierte aber war so auf sein Spiel versessen, daß er in keiner Weise wahrnahm, mit wem er spielte. Der Teufel gewann daher so viel Gewalt über ihn, daß er mit ihm aus der Kirche davonfahren konnte. Das that er denn auch, indem er ihn plötzlich ergriff, ihm den Hals umdrehte und ihn dann mit großem Getöse von dannen führte. Der Teufel hatte dabei den Buben so fest mit seinen scharfen Krallen in das Fleisch gepackt, daß Blut heraus floß. Davon sollen noch jene Blutstropfen herrühren.

Nach Temme.

4. Vom Gollenberge bei Cöslin.

Der Gollenberg bei Cöslin, einer der höchsten Punkte in Pommern, war früher ein berühmter Wallfahrtsort, zu dem die Leute aus weiter Ferne herbeiströmten, um sich Ablaß zu holen. Auf seinem Gipfel stand nämlich eine Kapelle, welche

der heiligen Jungfrau geweiht war, weshalb der Berg auch der Marienberg genannt wurde. Man knüpft an ihn folgende Sage:

Nachdem sich in Pommern das Christentum verbreitet hatte, fanden sich dort noch lange eifrige Anhänger des Heidentums, die sich namentlich auf der Insel Rügen versammelten und dort ihre Zusammenkünfte und Feste abhielten. Von einer solchen gemeinschaftlichen Feier kehrten sie einst zu Schiffe nach ihrer Heimat zurück. Da überfiel sie ein schrecklicher Sturm, also daß sich alle auf den Tod gefaßt machten. Vergeblich schrieen sie zu ihren Göttern nach Hilfe und blickten verzweifelt zu den Wolken, die, vom Sturme gepeitscht, wie schwarze Gespenster über ihren Häuptern dahin fuhren. Ängstlich lauschten sie, ob nicht irgendwo sich ein Ton, eine Stimme vernehmen ließe, die ihnen Hilfe und Rettung verspräche. Da hörte plötzlich einer der Schiffsleute ein Horaglöckchen ertönen, welches vom Kloster Bukow her kam, das Herzog Swantopulk erbaut hatte. Sogleich fiel er auf seine Kniee und betete zu dem Christengott um Hilfe und Rettung. Und alle, die auf dem Schiffe waren, folgten seinem Beispiel. Da ging der Sturm in ein sanftes Wehen über, der Donner verlor sich, sanft murmelnd, in der Ferne, das Meer ward ruhig, und auf der Höhe des Gollenberges erschien ein helles Licht. Sie steuerten darauf zu, landeten und waren alle gerettet. In dankbarer Erinnerung an die gnädige Hilfe des Christengottes bauten die Geretteten auf dem Gollenberge eine Kapelle mit schönem Altare, die hernach von vielen Gläubigen besucht wurde.

Nach Ziehnert.

5. Der Dombau zu Colberg.

Der Dom zu Colberg, dessen Grund zur Zeit des heiligen Otto gelegt wurde, ist eins der schönsten und größten Gotteshäuser in Pommern.

Als die Colberger den Bau begonnen hatten, fehlte es ihnen, wie die Sage erzählt, bald an dem nötigen Gelde zu dessen Fortführung. Da traten drei fromme Mönche auf und erboten sich, die christlichen Länder zu durchpilgern und für den Bau zu sammeln. Zuvor beschlossen sie aber, Gott zu bitten, daß er ihnen im Traume durch ein Wunder zu erkennen geben möge, ob ihm ihre Absicht angenehm sei. Da träumte dem einen, daß er die Sonne mit der Hand ergreifen wolle, dem andern, daß sein Haupt von einem Berge bedeckt werde; was aber dem dritten geträumt hat, das weiß man nicht mehr. Da sie sich nun gerade dies und nichts anderes vorher im Wachen gewünscht hatten, so sahen sie den Umstand, daß sie im Traume dasselbe gesehen, für ein Zeichen der Erhörung ihres Wunsches an und wanderten getrost in die weite Welt hinaus. Sie hatten auch viel Glück, brachten sehr viel Geld zusammen, kehrten fröhlich nach Hause zurück und lieferten ihre Sammlung ab. Als nun aber nach Vollendung des Baues noch etwas von ihrem Gelde übrig blieb, beschlossen sie, jeder von ihnen solle eine besondere Spitze auf den Turm der Kirche setzen lassen. Zwei von ihnen starben, ehe dieselben fertig wurden; nur einer überlebte die Vollendung, und das war der, welcher im Traume die Sonne mit seiner Hand umfaßt hatte. Er bekam die mittelste, höchste, seine zwei Genossen die beiden kleineren Spitzen. Zum Andenken an diese drei Bettelmönche hat man kurz nach ihrem Tode ein Gemälde anfertigen lassen, auf welchem sie in liegender Stellung

dargestellt sind, einer von ihnen in grauem, die anderen in schwarzem Gewande. Dieses Gemälde befindet sich am westlichen Hauptpfeiler des Turmes, unter der Orgel. Nach Maaß.

6. Der Schloßberg bei Bütow und die Jungfernmühle.

Bei Bütow in Hinterpommern befindet sich ein Hügel, der Schloßberg genannt, von dem man sich mehrere Sagen erzählt. Dort soll einst ein Schloß gestanden haben, das in die Erde versunken ist, und in dem Berge sollen noch immer große Schätze ruhen. An dessen Fuße entspringt ein Quell, der die nahe Jungfernmühle treibt.

Einst ackerte ein Bauer an diesem Gewässer; da sah er mehrmals zu demselben eine Jungfrau kommen, die mit einem goldenen Eimer Wasser schöpfte und sich damit wusch. Da ihr Ansehen keineswegs gespenstig und abschreckend war, wagte er eines Tages die Frage an sie, warum sie das thue. Die Jungfrau setzte ihren Eimer nieder und erzählte ihm, daß sie eine Prinzessin und die ehemalige Herrin des Schlosses auf dem Berge gewesen, aber samt diesem verwünscht worden sei. Darauf sei jenes versunken, sie aber zu dem Herumwandern und zu den Abwaschungen verurteilt worden; sie sehne sich aber nach ihrer Erlösung. Da fragte der Bauer dreist, wie diese möglich wäre. Wenn mich jemand, antwortete sie, ohne anzuhalten und ohne sich umzusehen, auf den wendischen Kirchhof in Bütow trägt und mich dort mit aller Gewalt zu Boden wirft! Dem, der in solcher Weise meine Erlösung bewirkt, wird es weder an Glück, noch an Reichtum fehlen!

Sofort hat der Bauer Lust, das Wagnis zu bestehen. Er trägt auch wirklich die Jungfrau, trotz großer Hindernisse, bis auf den Kirchhof; dort greift ihm aber jemand hinten an den Kopf, und er erschrickt darüber dermaßen, daß er sich umsieht und die Jungfrau fallen läßt. Da fährt diese mit Jammergeschrei in die Luft und ruft: Ach, nun muß ich viel härtere Qual als bisher erdulden und wieder hundert Jahre warten, ob sich dann vielleicht ein standhafterer Befreier für mich findet! Seitdem ist die Jungfrau nicht wieder gesehen worden.

Nach Ziehnert.

7. Die arme reiche Frau zu Stralsund.

Um 1420 lebte in Stralsund eine sehr schöne Jungfrau, die aber allein in der Welt stand, denn ihre Eltern waren früh gestorben. Dieselbe lebte in großem Überfluß, hatte aber auch nie arbeiten gelernt und war so üppig erzogen worden, daß sie gewohnt war, sich täglich zweimal in kostbarem Ungarweine zu baden. Nachdem sie viele Freier abgewiesen hatte, reichte sie dem Säckelmeister der Stadt, mit Namen Wolflamm, ihre Hand. Sie feierten, wie weiter erzählt wird, eine ungemein prächtige Hochzeit, bei welcher sieben ganze Tage lang bankettiert wurde, aber die Armen ganz leer ausgingen. In solcher Freude und Herrlichkeit ging es dann weiter; denn weder er noch sie dachte daran, daß die Reichtümer einmal zu Ende gehen könnten. Einst pochte an einem sehr kalten Wintertage ein armer alter Mann an ihre Thür und bat, starr vor Kälte, um etwas warmes Essen. Es war gerade Mittagszeit, und dem Bettler dampfte aus Silberschüsseln der Geruch köstlicher Speisen entgegen; doch die hochmütige Frau lachte ihm ins Gesicht, stieß

ihn mit dem Fuße nach einer silbernen Schüssel, aus welcher eben der Haushund fraß, und sprach: Du kannst mit dem Hunde dort tafeln, der aus Silber seine Knochen verzehrt; die sind auch für Dich gut genug! — Da schaute sie der Bettler zornig an und rief: Wehe Euch, Frau! Mit derselben Hundeschüssel sollt Ihr nach wenigen Jahren betteln gehen, und dann wird man Euch so thun, wie Ihr jetzt mir thut! Das ließ sie sich aber nicht kümmern, sondern warf den alten Mann zur Thür hinaus, setzte sich mit ihrem Gemahl zur Tafel und aß und trank nach Herzenslust.

Diesem Frevel sollte die Strafe auf dem Fuße folgen. Sehr bald waren ihre Reichtümer vergeudet, und als ihr Mann, der sich nicht an Sparsamkeit und an ein einfacheres Leben gewöhnen konnte, eben auch noch die Stadtkasse geplündert hatte, um das schwelgerische Leben fortführen zu können, fiel er wegen eines Streites auf Rügen im Zweikampfe, noch ehe sein Unterschleif an den Tag kam. Nun aber wurde alles klar, und um den verursachten Schaden zu ersetzen, wurden der Frau all ihre Häuser, Felder und Gärten fortgenommen. Nichts wurde ihr gelassen, als ein kleines Witwengehalt; aber wenn sie nicht auch das Wenige verlieren und aus der Stadt gepeitscht werden wollte, soll ihr ausdrücklich zur Pflicht gemacht worden sein, mit eben jener silbernen Hundeschüssel in die Häuser der Wohlhabenden zu gehen und zu sagen: „Gebt doch der armen reichen Frau um Gottes willen ein Stücklein Brot!“ Nach Ziehnert.

8. Der Dänholm.

Ganz in der Nähe der Stadt Stralsund liegt ein kleines, anmutiges Eiland, Dänholm genannt. Wie es diesen Namen erhalten hat, wird folgendermaßen erzählt:

Vor vielen hundert Jahren kamen die Dänen mit einer großen Anzahl von Schiffen nachts zu dieser Insel, um von hier aus die Stadt Stralsund zu überfallen. Einige Schiffer, welche sie bemerkten, machten sofort Anzeige beim Stadtrat von Stralsund. Alsbald brachten die Bürger alle Fischerboote zusammen, fuhren auf die Insel los und griffen die Dänen an. Da aber ihre kleinen Boote gegen die großen Schiffe der Feinde wenig ausrichten konnten, wurden sie schnell zurückgetrieben. Als sie nun wieder ans Land stiegen, kamen ihnen ihre Weiber und Kinder entgegen, schalten sie, daß sie sich von den Dänen hätten schlagen lassen, und zwangen sie umzukehren, um nochmals ihr Glück zu versuchen. Das haben sie in halber Verzweiflung gethan und diesmal wirklich den Sieg davongetragen, so daß kaum drei oder vier Schiffe der Dänen entkommen sind. Seitdem führt das Eiland den Namen „Dänholm", und alljährlich wird in Stralsund ein großes Fest gefeiert, bei welchem die Bürger auf kleinen Booten mit fliegenden Fahnen und unter Kanonendonner die Insel umfahren.

Nach Lappe.

9. Die Gründung von Greifswald und der Rechtsspruch.

Im Wappen der Stadt Greifswald befindet sich ein Greif, und dieser soll an die Gründung derselben erinnern. Da, wo jetzt die Stadt liegt, befand sich nämlich in uralter Zeit ein

undurchdringlicher Wald, und bloß die Gegend bei dem Kloster Eldena war angebaut. Da beschlossen die Klosterbewohner, eine Stadt zu erbauen, und beauftragten einige Leute, dazu einen geeigneten Platz auszuwählen. Diese gingen den Fluß Ryk hinauf, fanden dort eine passende Stelle und steckten die Stadt ab. Dann begaben sie sich in den nahen Wald hinein und fanden auf einem abgebrochenen Baumstamme ein großes Nest, in welchem ein gewaltiger vierfüßiger Greif mit einem doppelten Schwanze saß und brütete. Das hielten sie für ein gutes Vorzeichen und machten sich sofort an die Erbauung der Stadt, welche sie Greifswald nannten. Dort, wo sich das Nest befunden hatte, soll der älteste Teil der Stadt stehen. Weil aber der Greif sich hat weiter in den Wald flüchten müssen, soll er aus Rache manches Kind aus der jungen Stadt geraubt haben.

Im Jahre 1451 soll sich in Greifswald folgende wunderbare Geschichte ereignet haben:

Es lebte dort ein Fleischhauer, der hatte zwei Knaben; der eine war drei, der andere vier Jahre alt. Da diese nun oft gesehen, wie ihr Vater das Vieh geschlachtet, so spielten sie auch miteinander Schlachtens. Der Große sprach zu dem Kleinen: Setze Dich hin, ich will den Ochsen schlachten! und der Kleine setzte sich hin, und der Große stieß ihn mit der Hand um. Ein andermal spielten sie wieder Ochsenschlachten, und es war niemand dabei. Da sagte der Große: Ei, das pufft aber nicht! und weil ein Beil dalag, ergriff er es mit den Worten: Brüderchen, jetzt soll es puffen! Und er schlug den Kleinen vor den Kopf; der fiel um und war tot. Die Eltern waren außer sich vor Herzeleid; der Rat aber ging nach dem Gebote: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden," — und beschloß, den schuldigen Knaben hinrichten zu lassen. Da stellten die armen Eltern dem Rate vor, daß sie schon unglücklich genug wären, indem sie ein Kind durch den

Unverstand seines Bruders eingebüßt hätten; es sei doch zu grausam, wenn sie auch noch das andere verlieren sollten. Infolgedessen beschloß der Rat, zu erproben, ob denn der Knabe überhaupt gewußt, was er gethan habe. Sie sagten also, er solle sich hinsetzen, sie wollten ihn als Ochsen schlachten, so wie er seinem Bruder gethan habe. Sogleich setzte sich das Kind hin, weil es nichts Böses vermutete. Deshalb haben sie es freigesprochen und am Leben gelassen. Nach Schwarz u. Kantzow.

10. Bogislaus X. und Hans Lange.

Bogislaus X. hatte von seiner Mutter eine schlechte Erziehung erhalten. Sie nahm ihn mit nach Rügenwalde und ließ ihn dort mit den Gassenjungen in einer elenden Jacke und so zerrissenen Schuhen herumlaufen, daß die bloßen Zehen aus denselben herausguckten. Sie selbst hielt aber einen prächtigen Hof und ließ es sich mit dem Hofmeister Hans von Massow herrlich wohl sein. Nun wohnte aber, wie erzählt wird, nicht weit von Rügenwalde, im Dorfe Lantzke, ein vermögender Bauer, mit Namen Hans Lange. Wenn dieser in die Stadt kam und Bogislaus mit seinem Bruder Kasimir so zerlumpt und liederlich herumlaufen sah, so empfand er Mitleid mit dem Prinzen. Eines Tages redete er ihn an und fragte ihn, warum er sich das gefallen lasse; er dürfe doch nicht vergessen, daß er fürstlichen Geblütes sei. Dies verdroß aber den jungen Bogislaus, und derselbe antwortete: Was geht das Dich an — Du wirst mir doch nichts geben! Der Bauer sagte: O ja, es ist mir nicht gleichgültig, wenn mein künftiger Gebieter nicht einmal ordentliche Kleider und Schuhe anzuziehen hat. Ich will Dir gleich dazu

verhelfen. Geh' nur zu Deiner Mutter und bitte diese, sie solle Dir Hans Lange zu Lantzke zu Deinem Bauer geben, dann werde ich meine Pacht und Zinsen an Dich bezahlen, und Du kannst Dir davon alles kaufen, was Du brauchst.

Der kleine Prinz befolgte diesen Rat, und nachdem ihm seine Mutter wirklich den Hans Lange geschenkt hatte, ging dieser mit ihm zu einem Gewandschneider, nahm ihm Tuch zu Rock und Hosen, kaufte ihm auch Barchent zu einem Wams und ein Paar neue Schuhe und staffierte ihn so anständig heraus, daß er nun eher wie ein Herzogssohn aussah.

Mittlerweile starb sein Vater, Herzog Ehrich, zu Wolgast aus Gram über seine böse Frau, und nicht lange darauf starben auch seine beiden ältesten Söhne Wradislaus und Kasimir, wie man annahm, von ihrer eigenen Mutter vergiftet, und nun war auch das Leben Bogislaus' gefährdet; wenigstens wollte die verwitwete Herzogin als seine angebliche Vormünderin die Herrschaft an sich reißen. Da kam Hans Lange abermals zur Stadt und riet dem Prinzen, zu seinem Oheim Wradislaus zu fliehen, der werde ihm raten, was er thun solle. Er verschaffte ihm auch ein Pferd, ein Schwert und was er sonst noch brauchte. Damit ritt der Prinz nach Vorpommern und kam mit einem Gefolge von 300 Edelleuten, die sich unterwegs zu ihm gefunden hatten, wohlbehalten bei seinem Oheim an. Dieser riet ihm, mit seinem Anhange nach Rügenwalde zurückzukehren, seine Mutter gefangenzunehmen und selbst die Regierung zu übernehmen. Also brach er wiederum auf; unterwegs fanden sich noch viele seiner Lehnsleute zu ihm, und sein Anhang wurde so groß, daß seine Mutter seine Ankunft nicht abwartete, sondern alsbald nach Danzig floh. Der junge Herzog übernahm nun die Regierung, berief Hans Lange zu sich und forderte ihn auf, sich von ihm auszubitten, was er wolle. Der Bauer aber verlangte nichts und bat nur, daß er Zeit seines Lebens von aller

„Unpflicht“ frei sein möge. Als ihm der Herzog dies auch für seine Kinder anbot, lehnte er es ab und sagte: Meine Kinder sollen nur Bauern bleiben; denn wenn sie anstellig und fleißig sind, können sie keinen bessern Stand haben. — Bei Hofe soll Hans Lange stets freien Zutritt und auch das Recht gehabt haben, den Herzog nach wie vor „Du“ zu nennen. Wenn aber der Herzog jemanden absetzen wollte, so widerriet es ihm Hans Lange, indem er sagte: Du wirst doch nicht einen abschaffen, den wir Bauern bisher gefüttert haben, und uns dafür eine hungrige Laus in den Pelz setzen, die uns aufs neue das Blut aus dem Leibe saugt!

Nach Berckenmeyer.

11. Klabatersmänneken im Gebälk.

Von den Klabatersmänneken erzählt man sich in Pommern mancherlei; sie sollen dort in Häusern, Mühlen und auf Schiffen vorkommen, von Milch, die ihnen hingesetzt wird, leben und dafür allerlei nützliche Dienste verrichten.

In Swinemünde stand, wie die Sage erzählt, an der Ecke der Königsstraße ein kleines Haus; in dem wohnte ein Mann, welchem alles nach Wunsche ging und der zuletzt ganz wohlhabend wurde. Das kam daher, daß er auch ein Klabatersmänneken hatte, das ihm in der Wirtschaft behilflich war und das man des Nachts oft im Hause klappern und hämmern hörte. Als der Mann starb, kam das Haus an einen Bäcker, der ein schönes steinernes Gebäude an dessen Stelle aufführen ließ und auch das alte Gebälk hinauswarf und durch neues ersetzte, damit alles recht haltbar würde. Das war aber sehr zu seinem Schaden; denn von nun an wich das Glück von dieser Stelle, und er ist seines Lebens nie wieder recht froh geworden. Sein Nachbar

in der Lotsenstraße aber kaufte ihm das Gebälk ab und baute sein Dach damit aus, und darin saß das Klabatersmänneken; denn von Stund an wurde der Nachbar ein wohlhabender Mann und ist's geblieben bis an seinen Tod. Kein Mensch aber konnte recht begreifen, wie das kam, bis endlich einmal ein paar Kinder auf dem Boden zufällig ein kleines Männchen sitzen sahen, das einen großen aufgekrempten Hut und einen roten Rock mit blanken Knöpfen, von denen sieben auf jeder Seite saßen, trug. Da wußte man denn, woher der Wohlstand stammte.

Nach Kuhn und Schwarz.

12. Der Heckethaler.

In Swinemünde lebte vor langen Jahren ein Mann, der einen Heckethaler hatte. Den soll er auf folgende Weise erhalten haben: Er hatte sich einen ganz schwarzen Kater, an dem auch nicht ein weißes Haar war, gefangen, steckte ihn in einen Sack, nahm ihn auf den Rücken und ging in der Neujahrsnacht zu der Kirche. Nun machte er von der Kirchthür an rückwärts einen Rundgang um dieselbe und klopfte dann dreimal an. Da trat ein Mann heraus und fragte ihn, ob er den Kater verkaufen wolle. — Ja! — Wie teuer? — Für einen Thaler! — Das ist zu viel, ich will acht Groschen geben! — Darauf ging er zum zweitenmal auf dieselbe Weise um die Kirche herum, klopfte wiederum an, und als derselbe Mann heraustrat, wiederholte er seine Forderung, doch wurden ihm nur sechzehn Groschen geboten. — Dafür ist er nicht! — Nun ging er zum drittenmal rückwärts um die Kirche, klopfte nochmals an, und als der Mann wieder herauskam, forderte und erhielt er seinen Thaler. Darauf warf er den Sack mit dem Kater hin und lief mit dem

Gelde, so schnell er nur konnte, nach Hause. Seitdem mochte er den Thaler ausgeben, so oft er wollte, sobald nur der letzte Groschen fort war, hatte er auch den ganzen Thaler wieder in der Tasche.

Nach Kuhn und Schwarz.

13. Vom Schlosse Daber.

In dem alten Schlosse zu Daber sollen vor vielen hundert Jahren drei vornehme Fürsten gewohnt haben, die führten ein wildes und gottloses Leben, brachten den Tag hin mit Jagen, Trinken und Fluchen und dachten niemals an den lieben Gott. Da starb plötzlich einer von ihnen. Den ließen die beiden andern im Erbbegräbnis des Schlosses beisetzen und führten dann ihren früheren Lebenswandel fort. Darauf sind sie dann ebenfalls bald eines jähen Todes gestorben. Von der Zeit an war das Schloß verfallen und in der ganzen Gegend verrufen. Böse Kobolde trieben des Nachts ihr Wesen darin, und niemand wagte, das Schloß zu betreten, um nach den großen Schätzen zu suchen, die darin verborgen sein sollten.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte zu Daber eine alte Nachtwächtersfrau, die war einmal am Johannistage gerade um die Mittagszeit auf das alte Schloß gegangen, um Flieder zu pflücken, der dort viel wächst. Während sie noch damit beschäftigt war, sah sie auf einmal aus dem Schlosse drei herrlich gekleidete Fräulein kommen, denen drei kleine Männer folgten. Diese sechs führten nun einen zierlichen Tanz auf dem Hofe aus, zu dem die Musik aus dem Schlosse spielte. Nachdem dies eine Weile gedauert hatte, erschien ein großer Hund an einer goldenen Kette. Das war der leibhaftige Teufel; denn er verwandelte sich plötzlich in einen großen, schwarzen Ritter, der mit

zu tanzen anfing, worauf der ganze Erdboden rund umher bis in die Tiefe hinein erschüttert wurde. Die alte Frau geriet darüber in einen solchen Schrecken, daß sie eilig den Schloßweg herunter lief. Als sie sich auf der Brücke nochmals umblickte, gewahrte sie in dem verfallenen Turme eine schreckliche Gestalt. Das ist natürlich auch wieder der Teufel gewesen. Er sah wie ein Drache aus, spie Feuer aus dem Munde und erhob auf einmal ein so furchtbares Geschrei, daß davon das ganze Schloß erzitterte und eine Mauer mitten hindurch barst. Gleich darauf hat die Glocke eins geschlagen, und nun ist alles vorbei gewesen; der Turm aber, aus dem der Teufel geschrieen, war eingestürzt. Von dem Geschrei des Teufels hatte die alte Frau ihr Gehör verloren, was sie denn als trauriges Wahrzeichen ihr Leben lang tragen mußte.

Zu dem Schlosse zu Daber gehört ein größerer See. Hier soll, wie sich die Leute erzählen, vor Zeiten eine große Stadt gestanden haben, die hernach in den See versunken ist. Die Glocken derselben soll man bisweilen noch hören. Einst wanderte ein Schuhmacher, der aufs Land zu gehen pflegte, um Arbeit zu suchen, nachts etwas angetrunken aus dem Kruge des benachbarten Dorfes Plantikow nach Daber zurück. Er war kaum eine Viertelstunde gegangen, als er am Wege drei schwarze Pferde weiden sah. Die gehören einem Bauer aus Plantikow, dachte er, das Gehen wird dir sauer, willst dir's bequem machen und nach Hause reiten. — Er machte sich also heran und setzte sich auf eins. Da erhob sich das Pferd mit ihm in die Höhe und flog hoch durch die Luft, daß dem Schuster Hören und Sehen verging. Erst an dem Schlosse ließ es sich mit ihm nieder, warf ihn dort am Ufer ab und verschwand dann in der Tiefe des Sees. Gleich nachher hörte der Schuster unten im Wasser ein helles Glockengeläut, aus dem deutlich die Worte hervortönten:

Anne, Susanne, wust du mit to Lanne?
O ne, mi Grete, man immer deepe!

Die Leute meinen, daß die drei schwarzen Pferde den drei Fürsten gehört haben; andere behaupten, das dritte, welches den Schuster durch die Luft getragen, sei der leibhaftige Teufel gewesen, denn es habe auch Feuer gespieen. Nach Temme.

14. Die Klosterruine zu Eldena.

Das Kloster zu Eldena bei Greifswald war einst reich begütert. Jetzt ist es schon längst zerstört, und nur von seiner Kirche sind noch Ruinen übrig, die weithin sichtbar sind. In seinen tiefen unterirdischen Gewölben sollen noch viele Schätze verborgen liegen. Ein langer, finsterer Gang soll in ein großes Gemach führen, in welchem sich ein goldener Tisch und eine große schwarze Kutsche befinden, die von einem schwarzen Pudel bewacht werden.

Vor mehr als hundert Jahren kamen, wie erzählt wird, aus Rom zwei Kapuziner nach Eldena, die den dortigen Landreiter nach einer verborgenen Thür fragten, welche angeblich in das alte Gemäuer unter der Ruine führt. Derselbe wußte natürlich nichts davon, gab ihnen aber seinen Knecht als Führer mit, um dieselbe zu suchen. Sie schienen die Räumlichkeiten jedoch genau zu kennen, bezeichneten dem Knechte eine Stelle, wo er den Schutt wegräumen solle, und dabei fand sich richtig eine Thür. Als die Kapuziner dieselbe berührten, that sie sich von selbst auf, und sie traten mit dem Knechte hinein. Durch den Gang gelangten sie in mehrere Zimmer, in welchen sich gar nichts befand. dann aber in eins, in dem mehrere Leute mit Schreiben beschäftigt zu sein schienen. Mit ihnen sprachen die Kapuziner vieles ganz heimlich, dann gingen sie wieder hinaus. Als aber der

Knecht wieder auf der Oberwelt war, erfuhr er, daß er, ohne es zu merken, drei Jahre lang dort unten gewesen war und man ihn bereits für tot gehalten hatte.

Nach Temme.

15. Die Hirtin vom Rugard.

Im Innern der Insel Rügen, doch mehr nach der Ostseite zu, erhebt sich der Rugard zu stattlicher Höhe und bietet eine herrliche Aussicht über fruchtbare Felder, grüne Wälder und anmutige Ortschaften dar.

Am Abhange eines Hohlweges liegt ein Stein, in welchem sich die Fußspur eines Mädchens eingedrückt haben soll. Davon erzählt man folgende Sage:

Ein junges, schönes Hirtenmädchen weidete täglich am Rugard die Herde. Es war auf Gottes Erdboden so verlassen, daß es auf der ganzen Welt keine treue Seele hatte, außer ihrem klugen Schäferhund. Da fand sich ein junger und reicher Ritter ein, verliebte sich in die Hirtin und wollte sie freien. Sie meinte, er wolle sie zum besten haben; er wollte sich aber nicht abweisen lassen. Endlich sprach sie: Ein Zeichen muß über unser Schicksal das erste und letzte Urteil fällen; versprecht mir, daß Ihr es unbedingt anerkennen wollt! — Der Ritter versprach es, und die Hirtin fuhr fort: Wenn ich an die Redlichkeit Eurer Absichten glauben soll, so müssen sich meine Fußstapfen und die Pfoten meines Hundes als Merkmal und Zeugen für immer in diesen Stein eindrücken.

Damit sprang sie auf den Stein, und der treue Schäferhund sprang ihr ungerufen nach. Dies begleitete der Ritter mit so heißen und treuen Gefühlen, daß von Stund an das verlangte

Zeichen an dem Steine sichtbar war und noch heute von der glücklichen Ehe Zeugnis ablegt, die nun der Ritter mit dem Hirtenmädchen abschloß. Nach Freyberg.

16. Der Mäuseteich zu Pudmin.

Zu Pudmin bei Swantow auf der Insel Rügen wohnte, wie erzählt wird, vor alter Zeit eine Bauersfrau, die hatte sieben Kinder, lauter Mädchen, eins immer kleiner als das andere. Ihre Mutter zog sie immer schmuck an, eins so wie das andere. Sie trugen bunte Joppen, geblümte Schürzen und rote Kappen. Am stillen Freitag ging nun die Frau in die Kirche und ließ die kleinen Mädchen zu Hause. Hinter dem Ofen hatte sie einen Beutel voll Äpfel hängen, den wollte sie nachmittags ihrer kranken Mutter bringen, um dieser einen erquickenden Brei zu kochen.

Als aber die kleinen Mädchen den Beutel erblickten, gingen sie darüber her und verzehrten alles, was darin war. Bald darauf kam die Mutter nach Hause, sah, was die Kinder angerichtet hatten, und wurde so zornig, daß sie sich nicht vor dem stillen Freitag schämte und zu fluchen anfing: Ihr Mausemärten Ihr, daß Euch die schwere Angst schlage; ich wollte, daß Ihr alle zu Mäusen würdet!

Da waren die kleinen Mädchen auf einmal fort, und sieben bunte Mäuslein liefen in der Stube herum. Der Knecht kam herein, da sprangen alle hinaus, liefen nach dem Schoritzer Felde und nach Dumswitz zu in den Wald hinein. Die Mutter rannte ihnen aus Leibeskräften nach, schrie und rang die Hände; aber die Mäuslein mit den scharlachroten Köpfen holte sie nicht ein. Bei dem Busche ist ein Teich. Als die Mäuslein dort ankamen, blieben sie einen Augenblick stehen, sahen sich nach ihrer Mutter

um, sprangen in das Wasser hinein und waren weg. Da wurde die Bauersfrau vor Schrecken zu Stein.

Zur Nachtzeit sollen die bunten Mäuse aus dem Teiche hervorkommen und ein Lied von sieben Junggesellen singen, die, wenn sie Brüder sind, sie aus ihrer Verzauberung erlösen können.

Nach E. M. Arndt.

17. Die schwarze Frau von Stubbenkammer.

In den Kreidefelsen der Stubbenkammer auf Rügen befindet sich eine große, tiefe Höhle, zu welcher ein steiler, schmaler Pfad führt. Sie wird die „Höhle der schwarzen Frau" genannt, denn eine schwarze Frau soll dahin für alle Ewigkeit gebannt sein.

Vor mehr als hundert Jahren kam dorthin ein großes Schiff; fremde Männer von riesiger Gestalt stiegen aus und fragten, wo die Höhle der schwarzen Frau sei. Als sie den Weg erfahren hatten, stiegen sie hinauf, einen Gefangenen in ihrer Mitte. Es war ein Mann, der in fernen Landen ein großes Verbrechen begangen hatte, aber von seinem König unter der Bedingung begnadigt worden war, daß er den goldenen Becher hole, den die schwarze Frau in der Höhle bewachte. Am Eingange der Grotte löste man dem Gefangenen die Fesseln und hieß ihn allein hineingehen. Er fand die Höhle offen, aber von hellen Flammen erleuchtet und so heiß, daß er es kaum aushalten konnte. Mitten in dem Feuer saß unbeweglich die Frau, ganz schwarz gekleidet und einen schwarzen Schleier vor dem Gesichte. Neben ihr stand der goldene Becher, den sie hütete. Der Missethäter ging mitten durch die Flammen hin zu ihr und griff nach dem Becher, sie aber sprach: Wähle das Rechte, so bin ich auf ewig Dein!

Der Mann sah aber nichts als den Becher, ergriff ihn und

eilte zur Höhle hinaus. Er hätte die Frau selbst wählen sollen, so hätte er die Schätze obenein bekommen. Als er sich umdrehte, hörte er sie unter tiefem Seufzer ausrufen: Wehe mir, nun bin ich auf ewig verloren! In demselben Augenblicke verschwand auch eine weiße Taube, welche oben auf dem Felsen gesessen hatte, und ein schwarzer Rabe trat an ihre Stelle. Der Jammerruf der Frau in der Höhle war so laut gewesen, daß die Männer im Schiffe ihn gehört hatten; aus Furcht behielten sie den Becher, welchen der Missethäter ihnen brachte, nicht, sondern übergaben ihn der benachbarten Kirche zu Bobbin, wo er sich noch befinden soll.

Nach Temme.

18. Johann Wilde.

Im Dorfe Rodenkirchen auf Rügen soll vor langen Jahren ein Bauer, Namens Johann Wilde, gelebt haben. Der wollte gern reich werden, und da er gehört hatte, daß in den Neun Bergen bei Rambin braune und weiße Zwerge wohnten, die den Menschen wohlgesinnt wären, so beschloß er, sich einen derselben dienstbar zu machen. Man glaubte nämlich, wenn es einem glücke, von diesen Zwergen etwas in die Hände zu bekommen, zum Beispiel eine Mütze, einen Schuh und dergleichen, dann derjenige Zwerg, der das Stück verloren habe, ein Diener des Finders werde und fortan ihm bringen müsse, was er wünsche. Der Bauer ging also um Mitternacht dorthin, nahm eine Branntweinflasche mit und legte sich an die Erde, als wenn er schwer betrunken wäre. Als nun die Zwerge von den Bergen herabkamen, um fröhlich miteinander zu tanzen, achteten sie nicht auf ihn, weil sie wirklich seine Trunkenheit voraussetzten, und so gelang es dem Bauer, den gläsernen Schuh eines der-

Königsstuhl mit Kleiner Stubbenkammer

vom Strande aus.

selben zu erwischen. Mit dem lief er eilig nach Hause und versteckte ihn hier sorgfältig. In der nächsten Nacht kehrte er wieder zu den Neun Bergen zurück und rief laut: Johann Wilde in Rodenkirchen hat einen schönen gläsernen Schuh, wer kauft ihn? Er wußte wohl, daß sein Herr ihn nicht im Stiche lassen konnte, und am andern Tage kam richtig auch der arme Zwerg, der genötigt war, auf einer Seite barfuß zu gehen, als Kaufmann verkleidet in Johann Wildes Haus und fragte nach dem Preise des Schuhes. Sie handelten lange darum, endlich aber gab ihn jener hin für das Erlernen der Kunst, beim Pflügen in jeder Furche einen Dukaten zu finden. Nun fing Wilde an zu pflügen, und als er die erste Scholle gebrochen hatte, sprang ihm richtig ein schöner blanker Dukaten entgegen und bei der zweiten Furche wieder einer, und so ging es fort. Johann Wilde aber konnte nicht genug der Dukaten finden, darum machte er die Furchen immer enger und kleiner und pflügte vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und obwohl er die Pferde, die das fortwährende Ackern nicht hätten aushalten können, klugerweise öfter wechselte, so konnte er sich selbst doch nicht ebenfalls verdoppeln und verdreifachen. Darum vergaß er das Essen, Trinken und Schlafen und dachte nur ans Pflügen, so daß er endlich einmal hinter dem Pfluge vor Mattigkeit umsank und starb. Seine Frau und Kinder aber ließen sich die vielen Dukaten, welche sie nach seinem Tode vorfanden, wohlgefallen, kauften dafür großen Landbesitz und gehörten bald zu den reichsten Edelleuten auf Rügen.

Nach E. M. Arndt.

19. Der Herthasee.

Auf der Insel Rügen, und zwar auf der Halbinsel Jasmund, findet man noch heutzutage unweit von Stubbenkammer mitten in dem Buchwalde Stubenitz einen alten Wall, der „Borgwall“ oder die „Herthaburg“ genannt. Dieser Wall liegt an der Nordseite des Schwarzen Sees, welcher ungemein klares, reines Wasser hat und seinen Namen nur von der finstern Lage zwischen zwei waldigen Anhöhen erhalten hat. Denn die Schlagschatten der Bäume verdunkeln zu gewissen Tageszeiten vollständig seinen Spiegel. Innerhalb jenes Burgwalls befand sich nach der Sage ein Tempel der heidnischen Göttin Hertha, unter welcher die Mutter Erde verehrt wurde. In einem heiligen Wagen, der mit einem geheimnisvollen Schleier bedeckt war und von zwei Kühen gezogen wurde, soll die Göttin alljährlich zum Bade in den Schwarzen See hinabgelassen worden sein. Nur der ihr geweihte Priester durfte sie begleiten, die Sklaven aber, welche diese Zugtiere den steilen Berg hinab leiteten, wurden, sobald sie ihre Dienste verrichtet hatten, in dem See ertränkt, weil jeder Uneingeweihte, der die Göttin gesehen hatte, sterben mußte.

An jener Stelle soll es auch heute noch nicht geheuer sein. Bei hellem Mondenscheine tritt, wie erzählt wird, aus dem Walde bei der Herthaburg oft eine schöne Frau hervor, wandelt, von vielen Dienerinnen begleitet, langsam zum See hinab und verschwindet dort; deutlich hört man dann das Plätschern der Badenden im Wasser. Wenn ein Wanderer dies sieht, fühlt er sich mit wunderbarer Gewalt an den See hingezogen; sobald er aber das Wasser berührt, sinkt er unter und kommt nie wieder ans Tageslicht. Man darf auch weder einen Kahn noch ein Netz auf den See bringen. Einst hatten Leute dies gewagt und den Kahn, mit welchem sie herumgefahren, über Nacht dort

gelassen; am andern Tage war er verschwunden, und nach langem Suchen fand man ihn endlich auf dem Wipfel einer hohen Buche wieder, und eine Stimme aus dem See rief: Ich und mein Bruder Nickel haben dies gethan!

Nach Temme u. a.

20. Das brennende Geld.

In einer Novembernacht ritten, wie die Sage berichtet, drei Bauern von einer Hochzeit aus dem Dorfe Lanken zurück. Als sie aus dem Walde hervorkamen, sahen sie an einem kleinen Busche auf dem Felde ein großes Feuer, das bald wie ein glühender Herd voll Kohlen glimmte, bald in hellen Flammen aufloderte. Sie hielten voller Verwunderung still und fragten sich, was das wohl sein möge. Da rief plötzlich einer von ihnen: Nachbarn, ich weiß, was das ist: Hier brennt Geld; seid still und laßt uns hinreiten, und jeder mag seine Taschen ruhig mit den Kohlen füllen, dann haben wir für alle Zeiten genug! Der älteste aber sprach: Behüte Gott, daß ich in dieser späten Stunde aus dem Wege reiten sollte; ich kenne den wilden Jäger zu gut, der da eben gerufen hat: Hoho, hallo! halt' den Mittelweg! — Der zweite hatte auch keine Lust dazu; der jüngste aber faßte sich ein Herz, spornte sein Pferd und nötigte es, in das Feuer hineinzureiten. Dort sprang er ab, füllte sich die Taschen voll Kohlen und jagte dann seinen beiden Gefährten nach. Bald hatte er sie eingeholt, und nun ritten sie, ohne ein Wort miteinander zu sprechen, heim in ihr Dorf. Als sie dort ankamen, war's bereits ganz hell, der Bauer aber, der sich die Kohlen eingesackt hatte, war neugierig zu wissen, was er für Kleinodien mit sich herum schleppe; denn die Schwere derselben zog ihm die

Taschen ganz herunter; wie er aber hineingriff, brachte er nichts als tote Mäuse heraus. Seine Gefährten lachten ihn nicht wenig aus, versprachen ihm aber, niemandem ein Wort davon zu verraten.

Der Bauer hat gleichwohl gemeint, daß es Geld gewesen sei; wenn er statt des Geldes Mäuse nach Hause gebracht, so habe es nur daran gelegen, daß ihm Salz gefehlt habe, um es schnell auf die Kohlen zu werfen. Er ist also die nächste Nacht wieder hingeritten und hat genau an derselben Stelle, die den Tag über grasgrün gewesen ist, das Feuer brennen sehen. Schnell hat er Salz auf die Kohlen geworfen, soviel wie möglich davon zusammengerafft und ist im Galopp wieder nach Hause geeilt. Unterwegs hat er keinen Laut von sich gegeben und ist auch niemandem begegnet, so daß nun nichts mehr im Wege stand, den Schatz nach Hause zu bringen. Als er jedoch daheim in die Taschen griff, hatte er immer noch bloße Kohlen darin, allerdings mit einigen schwarz gewordenen Schillingen vermischt. Diese haben zu seinem Ruin geführt, denn statt sich zu überlegen, ob er sie nicht vielleicht schon vorher in der Tasche gehabt habe, glaubte er, sie seien nur die Vorboten größerer Schätze. Er ist also alle Nächte hingeritten, hat dabei seine besten Pferde zu Grunde gerichtet und auch seine Wirtschaft vernachlässigt, da er doch am Tage schlafen mußte. Endlich ist er einmal gar nicht wiedergekommen, nur seinen Hut hat man im nahen Schmachter See wiedergefunden. Dort wird er wohl, vom Teufel irre geführt, elend ertrunken sein.

Nach E. M. Arndt.

21. Die alte Burg bei Löbnitz.

Nahe bei Löbnitz findet sich ein kleiner Eichenwald, an dessen nördlichem Ende sich Burgtrümmer erheben, die von dichten Dornbüschen überwuchert sind. Im Volksmunde heißt noch jetzt dieser Ort die „alte Burg", und man erzählt davon mancherlei Sagen.

In uralter Zeit soll ein Edelmann aus dem untergegangenen Geschlechte der Eigen dort ein prächtiges Schloß gehabt haben, wo manche Nacht durchschwärmt und bankettiert worden ist. Jenseits des Flüßchens Barth soll er ein zweites Lustschloß gehabt und von dort mit einem Fernrohr die Landstraßen überschaut haben. Wenn nun auf diesen ein Wagen oder eine Kutsche daherkam, so hat er seine Leute hingeschickt, sie auszurauben; sind aber schöne Frauen darin gewesen, so hat er diese auf die Burg im Walde schleppen lassen. Dies hat bis zum Siebenjährigen Kriege gedauert, da sind die Russen gekommen, haben ihm seine Güter verbrannt, und er ist so arm geworden, daß er sich in der Waldburg hat verstecken und knapp wie andere Leute leben müssen. Endlich hat dann noch der Blitz in dieselbe geschlagen, und er ist mit allen seinen Leuten darin jämmerlich umgekommen. Dicht an dem alten Gemäuer der Burg sieht man eine uralte Eiche, von der der Blitz die eine Hälfte abgespellt hat. Dort ist es nicht geheuer; denn wenn es sonst im ganzen Walde mäuschenstill ist, schreien hier Spatzen, Zeisige und Meisen den ganzen Tag, daß man sein eigen Wort nicht verstehen kann, und in der Nacht wirtschaften hier Eulen, Krähen und Raben so schrecklich, daß den Vorübergehenden die Haare zu Berge steigen. Dann kommen auch die Füchse aus ihren Löchern und heulen mit, und zahllose Schlangen ringeln sich aus dem Bache heran. Ganz in der

Nähe horstet auf einer abgestorbenen Buche ein schwarzer Storch, der einzige seiner Art in dieser Gegend, der Hauptmann des ganzen Vogelgesindels, der auf den Wiesen sein großes Jagdrevier hat und von den gewöhnlichen Störchen gemieden wird, als wenn er der Teufel wäre. Des Nachmittags sieht man ihn immer zwischen den beiden Burgplätzen hin und her fliegen, und das Volk glaubt, daß er der alte böse Edelmann selbst sei. In seiner Nähe sieht man sehr oft einen Jägerburschen in bunter Jacke. Wenn nun eine hübsche Dirne im Walde Blumen pflücken oder Nüsse lesen will, so macht er sich stets freundlich an sie heran, reicht ihr Blumensträußchen und erbietet sich, ihr im Walde eine Stelle zu zeigen, wo die schönsten Blumen blühen und die besten Nüsse hängen. Dann lockt er sie auf den Burgwall und sagt, sie solle sich dort die schöne Aussicht anschauen. Dann findet sich oben ein runder roter Stein, wie zum Sitzen zurechtgemacht, ein immergrünes Plätzchen ringsum und Blumen und Nüsse reichlich daneben gestreut. Freundlich ladet er sie ein, sich dorthin zu setzen und den Blick über die weite Landschaft gleiten zu lassen. Wehe aber, wenn sie der Aufforderung entspricht; denn sobald sie den Stein berührt, thut sich der Boden auf, und Jäger, Jungfer, Nüsse und Blumen sinken in die Tiefe, in die unterirdischen Säle, in welchen noch immer die Geister des alten Edelmannes und seiner Gesellen ihr wüstes Leben treiben sollen. Die armen versunkenen Dirnen kommen natürlich nimmer wieder ans Tageslicht, und die Jungen, die des Nachts auf den Wiesen an der Barth die Pferde hüten, wissen nicht nur von dem Eulen- und Krähengeschrei, sondern auch von kläglichem Wimmern und Winseln, das aus der Erde herauf tönt, gar viel zu erzählen.

Nach E. M. Arndt.

22. Die beiden Störe zu Grabow.

Auf der Insel Usedom lag ehemals das große Kloster Grabow, welches der pommersche Fürst Ratibor und seine Gemahlin gestiftet hatten. Einst herrschte nun, wie die Sage erzählt, im ganzen Lande eine große Hungersnot, und auch die Mönche zu Grabow wußten nicht, wie sie sich erhalten sollten. Da kamen auf einmal zwei große Störe aus dem Haff nach dem Kloster geschwommen und trieben sich so lange vor demselben herum, bis einer von den Mönchen gefangen worden war; dann schwamm der andere, gerade als hätte er einen Gefangenen eingeliefert, wieder davon. Im nächsten Jahre kam derselbe Fisch wieder und brachte abermals einen so großen Kameraden mit und verschwand, nachdem dieser gefangen war, ganz in derselben Weise. Die nämliche Erscheinung wiederholte sich hinfort alle Jahre. Einst wurden die Mönche aber frech und fingen beide Störe; da ist kein anderer an ihrer Stelle wieder nach Grabow gekommen. Nach Kantzow.

23. Die Maränen im Madüsee.

In dem Madüsee bei Stargard finden sich die seltenen und kostbaren Maränen, die in keinem andern deutschen See vorkommen sollen. Wie diese Fische dahin gekommen sind, berichtet folgende Sage: Im Kloster Colbatz am Madüsee lebte einst ein Abt, welcher bei seinem Aufenthalt in Italien Geschmack an den dort vorkommenden Maränen gefunden hatte und nun alles aufbot, um sich solche Fische wieder zu verschaffen. Der

Teufel sah darin eine erwünschte Gelegenheit, sich seiner Seele zu bemächtigen, trat herzu und erbot sich, ihm eine große Fülle solcher Fische zu bringen, wenn er sich ihm verschreiben wolle. Nach langem Zögern ward die Begierde des Abtes so groß, daß er auf den Vorschlag einging, jedoch machte er die Bedingung, daß ihm der böse Feind die Fische vor dem Hahnenrufe bringen müsse. Er glaubte nämlich, der Teufel könne den weiten Weg nicht in so kurzer Zeit zurücklegen. Als der Satan verschwunden war, fiel es dem Abte schwer auf die Seele, in welchen bösen Handel er sich eingelassen habe; er betete also inbrünstig zu Gott, daß dieser ihn aus den Teufelskrallen erretten möge. Kaum hatte er die letzten Worte seines Gebetes gesprochen, so hörte er in der Luft ein fürchterliches Rauschen; es war der Teufel, der mit einem ganzen Netz voll Maränen aus Italien geflogen kam. In demselben Augenblick aber, als er über den See hinweg nach dem Kloster schwebte, krähte der Hahn, und der Glöckner des Klosters begann die Glocke zu läuten, um die Brüder zur Hora zu rufen. Da sah der Teufel, daß er zu spät gekommen war, und ließ vor Wut das Netz mit den Maränen in den See fallen; da sind sie noch heutzutage zu finden.

Nach Freyberg.

Sagen aus West- und Ostpreußen.

1. Der heilige Adalbert.

Der heilige Adalbert stammte aus einer gräflichen Familie Böhmens, wurde zuerst Bischof zu Prag, predigte dann in Ungarn und Polen das Evangelium und wurde Erzbischof von Gnesen. Von da aus machte er in Begleitung seines Freundes Gaudentius im Jahre 997 eine Bekehrungsreise in das noch ganz heidnische Preußenland. Er kam zuerst in das Culmer Land und begab sich, als er hier keine gute Aufnahme fand, nach Pomesanien. Als er nun über den Fluß Ossa setzte, erzählt die Legende, und nicht so viel hatte, um das Fährgeld zu bezahlen, gab ihm einer der Schiffer mit dem Ruder einen heftigen Schlag über den Kopf, daß er davon schwer erkrankte. Er konnte auch in Pomesanien nur wenig ausrichten und zog deshalb nach Danzig und von da nach Samland. In der Nähe der heutigen Stadt Fischhausen legte er sich am Rande eines Waldes, einen Bogenschuß weit von seinen Begleitern, nieder, um etwas auszuruhen. Ohne es zu wissen, war er aber dem heiligen Haine von Romove, der Hauptverehrungsstätte der preußischen Götter, welche nur der Fuß der geweihten Priester betreten durfte, nahe gekommen und alsbald von diesen bemerkt worden. Sie rissen ihn aus seinem Schlummer, fragten ihn, was er hier wolle, und als er seinen Namen und den Zweck seiner Reise ehrlich angegeben hatte, schleuderte ein gewisser Siggo ihm seinen Speer nach der Brust. Durchbohrt stürzte er mit ausgebreiteten Armen in Form eines Kreuzes zu Boden; die wütenden Priester warfen sich auf seinen Körper, durchstachen denselben mit zahlreichen Speerstichen und trennten endlich Haupt und Glieder desselben

vom Rumpfe. Die Begleiter Adalberts wurden gefangen und erst nach langer Zeit gegen ein hohes Lösegeld freigegeben.

Adalberts Leichnam blieb, wie die Legende weiter erzählt, vorläufig liegen, als aber der Polenherzog Boleslaus ihn von den Preußen zurückverlangte, forderten diese eine so große Summe an Gold, wie das Gewicht des Leichnams betragen würde. Der Herzog schickte nun auch sehr viel Gold und Kleinodien; als diese aber auf die eine Wagschale gelegt wurden, wogen sie doch den Körper des heiligen Adalbert, der auf der andern lag, bei weitem nicht auf. Da legten die polnischen Gesandten noch ihr ganzes Reisegeld dazu, ja selbst viele Preußen, welche er getauft hatte, schleppten ihr Gold herbei und legten es auf die Wage, allein immer noch wollte dieselbe nicht sinken. Siehe, da kam ein altes Mütterchen, welches dem Christengott das ganze Jahr hindurch früh und spät mit Beten und Wohlthun gedient hatte, und legte, um auch ihren Beitrag zu zahlen, ihre letzten zwei Pfennige auf die volle Schale. In diesem Augenblicke schnellte die andere mit dem Leichnam in die Höhe und alles Gold, welches der Herzog und die Gläubigen gegeben hatten, konnte wieder herausgenommen werden; denn für die zwei Pfennige des Mütterchens wurde die Leiche ausgeliefert. Dieselbe wurde nun in feierlicher Prozession nach Gnesen geführt und dort mit großem Gepränge bestattet.

Über dieses Ereignis sind noch mehrere abweichende Legenden vorhanden. Nach Ziehnert u. a.

2. Das weiße Pferd.

Vor langen, langen Jahren lebte zu Geilgarben ein edler Preuße, Namens Drogo, der mit dem deutschen Orden sehr gut stand; wie es aber bei den Preußen Gewohnheit war, wollte

er weder ein weißes Roß reiten, noch ein solches auf seinen Gütern leiden; denn sie pflegten dieselben entweder ihren Göttern zu opfern, oder sie brachten sie um. Nun wollte ihm dies Bruder Dietrich, der Vogt von Samland, ausreden und kam daher zu ihm auf einem weißen Pferde. Drogo schwieg dazu, obgleich es ihm nicht gefiel. Am Morgen fand man jedoch das weiße Roß tot. Drogo schenkte dem Vogt sofort ein anderes Pferd und bat ihn, wenn er wieder zu ihm käme, kein weißes Roß mitzubringen, denn seine allmächtigen Götter könnten dasselbe nicht leiden. Als der Vogt gleichwohl ein zweites Mal auf einem weißen Rosse ankam, geschah's ihm wie zuvor. Er kam jedoch auch noch ein drittes Mal, ließ aber das weiße Roß diesmal über Nacht gesattelt stehen und ein Kruzifix am Sattel desselben hängen; da fand man das Roß am Morgen frisch und gesund. Als sich nun Drogo verwunderte, daß seine allmächtigen Götter das Pferd nicht hätten umbringen können, da belehrte ihn der Vogt, daß er selbst einen weit stärkeren Gott habe; denn obwohl nur dessen Bild an dem Rosse gehangen, hätten ihm doch seine Götter nichts anhaben können. Da nun Drogo diesen Gott auch gern kennen lernen wollte, sandte ihm der Vogt einen Mann, der ihn im Christenglauben unterrichtete, und dadurch wurde Drogo ein Christ.

Nach Hennenberger.

3. Die Pfarrkirche zu Culm.

Die Pfarrkirche zu Culm ist eins der schönsten mittelalterlichen Bauwerke. Sie sollte eigentlich zwei Türme erhalten, daß sie deren nur einen hat, erklärt folgende Sage:

Der Baumeister hatte sich verpflichtet, den Bau an einem bestimmten Tage fertig zu haben; der zweite Turm war aber

erst zur Hälfte vollendet, als der festgesetzte Tag heranrückte. Da sah sich der Meister genötigt, nicht bloß Tag und Nacht, sondern auch an Sonn- und Festtagen arbeiten zu lassen. So gelang es ihm auch wirklich, den Tag inne zu halten; als aber die Kirche eingeweiht werden sollte, erhob sich auf einmal in der Luft ein gewaltiges Brausen, und die bestürzte Menge sah vom Himmel einen Engel mit einem Flammenschwert herabkommen, mit welchem er den zuletzt vollendeten Turm entzündete und bis auf den Grund niederbrannte, jedoch so, daß nichts weiter von der Kirche beschädigt wurde. Man versuchte allerdings, den Turm wieder aufzuführen, allein auch das zweite Mal vernichtete ein Blitzstrahl die neue Arbeit. Seit dieser Zeit hat man von der Vollendung des Baues abgesehen. Nach Temme.

4. Der Wucherer zu Thorn.

Im Jahre 1343 lud der Hochmeister Ludolph König den Polenkönig Kasimir II. nach Thorn ein, und in derselben Zeit, wo die Fürsten dort verweilten, soll sich folgendes zugetragen haben:

Ein reicher Wucherer ging hinaus in die Weinberge, legte dort seinen Gürtel mit dem Geldbeutel ab, in welchem hundert Goldgülden sich befanden, und ließ ihn hernach liegen. Bald darauf kam ein Masur, der in der Stadt um Tagelohn arbeitete, fand ihn, ging in die Stadt und fragte überall, ob jemand den Beutel mit Geld verloren habe. Sofort fanden sich viele, niemand konnte ihm aber genau die Zeichen sagen, bis endlich auch der Wucherer kam. Da dieser sich gehörig ausweisen konnte, so erhielt er seinen Beutel zurück. Statt nun aber dem Masuren ein Trinkgeld zu geben, ließ er ihn festnehmen, indem er vorgab, derselbe habe ihm einen Teil des Geldes gestohlen. Dies

verdroß einige Bürger, welche den Masuren als einen ehrlichen und frommen Mann kannten, sie gingen also zum Hauskomtur, zeigten ihm die Sache an, und dieser berichtete weiter an den Hochmeister. Derselbe forderte beide mit dem Beutel und Gelde vor sich. Er fragte nun den Masuren, ob das der Beutel sei, den er gefunden habe. Derselbe sagte: Ja, aber ich weiß nicht, was darin gewesen ist! Der Hochmeister fragte auch den Wucherer, ob es denn wirklich der Beutel sei, welchen er verloren habe. Dieser antwortete auch: Ja! Da forschte der Fürst, wieviel er darin gehabt habe. Er antwortete: Hundert Gulden. Der Hochmeister zählte also das Geld, fand es richtig und fragte dann den Wucherer, warum er den Masuren habe festsetzen lassen, wenn er doch sein Geld richtig vorgefunden habe. Der Wucherer sagte: Weil die Masuren gern stehlen, habe ich gedacht, es müsse mehr darin gewesen sein und er etwas davon entwendet haben.

Weil nun der Wucherer bekannte, daß er es eigentlich nicht genau wüßte, schüttete der Hochmeister das Geld aus, gab dem Wucherer den leeren Beutel und sprach: Aus Deinen eigenen Worten erkenne ich, daß zwar der Beutel Dein ist, nicht aber das Geld; denn es ist nicht soviel, als Du meinst! Damit gab er dem Masuren zehn Gulden und sagte: Wenn derselbe seiner Natur hätte genug thun wollen, so hätte er alles behalten. Das andere verteilte er zur Ehre Gottes an die Armen.

Nach Hennenberger.

5. Wie der Teufel einen Schusterjungen entführt hat.

Zu Ende des 16. Jahrhunderts soll zu Königsberg im Kneiphof ein Schuhmacher gewohnt haben, bei dem ein Junge, Namens Martin Ferber, in der Lehre war. Zu diesem ist, wie

die Sage erzählt, nachts der leibhaftige Teufel gekommen, als er in seinem Bette neben einem andern Jungen lag, und hat ihn, indem er ihn mit feurigen Augen furchtbar angeblickt, gefragt: Schläfst Du? Der Junge hat geantwortet: Nein; Meister seid Ihr's? Der Teufel antwortet: Ja, ich bin's! Da nun die Stimme eine ganz schreckliche war, so hat der Junge gerufen: Berat uns, Herr Jesu, Du Sohn Gottes! und hat die Decke über den Kopf gezogen. Nach einer kleinen Viertelstunde hat sich der Böse abermals bemerkbar gemacht, ihn aufgefordert, sich an den Teufel zu verschreiben und sich folgenden Tages vor der Stadt mit ihm zu treffen. Hernach hat der Junge bis zum Morgen geschlafen, und da ihm über die Maßen angst und bange gewesen ist, hat er um Mittag seinem Meister alles mitgeteilt. Alsbald ist der Meister fortgegangen, einen Geistlichen zu holen und der Junge ist hinter ihm her gelaufen. Beim Bollwerk begegnet ihm der Teufel, wie ein gewöhnlicher Mensch gekleidet, aber mit Füßen, wie ein Hahn; der spricht zu ihm: Kommst Du? Als der Junge nicht antwortet, ergreift er ihn und führt ihn erst vor die Stadt, in einen Garten, und dann in das Gemach eines Türmchens. Dort befanden sich um einen runden Tisch viele Teufel, sie saßen auf Stühlen mit Lehnen, waren mit seidenen Hosen und Wämsen bekleidet und trugen an ihren Hälsen goldene Ketten. Auf dem Tische lag eine schwarze Decke, eine Schüssel voll Braten und viele mit Wein gefüllte Gläser standen darauf. Die Teufel zechten gar wacker, und ein Sackpfeifer spielte dazu. Der Schusterjunge mußte nun neben dem Teufel, der ihn geholt hatte, Platz nehmen und mit essen und trinken. Das hat er auch nach Kräften gethan, und es hat ihm ganz gut gemundet. Nach der Mahlzeit ist das Tischtuch mit den Gerätschaften verschwunden, und alsbald hat auf dem Tisch ein großer Haufen von Goldstücken gelegen, und der Teufel, der den Schusterjungen dorthin geführt, hat zu ihm gesprochen:

Du kannst Dir davon so viel nehmen, wie Du willst, wenn Du mein eigen wirst! — Martin Ferber aber hat geantwortet: Ich will nicht! Und nun hat sich der Junge zur Thür gewendet und fort gewollt. Da hat der Satan gelacht und gesprochen: Wo willst Du hin? Du kannst doch nicht hinaus! Martin aber hat geantwortet: Gott, der mir hereingeholfen hat, wird mir auch wieder heraus helfen! Darauf hat ihn der Teufel ergriffen und ihn die hohe Treppe hinunter gestürzt. Da rafft er sich wieder auf und ruft mit Inbrunst: Jesu, Du Sohn Gottes, errette und erlöse mich aus des Teufels Gewalt! Alsbald hat ein schöner Jüngling in weißen Kleidern neben ihm gestanden und ihn gefragt, was er da mache, und wie er da hinein gekommen sei. Er hat geantwortet: Das weiß nur unser Herr Jesus allein! Hierauf hat der Engel ihm gesagt: Du sollst nicht mehr dort hinein kommen! hat ihm das Koller, das ihm der Teufel angelegt, wieder abgenommen und ihm den Weg gezeigt, auf dem er zu dem Kneiphofe zurückgelangen konnte. Und nachdem der Engel ihn noch ermahnt, sich vor Hoffart und allen Sünden zu hüten, ist er wieder verschwunden.

Auf dem Heimwege begegnet ihm der vorige Teufel in gleicher Gestalt und spricht zu ihm: Du kannst nicht nach Hause kommen; da Du mit mir gegessen und getrunken hast, mußt Du bei mir bleiben! Der Junge antwortet: Unser Herr Jesus hat mir aus dem Garten geholfen, er wird mir auch nach Hause helfen! Da ist der Teufel verschwunden, und der Junge ist glücklich nach Hause gelangt. An seinem Arme hat er eine schwarze Binde getragen, aber nicht gewußt, woher sie gewesen ist; man hat sie mit Feuer verbrannt.

Drei Tage lang hat der Junge nun krank im Bette gelegen, die Glieder sind ihm wie zerschlagen gewesen, und eine ganze Woche hindurch ist ihm im Kopfe verworren gewesen. Erst nachdem man ihm das heilige Sakrament gereicht hatte, gelangte er

wieder zu einiger Ruhe. Vierzehn Tage später hat ihn der Satan noch einmal in der Nacht heimgesucht und zu ihm gesprochen: Komm, Du mußt mit mir! Aber der Junge hat sich jetzt mutig aufgerichtet und gesprochen: Nur wenn Du Jesus Christus, Gottes Sohn, bist, so will ich mit Dir! Darauf ist jener sofort verschwunden, und mit Gottes Gnade hat der Junge allmählich seine frühere Ruhe wiedergefunden und ist von dem Satan ganz befreit worden.

Nach Hennenberger.

6. Der Messerschlucker.

Vor mehreren hundert Jahren soll sich zu Grünwald in Ostpreußen folgendes zugetragen haben:

Ein Ackerknecht fühlte sich übel im Magen, deshalb nahm er ein Messer, faßte es bei der Spitze und wühlte mit dem Hefte im Schlunde, in der Meinung, dadurch ein Erbrechen herbeizuführen. Aber das Messer entfuhr ihm und ging in den Magen. Er stellte sich nun auf den Kopf und streckte die Beine in die Höhe, in der Hoffnung, daß das Messer wieder herauskommen werde. Als dies aber nicht geschah, so setzte er eine Kanne Bier darauf und spülte es vollends hinunter. Darauf wurde der arme Kerl nach Königsberg zum Doktor Becker gebracht, der damals ein berühmter Arzt war. Dieser ließ ihn, wie weiter erzählt wird, in Gegenwart anderer Ärzte auf ein Brett binden, applizierte ihm ein magnetisches Pflaster und öffnete ihm dann den Bauch und hierauf den Magen, zog das Messer an der Spitze heraus und bewirkte, daß der Magen sofort wieder zuschnappte und die Wunden schnell wieder heilten. Der Patient sah mit großer Herzhaftigkeit zu und rief, als der Wundarzt das Messer heraus zog, gar freudig: Das ist mein Messer!

Die Sache machte solches Aufsehen, daß sich König Wladislaus von Polen das Messer schicken ließ und daß dasselbe später auf der Königsberger Bibliothek sorgfältig aufgehoben wurde. Jener Knecht soll einige Jahre später geheiratet und noch lange Zeit gesund und munter gelebt haben. Nach Hartknoch.

7. Das Kruzifix zu Königsberg.

Bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts befand sich neben dem Schlosse zu Königsberg ein Kruzifix, welchem man wunderthätige Kraft nachrühmte und von dem folgende Legende erzählt:

Zur Zeit des Hochmeisters Konrad von Feuchtwangen befand sich unter den Ordensbrüdern ein sehr frommer Ritter, mit Namen Michael Rinpitz. Derselbe war namentlich ein so großer Verehrer der heiligen Jungfrau, daß, wer ihn im Namen derselben um etwas bat, schon im voraus der Erhörung seiner Bitte gewiß sein konnte. Dies benutzten besonders die Bettler und die Kranken, welche ihn beständig im Namen der heiligen Jungfrau mit ihren Bitten bestürmten.

Einst ging er über Land, da traf er auf dem Felde einen Krüppel, der ihn ebenfalls bei der heiligen Jungfrau um seine Hilfe bat. Der Ritter neigte sich mitleidig zu ihm nieder, und obwohl er sah, daß derselbe voll Aussatz und Beulen war, hob er ihn doch auf, lud ihn auf seine Schulter und trug ihn in seine Wohnung, wo er ihn in sein eigenes Bett legte, während er selbst sich sein Lager auf der harten Erde zurecht machte. Dann betete er laut sein Nachtgebet, der Bettler betete mit, und beide schliefen ein. Allein der Ritter hatte kaum einige Augenblicke geschlummert, da weckte ihn der Bettler und bat ihn um der heiligen

Jungfrau willen um einen Trunk Wassers, weil ihn so sehr dürste. Bereitwillig sprang der Ritter auf, um das Gewünschte zu holen; allein kaum hatte er sich wieder niedergelegt, so wiederholte der Bettler sein Begehren, und also ging es die ganze Nacht durch, so daß der gute Ritter, der unverdrossen die Befehle des Krüppels erfüllte, erst gegen Morgen in einen tiefen Schlaf sank. Als er endlich erwachte, war er ärgerlich, daß er sich also von der Müdigkeit hatte übermannen lassen, da es seinem Gaste unterdessen vielleicht an etwas habe mangeln könne; als er sich jedoch nach ihm umschaute, fand er das Bett leer und an Stelle des Krüppels gewahrte er ein Kruzifix, auf welchem das Bild des Erlösers in ergreifender Schönheit erglänzte. Da erkannte der Ritter, wen er beherbergt hatte, wurde überaus freudig im Herzen und bewahrte das Kruzifix als eine heilige Gabe Gottes.

Nach Ziehnert.

8. Syrene auf Christburg.

Die Stadt Christburg an der Sorge im Regierungsbezirk Marienwerder wurde vom Landmeister Heinrich Vida gegründet. Im Jahre 1266 unternahmen die Bartner und Pogesanier einen Raubzug ins Culmer Land und wußten die Macht des Ordens in listiger Weise zu teilen. Sogleich eilten die Ritter von Christburg mit ihren Bürgern und den Besatzungen benachbarter Ordenshäuser gegen die Feinde und fanden diese vor der Burg Trappeinen, welche sie eben bestürmen wollten. Diese ergriffen nun die Flucht, und das Ordensheer zog an den Sirgunefluß und überließ sich einer sorglosen Ruhe. Dies hatten die Preußen bald erfahren, sammelten sich bei Marienwerder, überfielen das Ordensheer im Schlafe und töteten zwölf Brüder und

fünfhundert Mann. Nun saß aber, wie weiter erzählt wird, auf Christburg ein tapferer Preuße gefangen, mit Namen Syrene. Der hatte seine Landsleute verlassen, das Christentum angenommen und war ins Schloß Christburg gekommen, um auf der Seite der Ordensbrüder zu kämpfen. Diese trauten ihm aber nicht und sperrten ihn bei elender Kost in einen Turm. Während nun aber die auf Christburg zurückgebliebenen Ritter von der Niederlage ihrer Brüder keine Ahnung hatten und so sorglos waren, daß sie die Zugbrücke, welche zum großen Thore führte, nicht aufgezogen, auch das Thor selbst offen und unbewacht gelassen, hatten sich die Preußen heimlich bis an das Thor geschlichen, waren in die Vorburg gekommen und schon im Begriff, durch das große Thor zu dringen. Als Syrene durch sein vergittertes Fenster die Feinde erblickt, zerreißt er seine Fesseln, sprengt die Pforte und stürzt sich seinen Landsleuten entgegen. Es gelingt ihm auch, mit der Keule, die seine einzige Waffe war, die Eingedrungenen von der Brücke wieder herab zu drängen, und mutig verfolgt er sie. Da ziehen die endlich durch das Waffengeklirr und das Rufen Syrenes munter gewordenen Ritter hinter ihm die Zugbrücke in die Höhe und überlassen ihn feigerweise seinen wütenden Feinden. Er aber springt, um nicht lebendig in deren Hände zu fallen, kühn in den Graben hinab, schwimmt nach dem Thor, und es gelingt ihm auch, trotz des Regens der feindlichen Pfeile, unversehrt an demselben empor zu klettern. Nun wären aber die Burgbewohner zweifellos Hungers gestorben, da die Preußen jede Zufuhr abschnitten, doch speiste sie Samile, ein pomesanischer Edelmann, der es heimlich mit den Brüdern, öffentlich aber mit seinen Landsleuten hielt. Als die letzteren dahinterkamen, sollen sie ihm kochendes Wasser in den Mund gefüllt, ihn dann am Feuer gebraten und ihn so aufs Schloß geschickt haben.

Nach Hennenberger.

9. Die gehängten Diebe und der Edelmann.

In alter Zeit gab es einmal in Preußen einen so geschickten Dieb, daß er jedes Pferd zu stehlen wußte, mochte auch sein Besitzer die allergrößte Vorsicht anwenden. Nun hatte dort ein Dorfpfarrer ein schönes Pferd an den Fischer zu Angerburg verkauft, aber noch nicht abgeliefert. Da wettete der Dieb, er wolle dieses Pferd noch stehlen und dann aufhören. Das erfuhr der Pfarrer und ließ es so gut verwahren, daß niemand dazu konnte. Als nun der Pfarrer mit dem Pferde in die Stadt ritt, kam der Dieb in Bettlerkleidern und an zwei Krücken auch in die Herberge und bettelte da. Sobald er merkte, daß der Pfarrer aufbrechen wollte, machte er sich zuvor hinaus auf das Feld, warf die Krücken auf einen Baum, legte sich darunter und wartete auf den Pfarrer. Als dieser vorüberkommt, findet er den Mann da und sagt: Auf, Bruder, auf, es naht die Nacht, da mache Dich zu Leuten, damit Dich die Wölfe nicht zerreißen! Der Dieb antwortet: Ach, lieber Herr, böse Buben haben mir meine Krücken auf den Baum geworfen, und ich muß nun hier verderben; denn ohne Krücken kann ich nirgends hin! Der Pfarrer erbarmt sich seiner, springt vom Pferde, giebt dem Schalk selbiges mit dem Zügel zu halten, zieht seinen Reitrock aus, legt ihn aufs Pferd und steigt auf den Baum, um die Krücken herunter zu holen. Unterdessen schwingt sich jener auf das Pferd, zieht des Pfarrers Rock an und läßt ihn zu Fuße nach Hause gehen. Die Sache kommt vor den Ordenspfleger, der läßt den Dieb fangen und kurzerhand an den Galgen hängen.

Nun wußte jedermann von dessen List und Behendigkeit zu erzählen. So kam es denn, daß etliche Edelleute, die etwas bezecht abends an dem Galgen vorüberritten, sich gleichfalls unter Lachen über seine Streiche unterhielten. Einer von ihnen, ein

wüster Gesell, rief, nach dem Galgen gewendet: O Du behender und kluger Dieb, komm auf den Donnerstag mit Deinen Gesellen zu mir zu Gaste und lehre mich auch Deine Listen! Die anderen lachten darüber. Als nun am Donnerstag der Edelmann, der die Nacht über wieder tüchtig gezecht hatte, noch im Morgenschlafe lag, kamen um neun Uhr morgens die Diebe mit ihren Ketten in den Hof, suchten die Hausfrau, grüßten sie und sagten, der Junker habe sie zu Gaste gebeten, sie solle ihn aufwecken. Erschrocken tritt sie vor das Bett ihres Mannes und spricht: Ach, ich habe Euch längst schon gesagt, daß Ihr mit Euern Saufgelagen und Spottreden Schande einlegen würdet; steht auf und empfanget Eure sauberen Gäste! Und dabei erzählt sie ihm, was geschehen. Ihm ist gar nicht wohl zu Mute, doch steht er auf, heißt sie willkommen, läßt sie sich niedersetzen und bewirtet sie, so gut er vermag. Das Essen verschwindet denn auch in kürzester Zeit. Unterdessen redet der Edelmann zu dem hingerichteten Pferdediebe: Lieber, es ist über Deine Behendigkeit so viel gelacht worden, ich wundere mich, daß Du sie hast beweisen können, da Du doch ein so grober Mensch zu sein scheinst! Der antwortete ihm: Sobald der Satan sieht, daß ein Mensch Gottes Wort verlassen hat, kann er ihn leicht behende machen, sintemal die Wahrheit ist, daß die Kinder der Welt witziger sind in ihren Geschäften, als die Kinder des Lichts!

Nach beendeter Mahlzeit stehen die Diebe auf, danken ihm für seinen guten Willen und sprechen: So bitten wir Euch auch aus dem heimlichen Gerichte Gottes an das Holz, da wir um unserer Missethat willen von der Welt getötet sind, und da sollt Ihr mit uns aufnehmen das Gericht zeitlicher Schmach, und dies soll heute über vier Wochen sein! Damit schieden sie von ihm. Darüber war nun der Edelmann sehr erschrocken und betrübt; er sprach zu vielen Leuten davon; der eine riet ihm dies, der andere jenes. Zuletzt tröstete er sich damit, daß er niemandem etwas genommen und daß der betreffende Tag Allerheiligen sei,

an welchem man nicht zu richten pflegt. Doch blieb er zu Hause und lud stets Gäste zu sich, auf daß er Zeugen hätte, wenn etwas geschehe. Als der Abend des Allerheiligentages gekommen war, dachte der Edelmann, er sei nun frei, und wollte sich nach dem langen Daheimsitzen wieder einmal im Freien erlustigen, bestieg deshalb sein Roß und ritt in das Feld hinaus. Nun machte gerade damals der Komtur von Danzig Jagd auf einen Mörder und war eben mit seinen Reitern auf dessen Spur. Als sie nun den Edelmann daherkommen sahen, glaubten sie des Mörders Pferd und Kleid zu erkennen und ritten flugs auf ihn zu, um ihn zu fangen. Er setzt sich aber zur Wehr und ersticht einen jungen Edelmann, den Freund des Komturs. Er wird also gefangen, nach dem Galgen gebracht, und ein Litauer, dem sie Geld geben, knüpft ihn dort auf, zur Seite seiner Gäste. Es hilft ihm nichts, daß er sagt, er käme aus dem heimlichen Gericht Gottes, denn sie antworten: Fort mit ihm, eh' andere kommen und sich seiner annehmen, denn er will sich nur ausreden.

So kam er richtig am bestimmten Tage um.

Nach Hennenberger.

10. Wie ein Dieb seinem Erretter lohnt.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts gab es zu Danzig einen Jüngling, der das reiche Erbe seiner Eltern mit liederlichen Genossen schnell durchbrachte. Darauf soll er bei einem reichen Manne eingebrochen sein, viele Kostbarkeiten gestohlen haben, aber von der Scharwache ergriffen worden sein. Alsbald wurde er verurteilt, gehangen zu werden, da man wenig Hoffnung hatte, daß er sich bessern werde. Der Guardian des grauen Klosters aber, der sein Taufpate war, ging zu dem Rat und

bat um den Jüngling. Obgleich es nun der Rat nicht gern that, so wollte er doch dem Guardian, der ein sehr beliebter Mann war, die Bitte nicht abschlagen, fragte denselben aber, an wen man sich halten solle, wenn der Bursche noch weiteren Schaden anrichte. Es komme über mich! antwortete der Guardian. Er bekam den Missethäter also los, und derselbe stellte sich eine Zeitlang so fromm, daß man gute Hoffnung schöpfte; doch bald erfuhr der Guardian, daß sein Schützling wieder mit seinen liederlichen Gesellen Gemeinschaft pflegte. Dies verdroß den gutherzigen Mann so, daß er sagte: Gehe zum Galgen und laß Dich hängen! Der Bursche ließ sich den Haß, welchen er hieraus schöpfte, nicht merken, wußte sich vielmehr wieder in das vorige Vertrauen seines Beschützers einzuschleichen. Bald darauf wurde der Guardian Kustos über die Klöster seines Ordens in Preußen; als er nun nach Thorn reisen wollte, um das dortige Kloster zu besichtigen, gaben ihm Danziger Kaufleute 3000 Mark ungarisches Gold mit, um dies an Thorner Geschäftsfreunde zu zahlen. Dies wußte der Bube, der den Fuhrmann machen sollte. Auf der Fahrt springt er eines Morgens, während der Guardian im Wagen sitzt und liest, herab, angeblich um die verloren gegangene Peitsche zu suchen, zieht jedoch den Säbel, spaltet dem Guardian von hinten den Kopf, nimmt das Sattelpferd und das Geld und entflieht nach Lauenburg. Von dort ladet er einen seiner liederlichen Genossen ein, zu ihm zu kommen. Dieser hält jedoch nicht reinen Mund, der Mörder wird abgefangen und empfängt seinen gerechten Lohn. Seine letzten Worte sollen gelautet haben: Wollte Gott, daß ich alle die, welche mich vom Galgen losgebeten, ebenso ermordet hätte! — Daher ist in Preußen das Sprichwort gekommen: „Es ist einem Diebe nirgends besser, als am Galgen."

Nach Hennenberger.

11. Der Hagelsberg.

Auf einem westlich von Danzig gelegenen Berge befindet sich die Citadelle; es ist dies der Hagelsberg. Auf diesem soll vor alter Zeit eine Burg gestanden haben, in welcher ein despotischer und harter Fürst, Namens Hagel, wohnte. Er peinigte die Einwohner des am Fuße des Berges gelegenen Fleckens so schlimm, daß sie sich endlich aufrafften und sich seiner entledigten. Dies ging so zu: Jener Hagel wagte sich nie aus der Burg, weil er sich unter seinen Unterthanen nicht sicher fühlte; aber er lud dieselben bisweilen zu Festlichkeiten bei der Burg ein. Wenn nun die Armen sich dort, um ihre Leiden zu vergessen, allzusehr der seltenen Freude hingegeben und ein Glas über den Durst getrunken hatten, so fand er ein boshaftes Vergnügen darin, sie dafür hart zu strafen und sein Mütchen doppelt an ihnen zu kühlen. Als sie nun wieder einmal eingeladen waren, vor der Burg ihre Spiele zu feiern, benutzten sie den Zufall, daß die ihnen Speisen und Getränke zutragenden Diener das Thor des Schlosses offen gelassen hatten, sich in dasselbe hineinzuschleichen. Mit den unter ihren Kleidern verborgenen Waffen stürzten sie sich auf die Söldner Hagels, überwältigten diese und ließen nun das draußen befindliche Volk ein. Der böse Hagel, seine ganze Familie und alle ihm ergebenen Preußen wurden ermordet, und nur seine Tochter Prachte ward verschont, weil sie die Braut eines der Verschworenen war. Das Schloß aber steckten die Danziger in Brand und zerstörten es bis auf den Grund. Dies soll um das Jahr 990 n. Chr. geschehen sein.

Nach Ziehnert.

12. Die Uhr der St. Marienkirche zu Danzig.

Vor langer Zeit lebte in Danzig ein sehr geschickter Uhrmacher, der in Nürnberg geboren war und Hans Düringer hieß. Derselbe erhielt vom Rate zu Danzig den Auftrag, für die Pfarrkirche zu St. Marien eine mechanische Uhr zu verfertigen, wie man sie damals mit großen Kosten für Kirchen und Rathäuser zu beschaffen pflegte. Der Uhrmacher beschloß, ein Werk zu liefern, wie noch keines vorhanden sei, machte sich seinen sorgfältigen Plan und brachte nach langjähriger unausgesetzter Arbeit wirklich ein Kunstwerk ersten Ranges zu stande. Die Uhr wurde an einem Pfingstsonntage enthüllt. Sie hatte zwei Scheiben, von denen die untere Sonne, Mond und Planeten, die obere die Kalenderzeichen enthielt und zu bestimmten Zeiten bald die Verkündigung Mariä, bald die Anbetung der heiligen drei Könige darstellte. Sie zeigte den Auf- und den Niedergang der Sonne und des Mondes für jeden Tag des ganzen Jahres, den Lauf der Planeten und der Zeichen des Tierkreises, den gesamten Sternenhimmel, den Kalender und die beweglichen Festtage, an welchen, wie auch an den Sonntagen, bewegliche Gruppen die betreffenden Evangelienstellen abbildeten. Über den Scheiben lief eine Galerie hin, an deren einem Ende bei jedem Glockenschlage ein Apostel erschien, die Galerie durchschritt und am andern Ende wieder verschwand. Über dieser standen Adam und Eva, welche bei jeder Stunde eine kleine Glocke zogen, und neben ihnen die vier Jahreszeiten, die jedesmal herrschende vor den anderen. Für dieses kostbare Kunstwerk erhielt der Uhrmacher 390 Mark und für seine ganze Lebenszeit freie Wohnung und jährlich noch 24 Mark, wofür er die Uhr im Gange erhalten mußte.

Der Ruf dieser Uhr, so erzählt die Sage weiter, verbreitete

sich durch ganz Deutschland, und andere Städte kamen daher auch auf den Gedanken, sich von dem nämlichen Künstler ein ähnliches Kunstwerk anfertigen zu lassen. So bestellte der Stadtrat von Lübeck bei Düringer ein solches Uhrwerk für die dortige Oberpfarrkirche. Kaum hatte aber der damalige Bürgermeister von Danzig erfahren, daß der Künstler dem Auftrage Lübecks entsprechen wolle, so beschloß er, dies auf jeden Fall zu verhindern; Danzig sollte allein den Ruhm eines solchen Kunstwerkes besitzen. Er ließ ihn also zu sich entbieten, fragte ihn, ob er wirklich einen Ruf von Lübeck erhalten und denselben angenommen habe, und als er solches bejaht, zahlte er ihm erst sein Gehalt auf das nächste Jahr und dann noch eine besondere Vergütung von hundert Mark aus, von der er sagte, daß er sie als einen Notpfennig für die Zukunft betrachten möge; dann aber hieß er ihn noch einmal zum Fenster hinausschauen und sich zum letztenmal den Turm der Pfarrkirche, den Artushof und die von hier aus zu übersehenden Straßen anblicken. Überrascht fragte der Künstler, was dies zu bedeuten habe, worauf der Bürgermeister erklärte, es sei sein fester Wille, daß der Künstler niemals wieder das Licht der Sonne erblicke. Der arme Düringer sank dem Bürgermeister zu Füßen, und weil er den Grund des grausamen Vorhabens vermutete, schwur er hoch und heilig, nie wieder seine Hand an eine ähnliche Arbeit zu legen. Alles half ihm aber nichts; der Bürgermeister rief zwei im Nebenzimmer versteckte Henkersknechte herein; diese banden den Künstler, fuhren ihm mit einem glühenden Eisen über die Augen und vernichteten für alle Zeiten seine Sehkraft. Man führte ihn dann nach Hause und glaubte genug gethan zu haben, wenn man ihn vor Mangel schützte. Hier brütete der Unglückliche nun über Racheplänen gegen seinen Peiniger. Bald bot sich ihm eine willkommene Gelegenheit dar. Durch irgend einen Umstand war an dem Uhrwerk etwas in Unordnung geraten. Kein anderer Uhrmacher wagte sich an

dasselbe, und so sah sich der Rat gezwungen, wenn auch mit Widerstreben, den Meister um Wiederherstellung des Werkes zu bitten. Das war, was derselbe gewünscht hatte. Man führte den Geblendeten auf die Galerie, bald schritt dieser zwischen den Rädern auf und ab, indem er bald dieses, bald jenes betastete; plötzlich erfaßte er das Haupttriebrad, griff mit voller Kraft hinein und drehte es verkehrt herum. Da rollten alle Räder, alle Zeiger kreisten, die Figuren liefen durcheinander und die Gewichte stürzten losgerissen hinab. Der Künstler aber benutzte die allgemeine Verwirrung, schwang sich über die Galerie und stürzte zerschmettert auf den Steinboden hinab. Seit diesem Augenblick geht die Uhr nicht mehr; große Summen sind ausgegeben worden, um sie wieder herzustellen, doch noch kein Uhrmacher soll vermocht haben, sich in den Geist ihres Verfertigers hineinzudenken.

Nach Hirsch.

13. Der reiche Bauer zu Niclaswalde.

Als im Jahre 1400 etliche fremde Gäste den damaligen Hochmeister Konrad von Jungingen besuchten und ihn bei dem Mahle insonderheit deshalb glücklich priesen, daß sie unterwegs viele reiche Bauern gefunden hätten, soll der Schatzmeister von Marienburg gesagt haben: Darüber braucht Ihr Euch nicht zu verwundern, denn der Hochmeister hat zu Niclaswalde einen Bauer, der elf ganze Tonnen baren Geldes besitzt! Um dies zu beweisen, wurden die Gäste aufgefordert, mit dorthin zu kommen, und dem Bauer wurde angesagt, daß der Hochmeister morgen mit seinen Gästen bei ihm Mahlzeit halten würde. Der Schatzmeister befahl ihm noch besonders, daß er die Tonnen mit dem Gelde um den Tisch setzen, Bretter darauf legen und sie so zu

Sitzbänken machen solle. Nach beendeter Mahlzeit sollte der Bauer den Schatz vorweisen, und da er wußte, daß verleugnetes Gut dem Herrn gehöre, zeigte er an, daß das Geld in den Tonnen, auf welchen sie säßen, vorhanden wäre. Als die Gäste es gesehen hatten, verwunderten sie sich, dem Hochmeister gefiel die Sache aber dermaßen, daß er alsbald Befehl gab, dem Bauer auch die zwölfte Tonne, welche schon halb voll war, mit Geld aus dem Schatze zu füllen, um fortan sagen zu können, er habe einen Bauer, welcher über eine ganze Last Geldes verfüge. Die Tonnen sollen alle neu und so groß wie die heutigen Salztonnen gewesen sein; das Geld soll in Pfennigen, Schillingen und Groschen, welche Münzen damals sämtlich von Silber waren, bestanden haben; Gold soll aber nicht darunter gewesen sein. Der Bauer soll dermaßen karg gewesen sein, daß er, wenn er zu Bier gegangen, kein Geld, sondern etliche Käse mit sich genommen und damit den Wirt bezahlt hat, auch soll er das Sprichwort im Munde geführt haben: Großes Geld muß man mit kleinen Fingern anrühren.

Freilich kamen bald darauf traurige Zeiten in Preußen, der Wohlstand ging verloren, und auch der Bauer in Niclaswalde soll an den Bettelstab geraten sein. Nach Hennenberger.

14. Der Brotstein zu Oliva.

In der Kirche des ehemaligen Klosters Oliva bei Danzig wird noch heute ein Stein gezeigt, der ehemals Brot gewesen sein soll. Mit demselben soll es folgende Bewandtnis haben:

Als zur Zeit des Hochmeisters Konrad Zölner in Preußen eine Hungersnot herrschte, erhielt ein Schuhknecht aus Wehlau

Schloß und Kirche in Oliva.

Nach einer Photographie von Dr. E. Mertens & Co., Berlin.

in diesem Kloster als Almosen ein Brot, das steckte er in seinen Busen und ging damit nach Danzig. Unterwegs trifft ihn eine arme Frau mit ihren zwei Kindern, von denen sie das eine auf den Armen trägt, das andere an der Hand führt, und bittet ihn für diese um ein Stückchen Brot. Der Hartherzige sagt zuerst, er habe keins, und als die Frau ihm vorwirft, wie er so frech lügen könne, da sie ja das Brot selbst gesehen, schwört er, es sei nur ein Stein, um damit die Hunde abzuwehren. Als er nun aber nachher das Brot verzehren will, da ist dasselbe wirklich zu Stein geworden. Er erschrickt, bereut sein Verbrechen, geht ins Kloster zurück, gesteht, was er gethan habe, und hängt den Stein zum ewigen Gedächtnis in der Klosterkirche auf.

Nach Ziehnert u. a.

15. Das Vorwerk Hilfe bei Konitz.

Auf einer kleinen Halbinsel des Lockmansees bei Konitz liegt das Vorwerk Hilfe, an dessen Stelle zur Ordenszeit ein befestigter Lehnhof gestanden haben soll, und etwas nördlich davon liegt ein kleines Eiland, der Lämmerwerder.

Woher der Name „Hilfe" herrührt, das erzählt folgende Sage:

Auf dem Werder befand sich, als der Lehnhof noch stand, eine dem heiligen Georg geweihte Kapelle und dabei eine Hütte, in welcher ein alter Knappe wohnte, dessen Geschäft darin bestand, in dieser Kapelle eine ewige Lampe zu unterhalten. In der ganzen Gegend war er wegen seiner weisen Ratschläge bekannt, die er allen erteilte, die sich an ihn wendeten; soll ihn doch selbst der Orden in wichtigen Angelegenheiten um seine Meinung befragt haben. Dieses Ansehen des schlichten Knappen soll aber

den Neid der Vornehmen erregt, auch soll sich derselbe die Rache dreier Ritter zugezogen haben, die auf dem Lehnhofe hausten und die er oftmals wegen ihrer unsittlichen Lebensweise getadelt hatte. Diese nahmen einen Nachen und fuhren von dem Lehnhof zu dem Eilande, um den Wehrlosen heimlich zu überfallen. Der Knappe aber gewahrte ihre Ankunft; vor seinem vorwurfsvollen Blicke ließen sie wie gelähmt ihre Schwerter sinken und wollten zur Burg zurückfahren, aber der Nachen schlug um. Die Ritter schrieen ängstlich um Hilfe, aber der See verschlang sie, und nun schleuderte der Einsiedler, voll Zorn über die ausgezogenen Meuchelmörder, die vor dem heiligen Bilde brennende Lampe hinüber in die Burg; diese ging in Flammen auf und sank in Trümmer. Seit jener Zeit will man oft aus den Fluten des Sees den Ruf: „Hilfe, Hilfe!“ vernommen haben, deshalb hat man das Vorwerk, das später an Stelle des Lehnhofs entstand, „Hilfe“ genannt. Nach Ziehnert.

16. Die eingesperrte Pest.

Als im Jahre 1709 in Preußen die Pest heftig wütete, kam sie auch nach Konitz und raffte dort viele Menschen hinweg. Bereits fürchtete man, daß die ganze Stadt aussterben werde, da soll ein fremder Mann erschienen sein, der sich erbot, die Pest zu bannen. Als man auf sein Anerbieten einging, ließ er in eine uralte Linde, welche noch jetzt auf dem dortigen Gottesacker stehen soll, ein großes Loch schneiden, dazu einen Pflock, der genau in dasselbe paßte. Hierauf zog man in feierlicher Prozession dorthin, er bannte die Pest durch seinen Spruch in den Baum, schlug dann schnell den Pflock hinein und verbot,

denselben jemals wieder herauszuziehen, damit die Pest nicht wieder zum Vorschein käme. Seitdem soll sich die schreckliche Seuche nie wieder in Preußen gezeigt haben. Nach Temme.

17. Baldenburg.

Die alte Stadt Baldenburg im Regierungsbezirk Marienwerder führt in ihrem Wappen ein Frauenbild, das Blumen in den Händen hält. Der Name und das Wappen sollen folgenden Ursprung haben:

Einst hatte in dieser Gegend ein schönes Fräulein, eine Waise, das Schloß und das dazu gehörige Land in Besitz. Ihres Reichtums und ihrer Schönheit wegen gebrach es ihr nicht an Bewerbern, sie erklärte jedoch jedem, daß nur der ihr Mann werden solle, der sie im Ballspiele besiege. Sie selbst aber war die geschickteste Ballspielerin, die jeden geworfenen Ball wieder in seinem Netz auffing. Endlich kam aber der rechte Mann, der ebensogut spielte wie sie. Als sie nun den Ball werfen sollte, versah sie es, ob mit Fleiß oder nicht, läßt sich nicht sagen, und der Ball fiel zur Erde. Da hat sie ihm ihre Hand gereicht, und der Ritter hat ihr eine Stadt erbaut, derselben den Namen von dem Ballspiel gegeben und das Bild seiner schönen Braut in das Stadtwappen gesetzt. Nach Ziehnert.

18. Die goldene Wiege.

Die alte Ordensburg Schlochau, von der jetzt nur noch Trümmer übrig sind, war ehedem als eine Vormauer gegen Polen und Pommern sehr fest. In der Nähe befindet sich ein freundliches Lustwäldchen, jetzt Luisenhöhe genannt. Während der Polenherrschaft war hier der Sitz eines Staroſten, und als diese Stelle einst ein Radziwill inne hatte, fällte man zufällig einen in der Nähe des Schlosses stehenden Baum, der inwendig hohl war und eine Pergamentrolle enthielt. Ohne irgend jemandem etwas von dem Funde zu sagen, entzifferte der Schloßverwalter die darauf befindliche, fast unleserliche Schrift. Sie lautete:

„Kommst Du zur ersten Bruck, so sollst Du gehen rechts,
Kommst Du zur zweiten Bruck, so sollst Du gehen links,
Und wo drei Steine aufrecht stahn, da liegt der Schatz begraben."

Er soll den angedeuteten Weg verfolgt und wirklich eine Stelle in der Mauer gefunden haben, wo drei Steine statt wagerecht lotrecht eingemauert waren. Als er nun die Mauer dort durchbrach, gelangte er in ein Gewölbe, in welchem er einen ungeheuren Schatz an Gold, Edelsteinen und Perlen, darunter eine Wiege, ganz aus gediegenem Golde und mit kunstreichen Verzierungen bedeckt, vorfand. Hätte er nun seinen Fund kundgethan, so würde er ihn an seinen Herrn haben abliefern müssen, deshalb verschwieg er die Sache aufs sorgfältigste. Da beging einmal der Fürst eine Kindtaufe, und der Verwalter machte sich in Begleitung zweier Reisigen auf, die Wiege zu holen, um sie dem Neugeborenen als Angebinde zu verehren; denn er glaubte, so könne er am besten den Zorn seines Herrn begütigen, wenn derselbe die Sache erführe. Er hatte sich aber sehr geirrt. Denn als der Fürst fragte, woher das Geschenk

sei, und er ihm alles haarklein berichtete, wurde derselbe sehr zornig, ließ ihn fesseln und ins Gefängnis werfen. Allein der Verwalter hatte noch so viel Zeit, einen seiner beiden Begleiter zu benachrichtigen. Dieser ritt Tag und Nacht, so daß er den zur Abholung des Schatzes gesandten Dienern zuvorkam, und als diese anlangten, war bereits der ganze Schatz in dem nahen Schloßsee versenkt. Dort soll er noch immer ruhen, der Verwalter aber mußte seinen Unterschleif mit dem Leben büßen.

Nach Temme.

19. Streiche der Bauern von Lichtenau.

In Groß-Lichtenau, einem Kirchdorfe im Marienburger Werder, gab es zur Zeit des Hochmeisters Konrad von Jungingen stolze und gottlose Bauern. Sie hatten sich, wie erzählt wird, verschworen, ein ganzes Jahr nicht aus dem Kruge zu kommen, und verübten dort nacheinander die allergrößten Schalkheiten.

Einst kam, wie die Sage erzählt, von Danzig her ein weißer Mönch zu terminieren, ging in den Krug zu den fröhlichen Bauern, und diese schenkten ihm wacker ein. Als ihm die Getränke etwas zu Kopfe gestiegen waren, hießen sie ihn einen Narren; der Mönch aber ward zornig und nannte sie Esel, Ochsen, Ackerschollen.

Obwohl dies die Bauern verdroß, wagten sie doch nicht, ihm etwas zu thun, da sie sich vor dem Banne fürchteten. Sie gingen vor die Thür und ersannen folgenden Anschlag:

Vier von ihnen hielten draußen vor der Thür einen großen Hopfensack auf, andere liefen in die Stube zurück, warfen einander mit Bierkannen und stellten sich, als ob sie sich im Streite erwürgen wollten. Dem Mönche ward bange, er wollte zur

Stube hinaus, lief den Bauern in den Hopfensack hinein, und diese hingen ihn nun in dem Sacke über das Feuer in den Rauch und warfen obenein nasses Holz und Späne auf. Es half dem Mönche nichts, daß er heftig über die Bauern schalt, denn sie lachten darüber; da legte er sich auf demütiges Bitten. Doch sie ließen sich dadurch nicht stören, denn einer sagte spöttisch: Gut Ding, die Henne gackert, sie will Eier legen; ein anderer fügte hinzu: Legt sie nicht Eier, so kommt sie auch nicht aus dem Neste! — Da erbarmte sich ein altes Mütterchen seiner und brachte ihm von oben heimlich vier Eier, so daß der Mönch erfreut sagte: Liebe Herren, ich habe für Euch vier Eier! Das wollten die Bauern nicht glauben; er mußte erst eins davon essen, dann ließen sie ihn aus dem Rauch und aus dem Hopfensack wieder heraus. Der Mönch zog heim und starb bald darauf, was den Bauern keinen weiteren Schaden brachte, da die Mönche denen nicht fluchen sollen, von welchen sie Almosen sammeln.

Nach einiger Zeit kam ein Jakobsbruder in das Dorf und ging von Haus zu Haus; da er aber nicht nach seinem Willen bekam, so begab er sich zornig in den Krug, wo er alle Bauern beisammen fand. Die schenkten ihm wacker ein, und er trank über den Durst. Da fing er an aufzuschneiden und sprach: Ich bin gewesen viermal zu Rom, einmal auf St. Michaelsberg, dreimal zu St. Jakob, und da habe ich die große Glocke geläutet, die von Lindenblättern gemacht ist; wenn ein St. Jakobsbruder die läutet, so erlöset er mit jedem Glockenschlage eine Seele. Bin ich jedoch jemals in meinem Leben unter schalkhafte, verdammte, unbarmherzige Bauern gekommen, so befinden sie sich in diesem Dorfe; denn nirgends ist mir weniger gegeben worden als hier. Darum fluche ich in Kraft des heiligen Jakob über sie alles Unglück, den Donner und den Tod, bis ich mein Gebet wieder für sie thue!

Die Bauern verdroß dies gar sehr, und nach einer Be-

ratschlagung fragte ihn ein Bauer: Du seliger Glöckner der wunderbarlichen Glocken zum finsteren Stern, was gelüstet Dich zu essen, daß Du von uns Deinen Grimm und Zorn abwendest? Er antwortete: Bratet mir einen guten Braten! Die Bauern verstanden ihn absichtlich falsch, sie sollten ihn selbst braten; sie nahmen ihn also, banden ihn nackend an einen Bratspieß, legten ihn wie einen Braten über das Feuer, drehten ihn um, betropften ihn mit heißer Butter, nahmen ihn nach einer guten Weile ab, bestreuten ihn mit feinem Salz, und er schleppte sich noch bis vor das Dorf und starb. Das blieb auch ungestraft, denn Bettler sollen reiche Leute nicht mit Lügen zu Almosen drängen. Der Krug aber hieß seitdem „zur Höllen".

Diese Bauern hatten einen frommen und gelehrten Pfarrer, mit Namen Wolfram Lindau. Dieser strafte sie oft in seinen Predigten, drohte ihnen Gottes Zorn und künftige Strafen an, und dies erbitterte sie dermaßen, daß sie es ihm gern vergelten wollten, aber so oft sie ihn zu ihren Gelagen, Kindelbieren, Pfingst- und St. Johannisbieren und dergleichen einluden, wollte er doch niemals kommen. Endlich ersannen sie folgende Nichtswürdigkeit:

Als sie einstmals wieder bei einem großen Gelage waren, wurde eine Tonne nach der andern, sobald sie leer getrunken war, mit den Hefen in den Hausflur gesetzt. Da kam eine große Sau herein, warf eine der Tonnen um und soff sich an den Hefen so voll, daß sie liegen blieb. Da schleppten die Bauern sie in eine finstere Kammer, legten sie ins Bett, schickten zum Pfarrer und ließen ihn bitten, schleunigst zu kommen; denn jemand sei plötzlich schwer krank geworden und wolle beichten. Sie führten ihn nun in die finstere Kammer und sagten, der Kranke könne das Licht nicht vertragen. Zum Glück merkte der Pfarrer das teuflische Vorhaben der Bauern. Er heißt sie also ein wenig auf die Seite gehen, als ob er die Beichte hören

wolle, steckt die gesegnete Hostie heimlich zu sich in den Busen, läßt das leere Gehäuse stehen und spricht: Liebe Kinder, die Person ist sehr schwach, ich kann ihr kein Wort abgewinnen, ich will hin und die heilige Ölung holen, vielleicht mag Gott ihr Gnade verleihen! Das sind die Bauern zufrieden, er aber setzt sich auf sein Pferd und reitet zu Bruder Andreas von Weitzellen, dem Hauskomtur von Marienburg, und erzählt ihm alles. Der Hauskomtur macht sich sofort mit vier Knechten auf, findet den Glöckner noch mit dem Glöcklein vor dem Bette, die Bauern aber sitzen beisammen und saufen. Da ergriff den Hauskomtur der Zorn, und er hieb mit seinen Knechten auf die Bauern los. Die aber wehrten sich, gewannen die Oberhand, nahmen den Hauskomtur, pflöckten ihn mit seinem langen Barte in ein Luftloch über der Stubenthür und ließen ihn also hängen. Die Knechte liefen hinaus, schwangen sich auf ihre Pferde, jagten nach Marienburg und brachten das ganze Hofgesinde auf, mit welchem sie den Krug umringten. Nach vielem Morden fingen sie die Bauern und schleppten sie nach Marienburg, wo ihrer viele im Gefängnis starben. Die anderen mußten den hohen runden Turm an der Nogat bauen, den man den „Buttermilchsturm" heißt, da man zu dem Mörtel Buttermilch hinzugefügt haben soll. Die Bauern sollen sich erboten haben, den Weg von Groß-Lichtenau bis nach Marienburg mit guten alten Groschen zu belegen, wenn man ihnen erlassen wolle, den Turm zu bauen.

Nach Hennenberger.

20. Das Madonnenbild zu Marienburg.

An der Schloßkirche zu Marienburg stand an einem blinden Fenster ein großes Marienbild mit dem Christkinde auf dem Arme. Es war zwölf Ellen lang, von schöner, kunstvoller Arbeit und im Feuer vergoldet. Dies Bild soll ein frommer Mann gearbeitet haben, der so viel Zeit darauf verwendete, daß er darüber alt wurde. Als er es endlich vollendet hatte, that es ihm, wie erzählt wird, sehr leid, daß er sich von dem Bilde trennen sollte. Er begab sich also an dem Tage, bevor es aufgestellt werden sollte, um Mitternacht noch einmal in seine Werkstatt, stellte eine Anzahl geweihter Kerzen um das Bild und weinte bitterlich, daß er nun von demselben scheiden sollte. Da soll ihm die heilige Jungfrau freundlichen Blickes mit der Hand zugewinkt haben, der Greis aber hat sich demutsvoll geneigt und ist verschieden. So hatte er sein Bild doch nicht verlassen müssen.

Nach Lindenblatt.

21. Kröte und Katze im Kruge.

Im Kruge zu Rossitten soll es zu Ende des 15. Jahrhunderts öfter vorgekommen sein, daß Gäste, die dort herbergten, morgens auf der Streu tot gefunden wurden. Niemand wußte, wie das zuging. Vorübergehend wurde der Krüger festgenommen und beschuldigt, das Bier vergiftet zu haben; aber man konnte ihm nichts nachweisen. Einst herbergte dort ein Haufen Livländer; zu denen kamen später noch etliche Samaiten, die sich gleichfalls auf die Streu legten und bald entschliefen. Nun war die Stube unten mit Dielen belegt und in der Mitte eine Säule; von dieser war

das untere Ende zur Hälfte verfault, so daß sich dort ein großes Loch befand. Da kam eine Katze an das Loch und miaute; sogleich kroch eine große Kröte hervor, welche eine Zeitlang von der Katze geleckt wurde, dann zu den Samaiten auf die Streu ging und einem nach dem andern unter die Augen pustete. Infolgedessen waren alle Samaiten am andern Morgen tot. Die Livländer, die dies beobachtet hatten, entgingen dem Verderben und zeigten die Sache dem Pfleger an. Dieser ließ, um die Wahrheit zu erfahren, einen armen Sünder, der den Hals verwirkt hatte, sich voll trinken und dann im Kruge schlafen; zugleich sollte der Wirt sorgfältig beobachtet werden. Da thaten Katze und Kröte wie zuvor, und der arme Kerl starb auch. Nun brach man die Säule fort, der Ordenspfleger ließ Kröte und Katze in eine Tonne verspunden und sie mit dem Kruge verbrennen.

Nach Henninger.

22. Das Haupt der heiligen Barbara.

Herzog Swantipol soll in Pomerellen zu Schartewitz ein festes Schloß gehabt haben, von wo er dem Culmer Lande vielen Schaden zufügte. Der Marschall des deutschen Ordens, Dietrich von Bernsheim, soll in der Nacht zum St. Barbaratage dieses Schloß erstürmt, zahlreiche Männer erschlagen und außer vielen zusammengeraubten Schätzen auch das Haupt der heiligen Barbara erbeutet haben. Wie letzteres nach Schartewitz gekommen war, berichtet folgende Legende:

Senebaldus, ein Genueser, und Ericus, ein Sohn des Königs Waldemar von Dänemark, studierten zu Paris und wurden sehr gute Freunde. Als nun Senebaldus unter dem Namen Innocenz IV. römischer Papst wurde, der andere aber als Erich VII. König von

Dänemark, schickte der Papst, um die alte Freundschaft zu erneuern, einen Kardinal nach Dänemark, um dem Könige das Haupt der heiligen Barbara und ein Stück vom Kreuze Christi zu verehren. Als der Kardinal nach Dänemark kam, war der König gerade vor der Pest nach Gotland geflohen, er fuhr diesem nach, wurde aber auf dem Belt vom Sturme ereilt, nach der pomerellischen Küste verschlagen und von Herzog Swantipol gefangengenommen. Dieser schickte die Heiligtümer in sein festes Schloß Schartewitz und ließ den gefangenen Legaten in einer benachbarten Mühle Grütze mahlen. Dies dauerte so lange, bis der Bischof von Camin, ein Schwestersohn Swantipols, zufällig da durchritt und den Gefangenen mit heller Stimme das „Salve regina" singen hörte. Dadurch fand der Bischof Gelegenheit, den Legaten kennen zu lernen, und befreite ihn aus der Gefangenschaft. Hierfür soll dem Bischof vom Papste das Recht verliehen worden sein, daß er unter keinem Erzbischof stand und nur dem Papste zu gehorchen hatte. Nach Hennenberger.

23. Der Gardwinger Grund.

Ein junger Mann übernahm nach dem Tode seiner Eltern ihr Bauerngut in Gardwingen und wollte auch heiraten. Bei seiner Hochzeit sollte nun, wie die Sage erzählt, seine Schwester Brautjungfer sein, wollte sich aber hierzu nur unter der Bedingung verstehen, daß sie ein rotes Kleid anziehen könne. Ihr Bruder bat sie hoch und teuer, davon abzulassen, weil ihm das Geld mangele, ihr ein solches Kleid zu kaufen; er könne kaum die Kosten der Hochzeit bestreiten. Dennoch half kein Bitten, kein Flehen; sie quälte ihn aufs jämmerlichste. Als sie nun nachts in

den Federn lag, klopfte jemand an ihr Kammerfenster; sie öffnete, und ihr Liebster stand davor, der ihr ein herrliches rotes Kleid überreichte und sprach: Da hast Du das Kleid, schmücke Dich! Es war aber der Teufel, der nur die Züge ihres Bräutigams angenommen hatte. Die Brautjungfer war höchst erfreut, putzte sich mit dem schönen Kleide zur Hochzeit heraus und trat nach der Trauung zur Polonaise an, welche auf jenen Landhochzeiten unter Jauchzen und Kreischen aufgeführt wird. Niemand merkte etwas Unrechtes, bis die Musikanten entdeckten, daß der Teufel einen Zipfel des roten Kleides erfaßt hatte, immer hinter der Brautjungfer hersprang und sich lustig machte. Allen anderen war er unsichtbar, aber die Spielleute erkannten ihn ganz sicher daran, daß er einen Ochsen- und einen Hahnenfuß hatte. Sie begannen daher das geistliche Lied: „Gott und Vater wohn' uns bei". Der Teufel wich aber nicht, und wenn er auch sonst nichts hatte, woran er sich halten konnte, so klammerte er sich desto fester an das rote Kleid. Die armen Hausbewohner konnten sich hernach vor ihm gar nicht mehr retten. Sollte angespannt werden, so fehlte der Wagen und stand dann in einem entlegenen Schuppen; sollte das Vieh ausgetrieben werden, so fand es sich endlich im Mittelfach der Scheune, und alles Essen wurde in ekelhafter Weise verunreinigt. Kein Geistlicher konnte den Satan bannen, bis endlich jemand über ihn Macht bekam und ihm so zusetzte, daß er sich zu weichen erbot, wenn man ihn mit vier Pferden ohne Köpfe in den Gardwinger Grund fahren wollte. Da Menschenmacht ihm ein solches Fuhrwerk nicht stellen konnte, so besorgte er es sich schließlich selbst und fuhr dröhnend von hinnen. In dem Grunde stieg er auf einem Steine ab, der von ihm deutlich die Spur des Ochsenfußes und der Hahnenkralle, mit denen er auftrat, in sich aufnahm. Nach Neusch.

24. Der Galtgarben.

Der Galtgarben ist die höchste Spitze des Samlandes und trägt jetzt ein Denkmal an den Befreiungskrieg. Hier soll früher eine Burg des heidnischen Preußenkönigs Samo gestanden haben, und darauf deuten auch noch wallartige Erhebungen auf seinem Plateau hin. Früher sah man, wie erzählt wird, dort hin und wieder zwei weiße Frauen. Einst traf sie ein Bauer, faßte sich ein Herz und fragte, ob er etwas für sie thun könne. Sie schienen über diese Frage sehr erfreut zu sein und sagten: Wenn jemand sich getraut, mit verkehrtem Wagen und Pferden auf den Berg zu fahren, so werden wir erlöst; wenn er es aber nicht vollführt, müssen wir auf ewig verdammt sein.

Der Bauer meinte, daß dies nicht so schwierig wäre, begab sich nach Hause, drehte, wie er glaubte, jedes Stück am Wagen sorgfältig um und schleppte ihn so rückwärts den Berg hinan. Obwohl nun der Galtgarben damals noch ganz mit Gestrüpp bedeckt war, so gelang es ihm doch, bis ziemlich auf die Höhe zu gelangen; da hörte er die jammernden Stimmen der Frauen rufen: „Auf ewig verloren! auf ewig verloren!“ Er wußte anfangs nicht, wie er dies zu deuten habe, bis er endlich bemerkte, daß er vergessen hatte, auch die Deichsel umzudrehen. Seit dieser Zeit soll man die Frauen nicht wieder gesehen haben.

Nach Reusch.

25. Heiligenlinde.

Nahe bei der Stadt Rastenburg steht die sogenannte heilige Linde, welche noch aus der Zeit der heidnischen Preußen herrühren soll. Damals sollen unter ihr kleine Erdmännchen, die sogenannten Barstucken, gewohnt haben. Sie waren große Menschen-

freunde, erschienen den Kranken bei Nacht, namentlich wenn der Mond hell schien, und pflegten sie, auch trugen sie denjenigen, welchen sie geneigt waren, aus den Häusern anderer, welche sich undankbar und unfreundlich gegen sie gezeigt hatten, Korn zu und verrichteten auch häusliche Arbeiten für sie. In den Häusern, in denen sie sich aufhielten, wurde ihnen abends ein Tisch mit einem weißen Tischtuche gedeckt und mit Brot, Butter, Käse und Bier besetzt; fand man denselben am andern Morgen abgegessen, so galt dies für ein gutes Zeichen, waren aber die Speisen unberührt geblieben, so wußte man, daß sie dem Hause den Rücken gewendet hatten, und dann war dort auch das Glück vorbei.

Zu christlichen Zeiten ist diese Linde dann ein Wallfahrtsort geworden und hat den Namen Heiligenlinde erhalten, womit es folgende Bewandtnis haben soll:

Zu Rastenburg saß vor vielen hundert Jahren im Gefängnis ein zum Tode verurteilter Missethäter. Dem erschien im Traume die heilige Jungfrau, sprach ihm Trost zu und gab ihm ein Stückchen Holz nebst einem Messer, daraus solle er irgend etwas schnitzen. Das that er auch, und als er am nächsten Morgen vor Gericht gestellt ward, um zum Tode geführt zu werden, zeigte er sein Schnitzwerk vor; es war ein wunderschönes Marienbild, das Jesuskindlein in den Armen haltend. Als er nun erzählte, wie er dazu gekommen sei, das Schnitzwerk anzufertigen, da meinten die Rastenburger, der Mann stehe unter dem besonderen Schutze der heiligen Jungfrau, und ließen ihn frei. Nun hatte ihm die heilige Jungfrau auch befohlen, von Rastenburg nach Rössel zu gehen und jene Figur auf die erste Linde zu setzen, welcher er begegnen würde. Er ging also vier Tage in der Irre herum und fand endlich unweit Rössel diese Linde, auf welche er sein Bildchen setzte. Von Stund an soll diese Linde immer grün geblieben sein, Winter wie Sommer. Einst kam ein blinder Mann des Weges daher, der sah auf einmal,

als er bei der Linde war, ein hellglänzendes Licht und griff danach; siehe, da stellte sich heraus, daß das Licht von jenem Bilde ausging, und nachdem er dasselbe berührt hatte, wurde er sehend. Bald ward dies ruchbar, und nun kamen viele dahin, um das Wunderbild zu sehen, beteten dort andächtig, ja selbst das vorübergehende Vieh soll dort das Knie gebeugt haben. Sobald die Rastenburger dies vernahmen, machten sie eine große Prozession nach der Linde, nahmen das Bild herunter und brachten es in ihre Stadt; am andern Tage war es aber verschwunden und fand sich wieder an seinem früheren Platze auf der Linde. Da zogen die Bürger in einer noch feierlicheren Prozession hinaus, holten es abermals und stellten es in die Kirche der Stadt; aber am nächsten Morgen war es wieder verschwunden und befand sich an seinem alten Orte. Da hat man es auf der Linde gelassen und eine Kapelle daneben gebaut, und wie erzählt wird, sollen dort noch immer Wunder geschehen.

Nach Temme u. a.

26. Der Goldberg.

In einem Walde des Kreises Angerburg befindet sich ein Berg, aus welchem Leute, die in einem nahen Flüßchen fischten, bei Tage wie bei Nacht einen seltsamen Klang zu vernehmen glaubten. Da es ihnen so vorkam, als wenn dort Geld mit einer Schaufel umgeschüttet werde, ließen die benachbarten Wirte einen Schatzgräber kommen. Dieser zeigte ihnen die Stelle, an der sie in seiner Anwesenheit graben sollten. Nachdem das Loch zwei Mannstief fertig war, stießen sie auf ein Ziegelgewölbe. Es stellte sich nun heraus, daß dort ein großer Keller war; der Schwarzkünstler zog eiserne Handschuhe an, ließ sich hinab

und hatte in der Tiefe mit einem Geiste eine Unterredung. Als er wieder zum Vorschein kam, teilte er mit, daß sich unten ein großer Kasten mit Gold und Silber befände; er erbat sich davon nur das, was in der Beilade wäre, das übrige könnten sie selber behalten. Darauf gingen sie sämtlich ein, der Kasten wurde in die Höhe gezogen, und schon waren Pferde an einen Wagen gespannt, um denselben fortzuschaffen. Da wurden unter den Anwesenden Stimmen laut, daß man dem Schwarzkünstler nicht das Versprochene geben solle, dieser aber rief: Weil Ihr Euern Sinn verändert habt und Euer Versprechen nicht halten wollt, so soll keiner von Euch etwas bekommen. Und was geschah da? Der Kasten ging mit großem Geräusch in den nahen Fluß hinab und ließ einen großen Graben hinter sich, den man noch lange sehen konnte. Von da an haben die Leute nicht mehr jenen seltsamen Klang im Berge vernommen.

Als die Wirte, die das Unternehmen angeregt hatten, von dem Schwarzkünstler hörten, daß in der Beilade weiter nichts gewesen wäre, als ein Gürtel und goldene Handschuhe, und daß der Kasten für sie voll Gold gewesen wäre, that ihnen ihr mißgünstiges Verfahren sehr leid; nun ließ sich aber an der Sache nichts mehr ändern. Seit jener Zeit wird der Berg „Goldberg" genannt, und man soll auf ihm noch immer die Grube finden, aus welcher der Kasten emporkam. Nach Köppen.

27. Der Kamsvikus.

Bei Insterburg erhebt sich am rechten Ufer der Angerapp, unweit ihrer Vereinigung mit der Inster, der jäh aufsteigende Berg Kamsvikus. Er besteht aus einem fast felsenharten Erdreich, das von niedrigem Gestrüpp bedeckt ist, und

noch findet man hier bisweilen kleine Bruchstücke von Schmucksachen und sonstige Spuren früherer Bewohnung. Schon vor Ankunft des Ordens soll hier ein Schloß gestanden haben, das ebenso wie der Berg nach seinem Besitzer benannt wurde. Derselbe soll ein harter und grausamer Mann gewesen sein, der seine Unterthanen aufs härteste schund. Seine Frau soll ihn zuletzt haben fesseln und in den tiefsten Gewölben des Schlosses einmauern lassen. Sie selbst aber war, wie weiter erzählt wird, um nichts besser, und sie fuhr fort, das Volk grausam zu behandeln. Da sollen endlich die Götter in ihrem Zorn Feuer vom Himmel entsandt haben, und die Burg soll versunken sein. Die Schloßfrau fand aber auch nachher keine Ruhe. Sie war verdammt, in Gestalt einer schwarzen Kuh umzugehen, welche von ihrem in eine schwarze Wildkatze verwandelten Manne gejagt wurde. Beide sollen einen Sohn gehabt haben, welcher häufig seinen Eltern entgegentrat, wenn sie sich an ihren Unterthanen versündigen wollten. Bei einer solchen Gelegenheit kam er ums Leben; man begrub ihn am Fuße des Berges, deckte einen 25 Fuß langen und 24 Fuß breiten Stein darüber, und die dankbaren Umwohner setzten ein eisernes Kreuz darauf, welches jetzt in der Kirche zu Insterburg stehen soll.

Nach Temme u. a.

28. Die Ritter und Nonnen zu Kreutzburg.

Als sich in der Stadt Kreutzburg noch der alte Markt und das alte Rathaus befanden, soll dort an jedem Neumonde folgende beängstigende Erscheinung beobachtet worden sein:

Um Mitternacht kamen aus den Trümmern des alten Ordenshauses auf der zum Schloßberge führenden Kirchstraße

vier Wagen daher. Jeder von ihnen war mit vier Pferden, die beiden ersten mit Schimmeln, die beiden letzten mit Rappen, bespannt; erstere schritten ruhig einher, die letzteren aber bliesen Feuerfunken aus. In den zwei ersten Wagen sah man je sechs Nonnen im weißen Ordenskleide mit Schleier und Rosenkranz, aber ohne Kopf, in den beiden letzten je sechs Ritter, die ihre Köpfe samt den Helmen unter dem Arme hatten. Ohne das mindeste Geräusch ging dieser Zug dreimal um den Ring des Marktes herum. Kutscher hatten diese Wagen nicht; als solcher saß auf den Wagen der Nonnen je ein weißes Lamm, auf denen der Ritter je ein schwarzer Ziegenbock, der gleichfalls Feuer sprühte. Im alten Rathause verschwand der Zug, dann hörte man aus demselben zuerst eine wilde, lustige Musik, dann den Gesang sanfter Frauen- und rauher Männerstimmen, von feierlichem Orgelklang begleitet. Um ein Uhr kam der Zug in derselben Ordnung zurück, machte wieder die dreimalige Runde, fuhr jetzt aber nicht zur Kirch-, sondern zur Schloßstraße hinaus, und die Nonnen hatten sich die behelmten Ritterköpfe aufgesetzt, die Ritter die verschleierten Nonnenhäupter.

Diese Erscheinung soll von den Bewohnern des Marktes und den Nachtwächtern regelmäßig beobachtet worden sein, bis im Jahre 1818 die Häuser am Markte mit dem Rathause vom Feuer verzehrt wurden. Nur ein einziges altes Haus war stehen geblieben. Am nächsten Neumonde nach dem Brande erschienen die Nonnen und Ritter wieder, aber nicht mit vertauschten, sondern mit ihren eigenen Köpfen. Neunmal machten sie die Runde um den noch rauchenden Markt, dann fuhren sie in das einzige stehengebliebene Haus hinein. Dort wiederholte sich zwar der frühere Jubel, doch die Musik klang nicht mehr so wild und wurde durch Orgelton und Chorgesang übertönt. Nachdem auch dieses Haus in Trümmer gesunken war, hat man den gespenstigen Zug nicht wieder wahrgenommen, doch will man von der

ehemaligen Stelle des alten Hauses her vielfach um Mitternacht eine sanfte Musik vernommen haben, woraus man folgerte, daß jene Unglücklichen jetzt zur ewigen Ruhe eingegangen sind.

Nach Temme.

29. Das Wunschpferd.

In Lapehnen lebte vor längerer Zeit ein Wirt, der wollte, da seine Frau krank war, zum Doktor nach Königsberg, unterwegs aber seinen Schwiegervater in Waldhausen besuchen. Als er sich zu Bett gelegt hatte, fand er gar keine Ruhe, erhob sich daher wieder und machte sich schon mitten in der Nacht auf den Weg. In Pobethen fand er, wie weiter erzählt wird, schon ein Licht brennen und meinte daher, daß es stark auf den Tag losgehen müsse. Sein Weg war aber noch sehr weit und wurde ihm allmählich so schwer, daß er den Wunsch aussprach: Wenn ich doch ein Pferd hätte; ich wollte es nur bis Waldhausen reiten und morgen wieder auf dieselbe Stelle zurückbringen! Alsbald stand ein Pferd vor ihm auf der Weide, durch welche sein Fußsteig führte. Schnell setzte er sich einen Zaum zusammen und stieg auf. Das Pferd ging anfangs ganz gut, und er schlug an einem Teiche vorbei einen Richtweg nach dem Forste ein. Sobald er aber in den Wald kam, fing das Pferd unter ihm sichtbar zu wachsen an; er kam immer weiter von der Erde ab, und die Zweige der höchsten Bäume, welche früher hoch über ihm gestanden hatten, streiften ihm am Kopfe vorbei. In seiner Todesangst griff er nach den Ästen, um sich herabzuziehen; aber das Pferd jagte so gewaltig dahin, daß er sie nicht erfassen konnte. Da das Pferd auch nicht anzuhalten war, so blieb ihm nichts weiter übrig, als herabzuspringen. Da

war es, als wenn der Wald voller Vögel wäre; allenthalben sang es, klang es, klapperte und sprang es. Das Pferd aber jagte in das Dickicht hinein mit wildem Brausen und Schnaufen. Ermattet schlich der Bauer nach Waldhausen und fand dort alles noch in tiefem Schlafe. Wenn er Bast zum Zaume gehabt, erklärte ihm sein Schwiegervater, oder Kreuzknoten hineingeknüpft hätte, so wäre ihm das Pferd nicht entlaufen.

Ein Bauer aus Hubnicken wünschte sich ebenfalls ein Pferd; das soll er sogleich gefunden haben, mußte es aber gleichfalls laufen lassen, weil es sich unter ihm vergrößerte. Des andern Tages ging er denselben Weg und dachte bei sich: Wenn ich es doch noch ein einziges Mal finden möchte! Wieder stand das Pferd da, rasch legte er ihm einen Bastzaum um, und es mußte ihm gehorchen. Er spannte es ganz allein vor die größten Wagen; es zog sie im Sausen fort. Er gab ihm Heu, aber es fraß nichts, auch nicht einmal Brot. So soll es ihm acht Tage lang gedient haben; dann aber war es verschwunden und hat sich, so sehr er es auch wünschte, von ihm nicht wieder treffen lassen.

Ein Bauer aus Groß-Kuren hatte in Königsberg unter den Soldaten gedient und kehrte zur Heimat zurück. Von dem Wege ermüdet, wünschte er sich ein Pferd zum Reiten. Alsbald soll er eins gefunden haben; da er es demselben aber gleich ansah, daß es mit ihm nicht richtig sei, griff er mit beiden Händen kräftig um den Hals des Tieres und wollte sich hinaufschwingen. Obwohl er nun aber ein ungeheuer starker und großer Mann war, der sich sonst auf seinen Arm verlassen konnte, so soll ihn doch das Pferd so weit und so hart abgeworfen haben, daß er ganz betäubt auf der Erde lag und sich lange nicht erholen konnte. Nach Reusch.

30. Der Schloßberg bei Tilsit.

Auf einem Berge oberhalb Tilsit, welcher von dem übrigen steilen Ufer der Memel abgetrennt ist, soll das Schloß eines Riesen gestanden haben, welches schon in uralter Zeit zerstört worden ist, wobei der Burgherr und seine Mannschaften umkamen. Auf jenem Berge läßt sich nun, wie die Sage erzählt, bisweilen ein schönes Fräulein sehen, welches man anreden kann, und das die Bittenden nicht abweist. Einst weidete auf den fetten Triften am Schloßberge ein Hirt seine Schafherde. Er war ein guter und getreuer Knecht, konnte jedoch nicht verhindern, daß sich schnell hintereinander von seiner Herde mehrere Lämmer verliefen und nicht wieder aufzufinden waren. Natürlich ward ihm von seiner Herrschaft Schuld gegeben, nicht genug aufgepaßt zu haben, und er beschloß, sich an das Fräulein auf dem Schloßberge zu wenden, ob ihm da vielleicht Hilfe käme. Es gelang ihm auch, die Helferin zu treffen. Da erzählte er ihr sein Unglück; obwohl sie ihn aber freundlich anhörte, erhielt er nur den Rat, daß er auf seine kranken Tiere gut achthaben solle. Nun trug es sich abermals zu, daß sich ein krankes Lämmchen von der Herde entfernte; aber diesmal folgte er demselben gewissenhaft nach und sah, daß es in einer Öffnung des Berges unter Gestrüpp verschwand. Er trieb also seine Herde nach Hause, kehrte aber am andern Tage mit Hacke und Spaten zurück, fand richtig die Öffnung wieder und warf bald so viel Erde aus, daß er bequem hinein konnte. Da befand er sich in einem Stalle der versunkenen Burg, wo in langen Reihen die schönsten Pferde, die blanksten Stiere, Böcke und Schafe standen, mitten unter ihnen auch seine Lämmer; aber sie waren wohl und gesund und labten sich an würzigem Heu, das ihnen aufgeschüttet war. Er ging immer weiter und gelangte durch prächtige Ge-

mächer in einen von Gold glänzenden Saal; in diesem saßen an einer langen Tafel regungslos schöne und köstlich geschmückte Frauen sowie kräftige Männergestalten, die in der Rechten ein Schwert, in der Linken einen geleerten Becher hielten. Obenan aber hatte ein Greis seinen Platz mit schneeweißem Haar, dem der Bart bis zur Erde durch den Tisch gewachsen war und der seine starren Augen gen Himmel richtete. Das war der alte Burgherr und sein Burggesinde, die in den Berg hinabgesunken sind. Dem Hirten aber wurde graufig ums Herz, und er suchte eilig den Rückweg. Da sah er sich auf einmal in einer Küche, in welcher alles noch in Leben und Bewegung war. Die Wände glänzten von goldenem Geschirre, die Küchenjungen liefen umher, ein mächtiges Feuer loderte auf dem Herde; dort briet man in großen Pfannen gutes Schwarzwild und Geflügel, der Koch aber rief ihn zu sich, hieß ihn sich setzen und bot ihm von den Speisen, sowie einen Humpen köstlichen Weines. Das ließ er sich nicht zweimal sagen, aß und trank nach Herzenslust und tappte sich dann nach dem Stalle, wo seine Lämmer standen. Die trieb er vor sich her, vergaß aber nicht, einen Korb mit würzigen Kräutern zum Futter für den morgenden Tag mitzunehmen. Was machte er aber für Augen, als er ins Freie gelangte und wahrnahm, daß Korb und Kräuter sich in gediegenes Gold verwandelt hatten! Noch oft ist er an jenen Ort zurückgekehrt, den Eingang in den Berg aber soll er nie wieder gefunden haben.

Nach Thiele.

31. Die Leichenflugbahn zu Ragnit.

Zu Ragnit im Regierungsbezirk Gumbinnen gab es früher einen besonderen Gottesacker für die deutsche und für die litauische Gemeinde. Auf dem Landstriche zwischen beiden soll nach der Sage weder Baum noch Strauch, weder Haus noch Mauer von den Toten geduldet worden sein; denn diejenigen von ihnen, die einander im Leben befreundet gewesen sind, sollen sich dort in stürmischen Nächten besuchen und in der Luft von einem Gottesacker zum andern fliegen. Ihr Flug erfolgt aber nicht hoch über der Erde, und deshalb können sie keinen auch nur wenige Ellen hohen Gegenstand auf ihrem Wege leiden. Einst baute ein Fremder, ohne die Warnungen der dortigen Einwohner zu beachten, im Bereiche der Leichenflugbahn ein Haus; ehe aber das Sparrwerk aufgesetzt ward, kam eine stürmische Nacht, und am Morgen lagen die starken Mauern des neuen Hauses in Trümmern. Es war dies um so auffälliger, als etliche armselige Hütten, die wenige Schritte entfernt standen, den Sturm ohne allen Schaden ausgehalten hatten, weil sie augenscheinlich den Leichen nicht im Wege gewesen waren. Den Bauherrn ergriff ein heimliches Grausen; aber er schämte sich, nach dem erlittenen Schaden der Warnung der Ragniter Recht zu geben, und versuchte den Toten zu trotzen. Er ließ also das Haus noch einmal aufbauen, und zwar stärker und fester als zuvor; als es jedoch wieder bis ans Dach war, trat eine stürmische Nacht ein, und am Morgen lag das Haus wieder in Trümmern. Nun wich der Bauherr der Macht der Toten und baute sein Haus ein wenig seitwärts, so daß es nicht mehr in dem Striche zwischen den Gottesäckern lag. Dort hat es viele Nächte hindurch unbeschädigt ausgehalten und steht heute noch.

Die Flugbahn der Toten mußte aber ganz genaue Grenzen haben; denn einmal wollte ein Bürger von Ragnit eine Scheuer in jener Gegend bauen, und da er ein Sonntagskind und ihm also die Geister sichtbar waren, so beobachtete er in einer stürmischen Nacht den Flug der Toten genau und steckte sich ein Zeichen ab, damit er ihnen mit seinem Baue nicht in den Weg geriete. Dabei mochte er aber doch um ein paar Ellen zu knapp gemessen haben; denn als die Scheuer fertig war und ein nächtlicher Sturm tobte, fand sich am folgenden Morgen die Ecke des einen Scheunengiebels abgerissen. Alsbald ließ der Besitzer denselben einrücken, und nun blieb er unbeschädigt. Aber eine kleine Dachspitze der Scheune ragte noch in die Flugbahn der Toten hinein, und so oft eine stürmische Nacht ist, reißen sie dieselbe herunter, so daß der Besitzer sie wohl hundertmal im Jahre ausbessern lassen könnte. Nach Ziehnert.

32. Die Wasserjungfern im Tilsiter Schloßteiche.

Vor langen Jahren soll sich am Schloßteiche in Tilsit folgendes zugetragen haben:

Ein Bauernsohn aus der Umgegend, der zum Soldaten ausgehoben und zum Trommler bestimmt war, ging, um sich ungestört üben zu können, gewöhnlich hinter einen Busch am Schloßteich. Als er eines Abends im Hochsommer dorthin kam, sah er plötzlich, indem er durch das Gebüsch blickte, drei schöne Mädchen an dieser sonst einsamen Stelle baden. Gleichzeitig bemerkte er am Ufer ihre Kleider, die aus grünen Gewändern und Schleiern von gleicher Farbe bestanden. Er dachte gleich, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehen könne, sprang also

auf die Sachen zu, raffte sie zusammen und ging damit ab. Kaum hatten dies die Mädchen gesehen, als sie, die schönste voran, dem Ufer zuschwammen und flehentlich um Rückgabe ihres Eigentums baten. Als aber der Soldat davon nichts wissen wollte, fingen sie an, mit ihm zu unterhandeln, und suchten ihn zu bestimmen, daß er ihnen wenigstens die Schleier zurückgäbe; die anderen Kleider könne er behalten. Der Schlaue merkte, daß gerade die Schleier für die Mädchen den meisten Wert haben müßten, und um sich der Sache zu vergewissern, packte er sie zusammen und that, als wolle er sie ins Wasser werfen. Sobald dies die Mädchen sahen, erhoben sie ein Freudengeschrei, er aber steckte nun das Paket in seinen Busen. Da wurden die Mädchen ärgerlich, bespritzten ihn mit Wasser, und als er fortlaufen wollte, hingen sie sich an ihn und umklammerten ihn mit ihren schönen weißen Armen. Jetzt wurde ihm selbst bange und er sprach: Laßt mich los und tretet etwas zurück. Nachdem sie dies gethan hatten, nahm er erst den einen Schleier, hielt ihn in die Höhe und fragte, wem er gehöre. Als sich die Besitzerin gemeldet hatte, reichte er ihn ihr und verfuhr ebenso mit dem zweiten; den dritten aber, der der schönsten gehörte, behielt er und lieferte ihn trotz allen Flehens seiner Eigentümerin nicht aus. So sprangen denn die beiden anderen schnell ins Wasser und tauchten augenblicklich wieder als zwei große weiße Fische zur Oberfläche des Wassers empor. Zu der dritten, von der er natürlich jetzt wußte, daß es eine Wasserjungfer war, sagte er: Folge mir nach Hause, Du mußt meine Frau werden! Es half nichts; sie mußte in ihrem grünen Kleide, aber ohne Schleier, in das Haus seiner Eltern folgen, die über die Braut ihres Sohnes nicht wenig erstaunt waren. Er ließ sie hier Bauernkleider anlegen, verschloß die grünen Gewänder in eine feste Kiste und ging dann wieder in seinen Dienst. Von diesem Augenblick an gedieh seinen Eltern alles, wie nie zuvor; die

Felder gaben eine dreifache Ernte, die Kühe einen gewaltigen Ertrag und im Hause machte sich die Arbeit von selbst, so daß das väterliche Gut das beste im ganzen Dorfe wurde. Sobald der Soldat seinen Abschied nehmen konnte, wurde die Hochzeit mit großem Gepränge gefeiert. So freundlich aber die junge Frau auch gegen jedermann war, das Schwatzen war nicht ihre Sache; wenn sie ihre Arbeit gemacht hatte, so saß sie ganze Nachmittage lang einsam im Garten und sang mit anmutiger Stimme Lieder, deren Sprache niemand verstand, oder sie ging an das Ufer des Schloßteiches und schaute traurigen Blickes in dessen klaren Spiegel. Nach und nach schenkte sie ihrem Manne, während der Wohlstand der Familie fortwährend wuchs, eine Anzahl von Kindern, doch ihr Äußeres, ihre blasse Farbe und ihr trauriges, verschlossenes, obwohl freundliches Wesen blieb sich immer gleich. Da mußte der junge Ehemann, der seine schöne Frau wie seinen Augapfel hütete, einmal verreisen. Er übergab seiner Mutter den Schlüssel zu der Kiste, in welcher er die Kleider und den Schleier seiner Frau verschlossen hatte, und machte es ihr zur heiligen Pflicht, weder irgend jemandem die Kiste zu öffnen, noch auch selbst einen Blick hineinzuthun. Die junge Frau hatte bald Kenntnis davon erhalten, that daher alles, was sie ihrer Schwiegermutter an den Augen absehen konnte, und da sie sich auch sonst bei derselben sehr beliebt gemacht hatte, so rückte sie endlich mit der, wie es schien, unbedeutenden Bitte heraus, ihr doch nur noch einmal zu erlauben, sich mit ihren alten Kleidern schmücken zu dürfen. Wiewohl sich die alte Frau des strengen Befehles ihres Sohnes erinnerte, glaubte sie doch ihrer lieben Schwiegertochter diesen kleinen Wunsch gewähren zu können, schloß auf und packte die Sachen aus. Unter lauten Freudenrufen kleidete sich die junge Frau hastig an und warf den Schleier über; ein blendendes Licht durchfloß das Gemach, so daß die alte Frau die Augen schließen mußte, und als sie die=

selben wieder öffnete, war ihre Schwiegertochter verschwunden. Thränen und Wehklagen erfüllten nun das Haus; der zurückkehrende Sohn war untröstlich, und die alte Mutter siechte vor Kummer dahin. Nur die Kinder trockneten bald ihre Thränen und spielten wie früher miteinander im Garten. Am liebsten verweilten sie jedoch in der Nähe des Schloßteiches, und bald fingen auch sie an, in einer allen unbekannten Sprache seelenvolle Lieder zu singen. Den Leuten war's ein Rätsel, woher die Kinder ihre Kenntnisse haben sollten; allein ihr Vater wußte recht gut, daß ihre Mutter heimlich ihre Hand über ihre Lieblinge halten werde. Er hat sich nie wieder verheiratet, genoß hoher Achtung bei seinen Nachbarn, erfreute sich großen Wohlstandes, war aber nie heiter, weil er den Verlust seiner Gattin nicht verschmerzen konnte.

Nach Langkusch.

33. Die Glossen des Rechtes.

Ein Preuße, der vor einer kleineren Stadt auf einem Gartengrundstück wohnte, hatte einen begabten Sohn, den er, soweit es sein Vermögen gestattete, etwas Tüchtiges lernen ließ. Dieser war lange zu Bologna in Welschland bei einem großen Herrn, der später zur Regierung kam, und stand dort nicht bloß in Ansehen, sondern erhielt auch viele Bücher zum Geschenk, die wegen ihrer Glossen* wertvoll waren. Mit den erworbenen Büchern kehrte er wieder nach Preußen zurück, zog in den Garten seines Vaters und las fleißig. Einst setzte sich der Vater zu ihm und fragte den Sohn mancherlei, unter anderem, warum

* Erklärende Anmerkungen.

der deutsche Orden einen großen Teil des Landes verloren habe. Der Sohn antwortete: Deshalb, weil der Orden oftmals ungerechte Urteile über die armen Unterthanen gefällt habe, was Gott nicht ungestraft lassen könne. Der Vater sah in das aufgeschlagene Buch seines Sohnes und fragte weiter, was die schöne und grobe Schrift und was die kleine mit etlichen roten Buchstaben zu bedeuten habe. Der Sohn antwortete: Die grobe Schrift enthält den rechten Text und die Wahrheit des Rechtes, welches in allen Dingen voranstehen sollte, die kleine Schrift aber ist die Betrügerei, wie man das Recht beugen, vermengen, aufschieben und verfälschen soll, wodurch dann oft der, welcher recht hat, unrecht bekommt. Die roten Buchstaben bedeuten aber die Worte des Rechtes, auf welche man eine Betrügerei finden kann.

Der Vater schwieg still, und als der Sohn eines Abends in die Stadt zu einer Gesellschaft ging, nahm er eine Schere und schnitt allenthalben in den Büchern die kleine Schrift fort. Sobald der Sohn heimkam, fand er das ganze Haus mit Glossen, die aus seinen Büchern geschnitten waren, bestreut und fragte zornig, wer das gethan habe. Der Vater bekannte sich zu der That und sprach: Mein lieber Sohn, ich habe an Dich alles gewandt, damit Du die Wahrheit und Gerechtigkeit lernen solltest; aus Deinem Berichte aber habe ich ersehen, daß Du in Deinen Büchern wenig Recht, aber viel Betrügerei mitgebracht hast, wovon schon genug in Preußen ist. Damit nun nicht noch mehr fremde Betrügerei in das Land komme, habe ich sie aus Deinen Büchern herausgeschnitten. Denn wenn schon der Ritterorden dadurch um das Land gekommen ist, so könnte es leicht auch geschehen, daß ich dadurch um meinen guten Garten käme! Da sprach der Sohn zum Vater: Ihr habt mir recht gethan; denn hätte ich Euch recht unterwiesen, so wäre mir dies nicht geschehen! Die ausgeschnittene Betrügerei

würde in viele Häuser getragen und dies belobt und belacht werden.

Trotzdem ist die Glosse überall in das Land gekommen, fleißig aufbewahrt worden und thut noch manchen Schaden.

Nach Hennenberger.

34. Die Betrügerei mit dem himmlischen Sendboten.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege gab es in Preußen viele Buben, die nicht arbeiten, gleichwohl aber viel verzehren wollten und sich deshalb auf Betrügereien legten. Da soll sich auch folgende Geschichte zugetragen haben:

In einem Städtchen war ein reiches, aber sehr thörichtes Weib, das hatte einen Mann, Namens Stolle, gehabt, der es mit ihm sehr gut gemeint hatte. Ein zweiter Mann, den sich die Frau hernach nahm, behandelte sie ziemlich schlecht, weshalb sie täglich um Mittag auf den Kirchhof ging und an ihres vorigen Mannes Grabe betete, daß er ihr doch bei Gott etwas Trost verschaffen wolle. Das hatte ein loser Schalk vernommen und auch die Einfalt der Frau erkannt; er zog sich also einen weißen Kittel an, setzte sich in die Nähe des Grabes und seufzte herzlich. Die Frau bemerkte ihn und sprach: Mein Brüderlein, warum seufzet Ihr so heftig und seht so erbärmlich gen Himmel? Er antwortete: Ach, soll ich denn nicht traurig sein, daß ich jetzt eine Zeitlang des seligen Angesichtes Gottes entbehren und in diesem Jammerthale sein muß? Doch sagt mir, liebe Frau, wo ist Erdmuthe Stollin? Denn ihr lieber Mann hat Gott vermocht, durch mich ihr anzuzeigen, daß ihr Begehr erhört worden ist und sie in kurzem erfreut werden soll!

Fröhlich sagte sie darauf: Du seliger himmlischer Bote, ich

selbst bin Frau Erdmuthe; wie geht es meinem lieben Manne? — Euer Mann, antwortet er, ist bei Gott und hat es bei diesem erlangt, daß Ihr bald zu ihm in die ewige Freude kommen sollt! — Wie lebt er dort? fragt sie weiter. Er genießt, spricht jener, des Umgangs der Heiligen, die er allhier verehrt hat; die bitten ihn zu Gaste, dann spielt er den Tag über mit St. Peter im Brettspiel, aber er schämt sich seiner Armut sehr, denn er hat nur seinen Totenkittel, darin er begraben worden ist. — Daß mein Mann ein solches Leben führt, spricht sie, will ich wohl glauben, denn das war sein Treiben auch auf dieser Welt. Des Morgens, sobald er aufgestanden war, ging er in die Kirche und verehrte die Heiligen, unter denen St. Peter ihm obenan stand, den Tag aber brachte er beim Brettspiele zu. Obwohl er nun tot ist, bleibt er doch mein lieber Mann, und ich mag ihn nicht lassen! — Sie führt also den angeblichen Geist mit sich nach Hause, giebt ihm 80 Goldgülden, etliche Ringe und silberne Becher, eine Schaube mit Marderpelz und die besten Hemden, die solle er ihrem Manne bringen, und wo der weiter etwas nötig habe, so solle er nur wieder zu ihr schicken, denn sie wolle von ihm nicht lassen. Dem Boten schenkte sie eine Mark als Reisegeld und wollte ihm auch zu essen und zu trinken geben; das lehnte er aber ab und sagte: Ich habe nicht Zeit, denn der Himmel wird abends zeitig geschlossen, und wenn ich draußen bliebe, so müßte ich befürchten, daß die Teufel mir Eure Gaben wieder abnähmen! Damit zieht er von dannen. — Kaum ist er zum Thore hinaus, so kommt ihr zweiter Mann nach Hause; sie heißt ihn willkommen und erzählt ihm von dem himmlischen Boten, und wie es ihrem ersten Manne ergehe. Der merkt sofort, um was es sich handelt, und sagt: Ich muß doch dem Boten nachreiten und Eurem Stolle eine gute Nacht sagen lassen! Er eilte auch den Betrüger und wollte ihn ergreifen; aber dieser war ihm zu stark, schlug ihn lahm, nahm das Pferd und ritt

mit seiner Beute davon. Ein Bauer fand den Unglücklichen, brachte ihn nach Hause, und als seine Erdmuthe wissen wollte, wovon er so lahm geworden sei, antwortete er: Ich habe Eurem Stolle das Pferd geschickt, damit er mit den Heiligen zuweilen spazieren reiten kann; unterwegs aber habe ich einen bösen Geist mit einem Menschen im heftigen Streite gesehen, davon ist mir der Schreck ins Bein gefahren!

Mit der Zeit soll diese Geschichte an den Tag gekommen sein, jedermann lachte darüber, und bald gab es in jener Gegend von Preußen das Sprichwort: „Wie einer hier lebt, also lebt er auch dort; das weiß Frau Erdmuthe!“ Nach Hennenberger.

Carl Flemming, Verlag, Buch- und Kunstdruckerei, A. G., Glogau.

Deutscher Sagenschatz.

Eine Auswahl der schönsten deutschen Sagen.

Nach Landschaften geordnet und bearbeitet

von

Professor Dr. J. W. Otto Richter

(Otto von Golmen).

I. Band.

Nordwestdeutschland

Rheinprovinz, Westfalen, Hannover, Oldenburg und Schleswig-Holstein.

Mit 10 Abbildungen.

Elegant gebunden 3 Mark.

Die ausgewählten Sagen sind charakteristisch und bedeutungsvoll, ihre Wiedergabe ist künstlerisch abgerundet und klar, der Stil geradezu musterhaft. Zehn schöne bildliche Darstellungen schmücken das vorzügliche Buch.

Internationale Litteraturberichte.

II. Band.

Mittleres Norddeutschland

Provinz Hessen-Nassau, Thüringen, der Harz und seine Umgebung, Mecklenburg und die Hansestädte Lübeck und Hamburg.

Mit 8 Abbildungen.

Eleg. geb. 3 Mk. 60 Pf.

Glückliche Auswahl der Sagen, knappe und anziehende Darstellung, gut ausgeführte Illustrationen — das alles macht den „Deutschen Sagenschatz" zu einem trefflichen Buche, das jedermann gern lesen wird. Der deutsche Sagenborn wird seinen alten Zauber auf jung und alt immer ausüben, wenn er in dieser anheimelnden Fassung kredenzt wird.

Volkszeitung, Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Biblioteka Główna UMK
300050961704

Biblioteka Główna UMK
300050961704